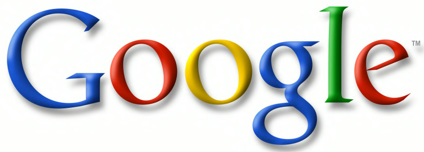
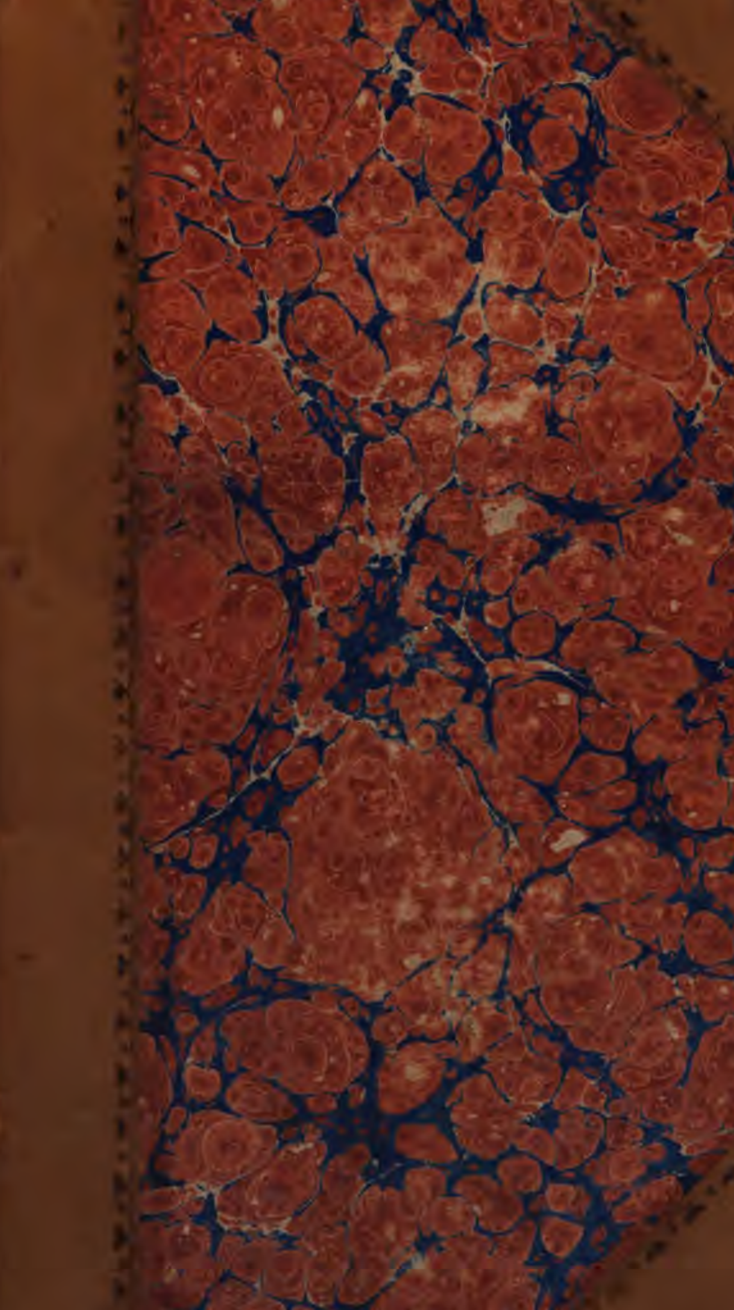




Kritisches Journal
der neuesten
theologischen Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Christoph Friedrich Ammon,

königl. Bairischem wirklichen Kirchenrathe und erstem Professor der Theologie zu Erlangen.

Ersten Bandes erstes Stük.

Nürnberg,
bei Monath und Kußler,
1813.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorrede.

Es sind nun zwanzig Jahre verflossen, seit der Verleger dieser Zeitschrift die Fortsetzung derselben nach dem Tode des sel. GKRs Döderlein dem jetzigen Herrn Oberkirchenrathe Hänlein zu München und mir, bei dem Antritte unserer theologischen Laufbahn, übertragen hat. Meine Versetzung nach Göttingen veranlaßte zwei Jahre später eine neue Veränderung: der Redaction, die der damalige Herr Professor Paulus zu Jena übernahm; ein abermaliger Amtswechsel brachte sie in die Hände des

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorrede.

Es sind nun zwanzig Jahre verflossen, seit der Verleger dieser Zeitschrift die Fortsetzung derselben nach dem Tode des sel. GKRs Döderlein dem jetzigen Herrn Oberkirchenrathe Hänlein zu München und mir, bei dem Antritte unserer theologischen Laufbahn, übertragen hat. Meine Versetzung nach Göttingen veranlaßte zwei Jahre später eine neue Veränderung der Redaction, die der damalige Herr Professor Paulus zu Jena übernahm; ein abermaliger Amtswechsel brachte sie in die Hände des

Herrn Kirchenrathes Gabler, der das Journal mit so vielen reichen und gelehrten Forschungen ausgestattet hat; und nun, da auch dieser würdige und vielumfassende Theolog die Direction desselben niederlegte, kehrt es, als ein freundliches Vermächtniß des Herausgebers und Verlegers, abermals zu mir zurük. Ich will es frei gestehen, daß nur diese wiederholte Aufforderung mich bestimmen konte, eine Jugendarbeit in reiferen Jahren wieder aufzunehmen. Ein zehnjähriger Aufenthalt in Göttingen hat mich von der Einseitigkeit herrschender Formen der Wissenschaft zurükgebracht, die sich junger Gemüther so leicht bemächtigt; ein fortgesetztes Studium der Alten und der Quellen des theologischen Wissens überhaupt bot mir seit dieser Zeit, in Verbindung mit den Resultaten des mündlichen Unterrichtes, oft genug Veranlassung dar, die Wissenschaft im Stillen zu bauen und frühere Arbeiten zu verbessern; die Versuchung, der Theologie auf kurze Zeit und für eine kleine

Lesewelt ein neues Modegewand überzuwerfen, hat nun jeden Reiz für mich verloren; und wenn ich schon den Kampf nicht fürchte, der, bei der gegenwärtigen Stimmung und Reizbarkeit der Gemüther von einem genannten Journalisten kaum vermieden werden kan, so glaubte ich doch die Zeit nicht verschwenden zu dürfen, welche meiner Berufsthätigkeit in mehreren Aemtern gewidmet ist. Alle diese Bedenklichkeiten weichen aber dem Gefühle der Pflicht, einen Posten wieder einnehmen zu müssen, der indessen würdiger und kraftvoller von Anderen behauptet worden war; mehrere der ausgezeichnetesten Gelehrten haben versprochen, mir auf ihm ihre Hand zu reichen, so, daß ich mich im Stande sehe, von der Michaelismesse des vorigen Jahres an, in diesem Journale nicht nur von den Fortschritten der Theologie, sondern auch der Hülfsdisciplinen, der Philosophie, Philologie und den Schulwissenschaften, wiewohl von den lezteren nach einem verkürzten Maasstabe,

eine

eine genaue, schnelle und möglichst vollständige Uebersicht zu geben. Der neue Jahrgang wird aus zwölf Stücken zu sieben Bogen bestehen, deren vier immer einen eigenen Band ausmachen.

Erlangen, am 10. December 1812.

Ammon.

Inhalt des ersten Stüks.

Abhandlung.

V.

Grund-

Grundzüge der Theologie des Spinoza.

Das edelste Geschenk, welches die Menschheit dem Christenthum verdankt, ist ohne Zweifel seine reine, heilige, väterliche und lebendige Gottesidee. Alle Rabbinismen, die dem Evangelium in sanften Allegorieen aus dem Judenthume anhängen, alle Pseudomysterien, welche der Anthropomorphism der Kirchenväter erfand, alle Mikrologieen des Dogmatism's, mit dem die Scholastiker gutmüthig, oder spitzfündig morgenländische Bilder in abendländische Metaphysik verwandelten, müssen zulezt vor dem reinen Lichte dieser Idee verschwinden. Wer im Innersten seines Gemüthes von diesem heiligen Gedanken durchdrungen den Gott Jesu einmal von dem Gotte Mose's und Muhameds unterscheiden gelernt hat, für den kan, bei einem consequenten Verstande, kein Irthum eines positiven Systems mehr gefährlich werden; sein Auge schärft sich an den milden Strahlen der aufgehenden Sonne, und in

n Him-
h vor
sam-
..gen
..y eine
..alogismen
kan. Zwei
eligen und fast
den Unterschied des
, über das Seyn oder
die Beweise für die Wirk-
Wesens, ihre Rangordnung
Kaum warfen sich aus diesen
..tscher Geduld und Ungeduld die
ultate heraus, man könne Alles das
nicht wissen, sondern nur ahnden; der
an Gott sei doch eine moralische brauch-
Hypothese, die sich freilich nicht erweisen las-
die Hauptsache bleibe immer die, den alten
Realirthum von der Weltschöpfung auszurot-
n, der aller Wissenschaft von Grund aus wider-
streite; als man endlich aus dieser Ueberspannung
erwachte und zur unmittelbaren Gewißheit in der
Anschauungstheologie zurückkehrte. Vernunft und
Ein-

...ft, die man so lange getrennt hatte,
...eder schwesterlich und schwuren
... Idee des Absoluten, von
...her zur spärlichen Kost
erhielt von der Phan-
...rung; sie blühte zur
...lie heran und wurde ihr
...; kaum daß der brüderliche
...en beiden versöhnten Schwestern
...nekt, bißweilen durch seinen Starr-
...ieden des Hauses störte; kündlich groß
das Geheimniß ausgesprochen, Alles in
.., und wer es läugnet, der kennt den Apostel
nicht, welcher der Weisheit Meister ist.

Und dieser Meister ist – nicht Paulus und nicht Johannes — sondern Spinoza der Benedei'te, der aus dem Jao der Bibel und aus den Wirbeln des Descartès einen Gott zusammengesezt hat, welcher so lange das Heil der Physiker und das Schreckensbild aller christlichen Theisten war. Ist aber dieses Schreckensbild kein Phantom; war dieser neue Benedict nicht ein besonnener, tiefer Forscher und ein tugendhafter, edler Mensch; lehrte er nicht, wie Christus, die einzig wahre Tugend und Seligkeit, bestehe in der Liebe zu Gott; ist es nicht die Unwissenheit und der Syna-

in dichten Massen fallen nun die Nebel vom Himmel herab, die in seinem trüben Blicke noch vor Kurzem mit dem dämmernden Morgenlichte zusammenflossen.

Täuscht uns nicht Alles, so stehen wir an einem Scheidewege, der uns weit von dem herrlichen Theism der Lehre Jesu entfernen und durch eine lange Reihe von Spizfündigkeiten und Paralogismen in unabsehliche Irthümer verwickeln kan. Zwei Jahrzehende verflossen unter trübseligen und fast ärgerlichen Streitigkeiten über den Unterschied des Wissens und des Glaubens, über das Seyn oder Nichtseyn Gottes, über die Beweise für die Wirklichkeit des höchsten Wesens, ihre Rangordnung oder Richtigkeit. Kaum warfen sich aus diesen Discussionen deutscher Geduld und Ungeduld die tröstlichen Resultate heraus, man könne Alles das eigentlich nicht wissen, sondern nur ahnden; der Glaube an Gott sei doch eine moralische brauchbare Hypothese, die sich freilich nicht erweisen lasse; die Hauptsache bleibe immer die, den alten Radicalirthum von der Weltschöpfung auszurotten, der aller Wissenschaft von Grund aus widerstreite; als man endlich aus dieser Ueberspannung erwachte und zur unmittelbaren Gewißheit in der Anschauungstheologie zurückkehrte. Vernunft und

Ein-

Einbildungskraft, die man so lange getrennt hatte, umarmten sich wieder schwesterlich und schwuren sich ewige Treue; die Idee des Absoluten, von der reinen Vernunft bisher zur spärlichen Kost der Negationen verurtheilt, erhielt von der Phantasie wieder reichliche Nahrung; sie blühte zur Erstgebornen der Familie heran und wurde ihr Eins und ihr Alles; kaum daß der brüderliche Verstand, von den beiden versöhnten Schwestern geliebt und genekt, bißweilen durch seinen Starrsinn den Frieden des Hauses störte; kündlich groß ist nun das Geheimniß ausgesprochen, Alles in Gott, und wer es läugnet, der kennt den Apostel nicht, welcher der Weisheit Meister ist.

Und dieser Meister ist – nicht Paulus und nicht Johannes — sondern Spinoza der Benedei'te, der aus dem Jao der Bibel und aus den Wirbeln des Descartès einen Gott zusammengesezt hat, welcher so lange das Heil der Physiker und das Schreckensbild aller christlichen Theisten war. Ist aber dieses Schreckensbild kein Phantom; war dieser neue Benedict nicht ein besonnener, tiefer Forscher und ein tugendhafter, edler Mensch; lehrte er nicht, wie Christus, die einzig wahre Tugend und Seligkeit, bestehe in der Liebe zu Gott; ist es nicht die Unwissenheit und der Syna-

gogeneifer, der ihn von jeher unter Juden und Christen verketzert hat; und wenn sich Dunkelheiten und Widersprüche in seinem Systeme finden sollten, welches Kant selbst das undurchdringliche nannte, wäre es nicht billiger, sie auf Rechnung des Herausgebers zu setzen, der alle Werke Spinoza's stylisirte, als sie dem Urheber selbst zur Last zu legen? Bleibe es vor der Hand unseren Lesern überlassen, diese Fragen zu beantworten; was die frühere Partheisucht hierüber bejaht und verneint hat, haben wir gelesen und vergessen; selbst der milderen und mildesten Urtheile neuerer Zeit über den Spinozism dürfen wir uns erst bei einer der folgenden Abhandlungen erinnern, wo wir, Streitigkeiten weder suchend, noch fürchtend, uns zu der Beantwortung der neuen Frage wenden werden, ob der Gott Jesu und der Gott des Spinoza einer und derselbe sei? Diesmal beschränken wir uns auf eine treue Darstellung der theologischen Grundsätze dieses Philosophen aus seinen eigenen Schriften; namentlich zeichnen wir die Hauptideen aus, die sich die neuere Zeit als unbezweifelte Principien

*) B. d. S. opera posthuma. Ohne Druckort 1677. in 4. Ethica p. I, II, III, V. tractatus theologico-politicus und epistolae, besonders die ad Oldenburgium.

cipien wieder anzueignen scheint, oder doch in das System der Glaubenslehre einzuführen versucht hat; auch um den menschlichen Verstand ist der wiederkehrende Kreislauf alter Gedanken enger gezogen, als man bei seiner weiten Leere erwarten sollte; in jedem Falle aber ist der formale Gewinn aus dem systematischen Irthume größer für den Geist, als aus der unsystematisch gedachten Wahrheit, und so kan auch diese Wiederholung durch Zweifel und Forschungen zur tiefern Einsicht und Erkentniß führen.

— — —

„Unter der Selbsturfache verstehe ich das, in dessen Wesen auch das Seyn liegt; oder ein Wesen, dessen Natur nicht anders, als existirend gedacht werden kan. Eben so stelle ich mir die Substanz als das für sich Gedachte vor, welches zur Bildung seines Begriffes keines Merkmales von einem anderen Gegenstande bedarf. Die Eigenschaft ist mir eine Wahrnehmung des Verstandes an der Substanz, die zu ihrem Wesen gehört. Frei nenne ich das, was durch die innere Nothwendigkeit seiner Natur ist und zum Handeln bestimmt wird; im Gegensatze des Erzwungenen, das in seinem Seyn und Wirken von fremdem Einflusse abhängt. Ewig heißt dasjenige Seyn, dessen Existenz schon aus dem Begriffe der Ewigkeit

fließt.

fliest. Unter Gott denke ich mir ein absolut unendliches Wesen; das heißt, eine beharrlicht Substanz von unendlichen Eigenschaften, deren jede einzeln ein ewiges und unendliches Seyn ausdrükt. Aus diesen Begriffen folgere ich die Axiome: Alles, was da ist, ist entweder in sich, oder in einem Anderen; jede wahre Idee muß ihrem Gegenstande entsprechen; was als nicht existirend gedacht werden kan, dem ist die Existenz nicht wesentlich. Noch weiter bilde ich hieraus die Allgemeinsätze: Zwei Substanzen, von verschiedenen Eigenschaften können nichts unter sich gemein haben; es kan also auch die eine nicht Ursache der andern seyn. Auch können im Kreise der Wesen nicht zwei, oder mehrere Substanzen von gleicher Natur und Eigenschaft existiren. Ueberhaupt kan eine Substanz die andere nicht hervorbringen; denn jede Substanz ist unendlich und trägt das Merkmal des Seyns in sich selbst.

Tragen wir diese Sätze auf Gott über, so folgt aus ihnen, daß jede Idee, die sich auf ihn bezieht, ihrer Natur nach wahr und untrüglich ist. Er ist im Reiche der Wesen die einzige Substanz von unendlichen Eigenschaften, deren jede in sich den Keim des nothwendigen Seyns trägt; denn da jede Substanz unabhängig und als Selbstursache

ursache gedacht wird, so ist es unmöglich, einen Grund ihres Nichtseyns in, oder außer ihr zu denken; Gottes Seyn und Wesen sind also unzertrennlich und eben daher ewige Wahrheit. Als unendliche Substanz ist er auch untheilbar; denn alles Theilbare ist endlich; es kan also nicht einmal eine körperliche Substanz getheilt werden, insofern sie Substanz ist. Wasser, als Wasser kan man erzeugen und theilen; Wasser als Substanz aber ist weder erzeugbar, noch theilbar. Gott ist ferner ein denkendes Wesen; denn je mehr es denkt, desto mehr Vollkommenheit enthält es; nun wird es aber als eine unendliche Substanz gedacht; es denkt folglich in's Unendliche, oder alle Gedanken fließen aus der einzigen Idee seines unendlichen Verstandes. Er ist aber auch ein ausgedehntes Wesen; denn als unendliche Substanz bringt er nicht allein das Seyn, sondern auch das Wesen der Dinge hervor. Nun sind aber die Körper Affectionen, welche das Wesen Gottes auf eine bestimmte Weise ausdrücken; da sich nun allenthalben Materie findet, so ist auch das Wesen Gottes allenthalben, oder er ist ausgedehnt in's Unendliche. Gott, als denkende und als ausgedehnte Substanz ist immer nur eine und dieselbe; denn da die Art seiner Ausdehnung und die Idee dieser Art nur ein Begriff in verschiedenen Ausdrücken ist,

so sind sie an sich eben so eins, wie der Cirkel in der Natur und seine Idee in dem göttlichen Verstande. Zufällig ist im Reiche der Wesen nichts vorhanden; Alles ist durch die Nothwendigkeit der göttlichen Natur zu einem gewissen Seyn und Wirken bestimmt. Diese Nothwendigkeit ist zwar keine äussere und am wenigsten eine Gewalt des Schicksals, welcher Gott unterworfen wäre; sein Wille ist aber auch keine freie, sondern eine nothwendige Ursache, weil er mit dem Verstande zusammenfließt, welcher eine ewig wirkende Allmacht ist. Genau in dieser nothwendigen Selbstbestimmung seiner eigenen Natur besteht die wahre Freiheit Gottes. Er ist folglich die absoluteste Ursache alles dessen, was sein unendlicher Verstand sich denken kan; in eben dem Sinne, als er Ursache von sich selbst ist, ist er auch die Ursache aller Dinge, nicht allein ihrem Seyn, sondern auch ihrem Wesen nach; alle einzelne Gegenstände sind also nur Affectionen der göttlichen Eigenschaften, oder Modificationen, welche die Wirksamkeit dieser Attribute auf eine bestimmte Weise ausdrücken. Gott als freie Ursache dieser Wirksamkeit heißt die wirksame Natur; das hingegen, was als Modification der göttlichen Eigenschaften aus der nothwendigen Natur Gottes fließt, was in ihm ist, und ohne ihn nicht gedacht werden kan,

die

die bewirkte oder erzeugte Natur *). Alles ferner, was aus der absoluten Natur einer göttlichen Eigenschaft folgt, muste auch von jeher vorhanden seyn; es ist unendlich und ewig; Gott ist nicht die vorübergehende, sondern die bleibende und einwohnende Ursache aller Dinge. Alles, was existirt, ist in Gott vorhanden und kan ohne ihn nicht gedacht werden; denn alles Existirende ist entweder Substanz, oder Modification. Nun giebt es aber nur eine Substanz, und ohne sie keine Modification; Alles Existirende ist folglich in Gott und hängt so von ihm, als der ersten Ursache ab, daß es ohne ihn nicht gedacht werden kan. Daß Gott mit der Natur, wenn man sie als eine Masse von Materie denkt, eins, oder selbst ein Körper sei, folgt hieraus keinesweges; denn etwas Anderes ist ein Körper, welcher als endlich und meßbar gedacht wird, und etwas Anderes, die körperliche und unendlich ausgedehnte Substanz, die als unendliche Größe nicht gemessen werden und nicht aus Theilen bestehen kan. Alles Vorhandene konte indessen weder anders modificirt, noch in einer anderen Ordnung von Gott hervorgebracht werden, als es wirklich geschieht; denn eine andere Ordnung der Natur würde die Möglichkeit

*) Natura naturans et naturata.

lichkeit eines andern Wesens Gottes voraussetzen, folglich die Einheit und Nothwendigkeit der göttlichen Substanz aufheben, welches widersprechend ist. Was Gott thun kan, das thut und wirkt er auch; es ist also dergestalt in seinem Wesen gegründet, daß es nothwendig aus ihm folgt und wirklich werden muß. Es ist ein Vorurtheil, daß Gott an der Harmonie der Welt eine Freude habe, oder daß er Alles in der Natur zu gewissen Zwecken hinlenke, so wie der Mensch Alles auf seinen Nutzen und Vortheil zu beziehen pflegt. Gott ist keiner Freude und keiner Traurigkeit fähig; genau genommen liebt und haßt er Niemanden. Es ist zwar gewiß, daß in der Natur Alles mit ewiger Nothwendigkeit und in der höchsten Vollkommenheit fortschreitet: aber die Lehre von den Zwecken stürzt die ganze Natur um, verwandelt die Ursache in die Wirkung und das Vollkommenste in die größte Unvollkommenheit. Aus ihr würde nicht nur folgen, daß das, was Gott unmittelbar hervorgebracht hat, unvollkommener wäre, als die folgende Mittelursache, die man sich als Zwek des früher Geschaffenen denkt; man tritt auch durch sie der göttlichen Vollkommenheit zu nahe, weil jeder Endzwek Gottes ein Bedürfniß voraussezt, das er durch die Realisirung eines Zweckes zu befriedigen strebt; dadurch wird aber Gott in einen Zustand

der

der Unvollkommenheit versezt, aus welcher er erst durch die Realisirung seiner Absichten wieder in die Vollkommenheit eintritt. Das Vorurtheil von dem Zwecke der Natur ist aus dem Dünkel der Menschen entstanden, daß das gut sei, was ihnen gefällt, und das böse oder übel, was ihnen mißfällt; daher ihre verworrenen Begriffe von Lob und Tadel, von Sünde und Verdienst, von Ordnung und Unordnung, von Schönheit und Häßlichkeit. Die wahre Vollkommenheit der Dinge hängt aber keinesweges von dem Maßstabe des menschlichen Gefallens, oder Mißfallens, sondern einzig von ihrer Natur und Beschaffenheit ab, insofern diese in dem Wesen des unendlichen Verstandes gegründet ist. So ist die menschliche Seele nichts Anderes, als die Idee eines einzelnen Wesens in dem göttlichen Verstande, durch welche er die Natur des menschlichen Gemüthes bildet, so, daß es zwar Bewußtseyn seiner in der Außenwelt, aber keine innere Kentniß seiner selbst besizt, welche nur der Idee des göttlichen Verstandes zukomt. Das Object dieser Idee, die das menschliche Gemüth erzeugt, ist der Körper; oder eine gewisse Modification der Ausdehnung, welche wirklich existirt. Nun besteht aber das Wesen der Seele in der Idee eines wirklich existirenden Körpers. Die Attribute einer bestimmten Denkkraft

und

und Ausdehnung, welche beide den Keim des ewigen und unendlichen Wesens in sich tragen, machen folglich das Wesen des Menschen aus, in welchem Seele und Körper, wie Idee und Object, vereinigt sind. Dieses menschliche Gemüth hat eine genaue Kentniß des ewigen und unendlichen Wesens Gottes, insoferne es der Ideen von sich, seinem Körper und der Aussenwelt mächtig ist; denn so wie es beide in dem Gedanken der Ewigkeit erkenne, gewinn't es auch nothwendig die Erkenntniß Gottes und weiß, daß es in Gott ist und von ihm gedacht wird. Einen absolut-freien Willen hat daher der Mensch nicht, vielmehr steht das Gemüth im Geschäfte des Wollens unter dem Einflusse der Causalitätsreihe ausser ihm in's Unendliche. Eben so wenig hat der Mensch ein absolutes Vermögen zu erkennen, zu begehren, zu leiden; wer es demnach zu besitzen glaubt, verwechselt die Wirklichkeit mit dem leeren Allgemeinbegriffe, den wir durch Abstraction aus dem Einzelnen zu bilden pflegen. Verstand und Wille sind eins; das Gemüth kann folglich nichts bejahen, nichts verneinen, nichts wollen, was nicht in der Idee liegt, die sein Wesen bestimmt. Dennoch hängt es von der Thätigkeit des Gemüthes ab, alle sinnlichen Anschauungen auf die Idee Gottes zu beziehen; durch diese Reflexion werden die dunklen Vorstellungen

lungen der Leidenschaft in klare Begriffe verwandelt; in eben dem Maße, als sich der Mensch seiner und seiner sinnlichen Affectionen deutlich bewußt wird, freut er sich, begleitet von der göttlichen Idee, welche jede Traurigkeit aus der Seele verdrängt. So entsteht die Liebe zu Gott, welche nichts Anderes ist, als ein Theil der unendlichen Liebe, mit der sich Gott selbst liebt; mit ihr die Tugend, oder das höchste Gut der Vernunft, dessen sich alle Menschen erfreuen können; und mit ihr die Seligkeit, welche selbst Tugend ist, weil wir nur dann, wenn wir sie besitzen, unserer Lüste mächtig werden können. Die menschliche Seele kan mit dem Körper nicht gänzlich untergehen, sondern es bleibt von ihr das übrig, was ewig ist; ewig nennen wir aber das, was zur Zeit in gänzlich keinem Verhältniß steht; insofern also die Seele das Wesen des Körpers unter dem Gedanken der Ewigkeit in sich faßt, ist sie selbst ewig und ihr Seyn kan nach keinem Zeitmaße bestimmt werden. Nun besteht aber das Wesen der Seele in der Erkentniß, und die Erkentniß in dem Bewußtseyn, welches nur möglich ist unter der Bedingung der Dauer des Körpers; es ist also nothwendig in Gott die Idee vorhanden, welche das Wesen dieses und des künftigen menschlichen Körpers mit dem Gedanken der Ewigkeit umschließt.

Trägt man diese Hauptsätze, lehrt Spino-za, auf das Christenthum über, so geht allen den Lehren, die man bisher für unbegreiflich gehalten hat, ein ganz neues Licht auf, ohne daß man nöthig hat, seine Zuflucht zu Wundern zu nehmen, die das Dunkle aus dem noch Dunkleren beweisen sollen und von jeher eine Zuflucht des Aberglaubens und der Unwissenheit waren. Schon die alten Hebräer und Paulus lehren, daß Alles in Gott sei, in ihm werde und wirke; genau der Hauptsaz unseres Systems, daß Gott nicht die vorübergehende, sondern einwohnende Ursache des Universums ist. Das ganze Christenthum ist auf den seligmachenden Glauben an den Sohn Gottes gebau't; auch wir stimmen damit vollkommen ein, wenn man dieses von dem ewigen Sohne Gottes, das heißt, von der ewigen Weisheit versteht, die sich in allen Dingen, besonders in dem menschlichen Gemüthe und am allermeisten in Jesus Christus geoffenbaret hat. Ohne sie kan Niemand in den Zustand wahrer Seligkeit eintreten, weil sie allein lehrt, was wahr und falsch, was gut und böse ist. Insofern die Schüler Jesu seinen Geist besaßen, haben sie sich mit Recht gerühmt, es allen andern Weisen in der Erkenntniß Gottes zuvor zu thun. Daß gewisse Kirchen hinzusetzen, Gott habe die menschliche Natur angenommen, ist mir eben so

unverständlich, als wenn Jemand behaupten wolle, der Cirkel habe sich in die Natur des Quadrat's verwandelt. Mir genügt es, Christum mit Johannes, dessen Evangelium durchaus hebräisch gedacht ist, als den Tempel Gottes zu denken, weil sein Wort in ihm gewohnt und sich deutlicher, als durch irgend einen Anderen den Menschen geoffenbaret hat. Was die Apostel von dem Leiden, Tod und dem Begräbnisse Jesu berichten, verstehe ich buchstäblich; in den Erzählungen von seiner Auferstehung und Himmelfahrt hingegen konten sie, ohne daß die Wahrheit des Evangeliums darunter leidet, getäuscht werden, wie dieses gar vielen Propheten vor ihnen begegnet ist. Ich erkläre daher seine Auferstehung, so wie sie den Gläubigen ihrer Fassungskraft gemäß geoffenbaret wurde, allegorisch und geistig von seinem Uebergange in die Ewigkeit: wie er seinen Schülern im Leben und Tode mit dem Beispiel einer ausgezeichneten Heiligkeit vorangieng, so wekt er auch sie von den Todten auf, wenn sie dem Beispiele seines Lebens und Todes folgen. Ueberall unter den Christen, wo sich Gerechtigkeit und Liebe findet, da bleiben sie in Gott und Gott in ihnen; die Unterscheidungslehren einzelner Kirchen von einander, sind Erfindungen des Aberglaubens, die sie selbst wieder in der Hitze des Streites einem bösen Geiste zuschreiben, welcher nirgends

vor-

vorhanden ist, als in ihrer Einbildung und Verkehrtheit. Was eine oder die andere derselben von dem Alter der Traditionen und der ununterbrochenen Dauer ihrer Kirche behauptet, ist das alte Lied des Pharisäism's, der sich auf lange Reihen unmittelbarer Offenbarungen, Wunder und Märtyrer beruft und dennoch eine Pflanzschule aller Irthümer ist. Genau darinnen besteht aber der Unterschied zwischen Religion und Aberglauben, daß jene die Weisheit und dieser die Unwissenheit zur Quelle hat; wahre Christen zeichnen sich durch Glauben, Liebe und Früchte des heiligen Geistes, falsche durch Meinungen aus, die sie aus Wundern, das heißt, aus der Unwissenheit, dem Grunde alles Bösen, zu erweisen suchen. Ich maße mir nicht an, die beste Philosophie gefunden zu haben; aber daß ich die wahre kenne, weiß ich eben so gewiß, als jeder Vernünftige sicher ist, daß drei Winkel eines Triangels zwei rechten Winkel gleich sind. Nur der Thor träumt von bösen Geistern, die uns falsche, den wahren ähnliche Gedanken eingeben sollen; denn die Wahrheit kündigt sich selbst an und enthüllet den Irthum."

— — —

I. Reli-

I. Religionsphilosophie.

1. Heidelberg bey Mohr und Zimmer: Von deutscher Philosophie Art und Kunst. Ein Votum für F. H. Jacobi gegen F. W. J. Schelling, gegeben von Jakob Friedrich Fries. 102 S. in 8. 1812.

Die Entzweiung der Herren Jacobi und Schelling über die wahre Natur Gottes ist der alte Streit der gläubigen Vernunft und des dialektischen Verstandes. Jener spricht für den lebendigen, persönlichen Gott, der, über die Welt erhaben, Alles mit ewiger Weisheit und Güte beherrscht; aber er hüllt seinen Glauben in den Schleier des Geheimnisses ein und spricht von einer Zuversicht auf das Uebernatürliche, welche der vollen Klarheit der Entwickelung und des Beweises ermangelt. Dieser, „den ein für allemal fertigen, eben darum (wie er meint) wahrhaft unlebendigen, todten Gott" verschmähend, läßt den seinigen aus der Unvollkommenheit sich durch die Schöpfung erst zur Vollkommenheit erheben, indem er schaffend den nicht in

telligenten Theil seines Wesens dem intelligenten unterwirft; aber mit aller Schärfe der Dialektik vermag er es nicht, den helldunklen Doppelbegriff, Geist und Chaos, in die reine Potenz der Idee zu verklären. Dort verliert sich das Licht in den Wolken; hier zieht die Wolke dem künftigen Lichte voran. Dämmerung des freundlichen Abendes, und Dämmerung des stürmenden Morgens, warum trennt euch eine Nacht des Gemüthes, reich an häßlichen Visionen und Träumen; seid ihr denn nicht beide Schwestern des Tages, und genügt euch nicht das dichte Dunkel der Natur und der Zeit? Ob wir gemeine Pilgrime seien, des ungemeinen Philosophirens unkundig, das irre und kümmere euch nicht; geführt, oder angeführt wandeln wir, wie ihr, vom Glauben zum Schauen, und sehen hell genug, um aus voller Seele zu rufen: Herr, es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget.

Den sinkenden Abend aufzuhalten, oder doch vor Sonnenuntergang unseren Blik noch einmal zum Himmel emporzurichten, ist die Absicht des geistvollen Verfassers dieser Schrift, in der wir, biß auf wenige Stellen, des Guten und Treflichen viel fanden. „Der Geist christlicher Lehre, erinnert er, hat unter den Menschen einen Glauben gewekt,

der,

der, über Einsicht und Wissenschaft weit erhaben, mit griechisch-religiöser Naturphilosophie nichts zu theilen hat. Dieser Glaube sezt Selbstständigkeit des Geistes voraus, und lehrt uns Gott als einen Geist verehren, ohne uns die (für unsern Verstand gar nicht denkbare) Einsicht darzubieten, wie Gott die Welt geschaffen habe. Kant, dem wir die wissenschaftliche Sicherheit unsers philosophischen Systems verdanken, hat gerade für die Ausbildung der Glaubenslehre am Wenigsten gethan: man vermißt bei ihm die Deduction der Ideen, welche dem Menschen die Selbsterkentniß eröfnet, wie und warum der Glaube an freies, ewiges Leben und Gottheit dem Innersten unseres Geistes einwohne und einwohnen müsse. Jacobi's Philosophie hat das Verdienst, nicht nur den christlichen Geist des Glaubens und der Andacht genährt, sondern auch die Leerheit des Verstandes und der Beweise auf dem Gebiet der Theologie in's Licht gestellt zu haben; das Daseyn Gottes beweisen wollen, heißt es vernichten; Alles kommt hier auf unmittelbare Gewißheit an, deren Princip innere Offenbarung ist. An die Stelle dieses Glaubens sezt Schelling die intellectuelle Anschauung des Absoluten, als die einzige ursprüngliche Erkentniß des Menschen; diese Absolutheit ist ihm nicht real, sondern nur ideal; aber gleich ewig mit dem schlechthin Idealen ist

ihm doch seine ewige Form, nach welcher das Ideale, um aus seiner Idealität herauszutreten, auch ein Reales ist. So spaltet sich die absolute Einheit in die Duplicität des Subjectiven und Objectiven, und beide lösen sich wieder zur Einheit in totale Indifferenz auf; eitel Widersprüche, in platonische Formeln gehüllt, die alle Ausführung der Lehre in puren Gallimatias verwandeln. Da finden wir einen Gott, der eines Grundes bedarf, damit er seyn kan, nur nicht ausser, sondern in ihm; einen Gott, der in sich eine Natur hat, die, obgleich zu ihm selbst gehörig, doch von ihm verschieden ist. Diese Natur ist die Sehnsucht, welche das Ewige Eine empfindet, sich selbst zu gebähren. Sie ist nicht das Eine selbst, aber doch gleich ewig mit ihm. Diese Sehnsucht ist der noch dunkle Grund, die erste Regung göttlichen Daseyns; ihr entsprechend erzeugt Gott in sich selbst eine reflexive Vorstellung, durch die er sich in seinem Ebenbilde erblikt. Diese Vorstellung ist das erste, worin Gott, absolute betrachtet, verwirklicht ist, obgleich nur in ihm selbst; sie ist im Anfang bei Gott und der in Gott gezeugte Gott selbst. Da ist vor allem Grunde und vor allem Existirenden der Urgrund, oder Ungrund, der in zwei gleich ewige Anfänge auseinander geht, aber doch nicht in beiden zugleich, sondern gleicherweise, in jedem das Ganze, ein ei-

genes

genes Wesen ist, damit die zwei, die in ihm als Urgrund nicht zugleich, oder Eins seyn konten, durch Liebe eins werden. Zu solchen Verworrenheiten führt der unglükliche Versuch, die ewige Einheit aller Dinge durch die Idee der absoluten Substanz zu denken; eine Aufgabe, die an sich unauflöslich und widersinnig ist. Offenbar können wir die ewige Einheit der Dinge nur in der Idee des Verhältnisses der Gottheit zur Welt denken, indem die Gottheit als absolute Ursache der Welt, als das Wesen über der Welt gedacht wird, durch welches alle Geister und ihre sittliche Ordnung ewig bestehen. Dieser Glaube, nicht ein schaler Mysticism, oder die Rückkehr zum verlaßnen Aberglauben in positiver Lehre, ist es, dessen wir zu unserer Weisheit bedürfen; und zu seiner Begründung ist die Ausbildung einer Religionslehre ohne alle Dogmatik das Einzige, was im Namen der Weisheit von der Wissenschaft gefordert werden kan."

Weder der Zwek dieses Journals, noch die Zeitgrenzen, die uns zur Uebersicht der theologischen Literatur vorgezeichnet sind, erlauben uns, tiefer in einzelne Puncte dieses Streites einzugehen. Auch halten wir die Gründe des Theism, welchem Jacobi und Fries das Wort sprechen, für zu sieg-

reich entscheidend, als daß wir uns versucht fühlen sollten, sie hier in ein neues Licht zu stellen. Aber von dem ersteren dieser gründlichen Forscher wünschten wir doch weitere Aufklärung über die Behauptungen, daß der Glaube an Gott unmittelbar gewiß sei und daß er durch jeden Beweis vernichtet werde. Offenbar wird der Mensch zuerst sich seines Ich's, dann Seiner als eines integrirenden Theiles der Welt, und dann erst Seiner in Gott bewußt. Wie kan nun die göttliche Idee, als solche, für ihn unmittelbare Gewißheit haben, da sie zwar der Dignität nach vom ersten, der Genesis nach hingegen für ihn vom dritten Range ist, und erst nach vielseitiger Verstandescultur in dem Gemüthe mit voller Klarheit hervortritt? Es giebt Menschen, welchen der Gedanke an Gott gleich Null ist; selbst Weise und Tugendhafte, in deren Seele der Glaube an ihn, nach der wechselnden Beschaffenheit ihres Gemüthes, stark, schwach und schwächer wird; wie ließe sich das erklären, wenn das Seyn Gottes Jedem unmittelbar gewiß wäre, wie die Apperception seines Ichs? Sollte daher die Voraussetzung einer inneren Offenbarung des Göttlichen, als einer Thatsache des Bewußtseyns ohne vorhergegangene Synthesis der Vernunft, nicht ein Erschleichungsfehler seyn, der zwar dem Herzen des Glaubigen Ehre bringt, aber die

wahre

wahre und wissenschaftliche Begründung des Glaubens hindert? Eben so wenig will es uns klar werden, wie der Weg des Beweises dieser Urwahrheit zum Fatalismus führen, oder sie selbst vernichten könne. Nur der mißverstandene Satz, daß der Grund höher stehen müsse, als das Begründete, kan zu dieser Ansicht verleiten; dieser gilt aber nur von dem Grunde des Seyns, nicht von dem Grunde der Idee. Jener würde über Gott hinaus in den Schooß der Nothwendigkeit führen; dieser aber führt nur zurük zur Welt, oder zu uns selbst, also zu Principien, welche früher im Gemüthe vorhanden sind, als die göttliche Idee. Nun bezieht sich aber jeder Beweis nicht auf das Object, als solches, sondern nur auf den Gedanken desselben und die aus dem Wesen der Vernunft nachgewiesene Nothwendigkeit, ihn so, und nicht anders zu denken (Fries in der neuen Kritik der Vernunft I, 293. f. II, 45 f.); der Beweis, im reinen Sinne des Wortes, ist also das einzige Mittel, die an sich noch leere Idee des Absoluten in uns zu beleben, den Glauben an Gott fest zu gründen, und die menschliche Freiheit zu retten, die bei der unmittelbaren Gewißheit von Gottes Daseyn verschwinden würde. Was die Deduction der göttlichen Idee betrift, welche Jacobi

cobi verwirft, und Fries von Neuem (S. 45 f.) als ein Surrogat des Beweises gegen ihn geltend zu machen sucht; so scheint uns hier abermals die Deduction der Idee, und die des Grundes verwechselt zu seyn. Jene ist rein analytisch und ermangelt aller Gewißheit; diese geht synthetisch von der Natur des Bewußtseyns aus, und zeigt, wie Hr. Fries selbst erinnert (S. 45), „wie und warum der menschliche Geist diese Ueberzeugungsweise in sich trage." Genau diese Deduction aber hat schon Cicero (de inv. rhet. I, 14) eine Probation genant, wie es der Natur der Sache und dem herrschenden Sprachgebrauche gemäß ist. Niemand, erinnert irgendwo Hr. Fries, wird darthun können, daß Gott ist; wohl aber kan man nachweisen, daß wir an ihn glauben müssen; und gerade das ist es ja, was der besonnene Theologe Beweis nennt. Was unser Verfasser hie und da noch gegen einzelne positive Lehren des Christenthums erinnert, ist uns zu vornehm, als daß wir ihm beipflichten könten; das Urtheil würde sich ändern, wenn man diese Dogmen von der psychologischen Seite betrachtete, die man mit Recht selbst für die Philosophie in Anspruch genommen hat. Auch die Religionslehre ohne alle Dogmatik, die der Andachtslosigkeit des Zeitalters zu Hülfe kommen soll,

scheint uns vorläufig, und bis wir wissen, was Hr. Fr. unter Religion versteht, ein Mond ohne Sonne und ein Himmel ohne Sterne zu seyn.

---

2. Landshut bei Krüll: Neuer cosmoaitiologischer Beweis von der Existenz Gottes. Und daß Hr. F. H. Fries sich in die Philosophie unserer Zeit nicht finden kann, wird gezeigt von Dr. Fr. v. K. Gruithuisen. 24. S. in 8. 1812.

In der Hauptsache der aristotelisch-dynamische Beweis für das Daseyn Gottes aus der Dependenz der Weltkräfte von einem ersten Beweger, oder nach Hrn. von Gr., von einer absolut-freien Ursache. Der Verfasser führt ihn nach seinen Hauptsätzen also. „Ohne Kraft kan die Materie der Welt nicht bedungen seyn: Wie und wodurch die Materie ihr Daseyn behauptet (durch Kraft und Widerstand), so entsteht sie: die Materie ist der Nothwendigkeit unterworfen; Die Kraft existirt nicht für sich; Wenn die Kraft nicht immer neu ersetzt würde, könte die Welt nicht andauern; Die Kraft kan nur durch etwas Freies reproducirt werden: Es giebt nur eine unbeschränkte Freiheit; Eine absolute Freiheit hat nur die

die Wahl, zu wollen, oder nicht zu wollen: Wollen ist Kraft, reine Action: Das absolute Freie ist der Weltschöpfer und Welterhalter — Gott." Neu kan man also, wie die Vergleichung mit Aristoteles (phys. auscult. lib. VII, 1 — VIII, 5) lehrt, nur die Form dieses Beweises nennen, gegen die sich Vieles erinnern liesse, wenn wir hier zu einer logischen Zergliederung einzelner Säze berufen wären. Recensent kan indessen dieses Argumentes, dessen schon Kant mit Beifall erwähnt, nicht anders, als mit Achtung gedenken, so feierlich er sich auch gegen das Resultat verwahrt: „es muß Gott selbst sich einen Leib aus dem Niedrigeren und Einfachsten hinaufgestalten zur Harmonie des Mannigfaltigsten, bis sie eben diese Natur wird, so wie wir sie erblicken (S. VII.)" Von einem Leibe Gottes steht nichts in unserer Offenbarung, weder in der natürlichen, noch in der übernatürlichen.

Die polemische Seite dieser kleinen Schrift ist mit großer Bitterkeit gegen Herrn Fries, seine Theorie der Beweise, sein Ahnden und Glauben, namentlich gegen sein oben beurtheiltes Votum gerichtet. Es giebt, heißt es gegen ihn (S. 16. 20), keine todte Substanz, keine Materie ohne Kraft, kein philosophisches Luder." Das lezte Wort ist schreklich, desto erfreulicher das Prädicat, da es

sonst

sonst an Verwesungsstoffen nirgends mangelt. Auch scheint uns den Worten: verhunzter Kantianismus (S. 9), infalid, (S. 12), einen Beweis machen (S. 13), die Form des Absoluten zu fehlen, die nun Manches realisiren soll, was wir sonst nicht wußten.

---

3. Sulzbach in der Seidelschen Buchhandlung: Pyrrho und Philalethes, oder, leitet die Scepsis zur Wahrheit und zur ruhigen Entscheidung? Herausgegeben von Dr. Franz Volkmar Reinhard. Zweite verbesserte Ausgabe 1813. 182 S. in 8.

Der vollendete Reinhard nennt den Verfasser dieser Schrift „einen ehrwürdigen Greis, der sein langes Leben der Erforschung der Wahrheit gewidmet und ihm diese Abhandlung zur öffentlichen Bekanntmachung anvertrauet habe.“ „Ich konte ihn nicht lesen, berichtet die Vorrede weiter, diesen Aufsaz, ohne durch ihn lebhaft an die schöne Zeit erinnert zu werden, wo Linné, Reimarus, Bonnet, Haller, Trembley und Andere über die Natur philosophirten, und überall in derselben die unverkennbaren Spuren ihres Urhebers fanden. Die natürlichen Erscheinungen ohne die

Idee

Idee der Zwekmäßigkeit und eines weisen, Alles ordnenden Schöpfers weiter nöthig zu haben, aus einer durch das Ganze verbreiteten, und sich von Innen heraus entwickelnden organischen Lebens erklären zu wollen, war damals freilich noch Niemanden beigefallen! Noch weit weniger hielt man es möglich, die Natur selbst construiren und von vorne her aus willkührlich angenommenen Principien bestimmen zu können, was sie sei und seyn müsse. Den Versuch endlich, Alles zu identificiren, die Natur und Gott für einerlei zu halten, „sich, wie ein scharfsinniger Schriftsteller irgendwo sagt, mit der Natur in einem Schmelztiegel zusammen zu werfen in eine chaotische Masse und unser Leben aufzugeben, und das der Natur und Gott dazu," diesen Versuch hielt man damals für einen groben längst widerlegten Irthum. Es war indessen unseren Zeiten aufbehalten, bei'm Nachdenken über die Natur die Bahn der Teleologie, welche den vorhin genannten Naturforschern die einzig richtige geschienen hatte, zu verlassen und die jezt angezeigten Richtungen zu nehmen; insonderheit aber den Spinozismus, oder das System einer absoluten Identität für die erhabenste Weisheit zu erklären."
Sinnvoll strafende Worte eines klaren und tiefen Denkers, der seit langer Zeit zwischen Fug und Un-
fug

fug in der Philosophie hingestellt, seinen Unwillen darüber nicht mehr zurükhalten konte, daß man das schöne und herrliche Gebäude der Naturtheologie durch Phantasieen zerstören will, die unser Wissen und Glauben in eitle Träume verwandeln würden.

Der uns unbekannte Verf. dieser Schrift handelt in dem ersten Theil derselben *von der Natur der Beweise von Gottes Daseyn und seinen Eigenschaften aus den Kentnissen der gesamten Naturkunde*; eigentlich nur von dem sogenanten physisch-theologischen Beweise, der einer immer neuen Modification ins Unendliche fähig ist. Er geht von der Entdeckung des bekannten *Schnabelthieres* *) aus, das halb Vogel, halb Quadruped kein schaffender Idealist gedacht hat, und mit welchem dennoch die Naturkunde neuerlich bereichert worden ist. Hieraus schließt er mit Recht, daß es im Reiche der Wissenschaft nicht auf leere Gedanken und Träume des sehenden Verstandes, sondern auf das Seyn ankomme, welches als Erfüllung der Möglichkeit die einzige Probe der Weisheit sei. Diese Bemerkung führt ihn auf den unvermeidlichen Schluß von dem Vorhanden-

seyn

*) Ornithorhynchus paradoxus, ist nach der Ansicht des Rec. eines der sonderbarsten Amphibien.

seyn unzähliger Kunstwerke in der Natur auf einen verständigen Urheber, der von ihm durch einige frappante Beispiele abermals in ein schönes Licht gesezt wird. Der Brennesselnschmetterling, von Linne Pfauenspiegel genannt, legt mehrere hundert Eierchen, jedes von der Grösse eines Mohnsaamenkörnchens, deren jedes als Raupe, Puppe und Schmetterling der Mutter vollkommen ähnlich wird. Jedes Eichen enthält also Alles, was zu der Raupe gehört; den herzförmigen Kopf, den Leib mit sechzehn regelmäsig vertheilten Füßen, die Hörner und perlenförmigen Punkte in dem abgemessensten Verhältniß, den Mund, Magen, Darmkanal, die nöthigen Luftlöcher mit den erforderlichen Muskeln und Nerven, die Luft anzuziehen und sich ihr wechselsweise wieder zu verschliessen. Ausser dieser Raupenhaut, die sich öfters, aber immer unter gleicher Zeichnung erneuert, findet sich in dem Eichen aber auch die Anlage zu der nachmaligen Gestalt der grünen, wie mit einem Menschengesichte versehenen Puppe; endlich finden sich noch unter jener Puppenhaut die vier ausgezakten Flügel unendlich verkleinert, schon gebildet. Diese Flügelchen mit ihren zahllosen Federchen sind so pünktlich bezeichnet, als wenn diese numerirt wären; auf der oberen Fläche der schönen vier zimmtbraunen Flügel sieht man vier Pfauenspiegel aus gelb, blau,

viol-

mekel, schwarz und weiß, in den sanftesten und angenehmsten Uebergängen; das Thier selbst hat vier eigentliche und zwei händeartige Füße mit ihren Muskeln; einen neugebildeten Kopf mit zwei großen polyedrischen Augen, zwei zarte Fühlhörner, um den Honig aus den Vertiefungen der Blumen zu saugen, und die übrigen unterscheidenden Organe des kleinen Körpers. Das Alles finden wir in dem kleinen Raum dieses Eichen's; mit der tausendfach kleineren Bildung im Eichen der zweiten und folgenden Generation; denn die riechenden Substanzen beweisen die unermeßliche Theilbarkeit der Materie. Alle diese Erscheinungen lassen sich nicht aus bloßer Gährung erklären; denn dazu fehlt hier der Raum, und überdies bringt die Gährung nur Fäulniß, aber kein organisches Leben hervor. Es reichen aber hier auch Büffons innere Formen nicht aus; denn was denkt man sich unter der Form eines Muskels, eines Nerven, eines Farbenstaubes der Flügel, und durch wen sollen diese Formen verbunden und lebendig werden? Der Vernunft bleibt daher nichts übrig, als bei der Ansicht von Millionen solcher Kunstwerke an einen unendlichen Verstand zu denken, der durch seine Weisheit alle diese Erscheinungen bereitet und seine Güte offenbaret; es ist dieses ein dem gemeinen Menschenverstande faß-

licher

licher Beweis aus der Vollkommenheit der sichtbaren Natur, der für die Meisten eine viel wirksamere Kraft hat, als die entfernten transscendentalen Argumente; er giebt uns moralische Gewißheit von dem Daseyn Gottes, die aus weit überwiegenden wahrscheinlichen Gründen fließt.

Der zweite Theil, oder Anhang dieser Schrift enthält drei besondere Abhandlungen über Skepticism, einander entgegengesezte Wahrscheinlichkeiten und die Bestimmungsgründe ihres Uebergewichtes. Es sei richtig, daß sich unter den Menschen keine objective Wahrheit, oder Gewißheit finde, weil es nicht in unserer Gewalt steht, darzuthun, daß unsere Vorstellungen überall mit dem Objecte gleich seien; aber daraus, daß es dem Menschen nicht vergönnt sei, aus apodiktischen Gründen zu urtheilen, folge keinesweges, daß er gar nicht urtheilen dürfe. Der Skepticism und Indifferentism seien gleich unnatürlich und verwerflich. Es sei für unsere Erkentniß hinreichend, unser Fürwahrhalten zur Wahrscheinlichkeit zu erheben, die zwar von objectiver und selbst subjectiver Gewißheit verschieden sei, aber uns doch immer durch ein entscheidendes Uebergewicht von Gründen zur moralischen Gewißheit verhelfen könne.

Die

Widerwillen gegen die letzten Tröstungen der Religion. Der eine sprach: das Abendmal verlange ich, aber keinen Pfaffen. Der zweite, evangelisch erzogen, wie der erste, erwiederte: ich verlange drei Pfaffen, einen katholischen, lutherischen und reformirten; den, der mir am besten gefällt, behalte ich, die Anderen jage ich fort. Der dritte sagte: es giebt keinen Gott, was soll mir ein Gallach (גלח, ein Geschorner)?; ich habe nichts gelernt, als stehlen, als Dieb bin ich gebohren, als Dieb will ich sterben. Die Uebrigen bemerkten: sie hätten nichts gelernt, und verlangten keinen Geistlichen (Pfisters Nachtrag S. 323). Dieser Starrsinn wich indessen bald den planmäßigen (S. 78 des Verh.) Bemühungen des Geistlichen, am ersten Tage das Vertrauen der Unglüklichen zu gewinnen und ihre moralische Individualität genauer kennen zu lernen; am zweiten durch die nöthigen Belehrungen über Gott und die Heilmittel des Christenthums die Verbrecher zur Selbstprüfung, Reue und Besserung des Willens zu führen; und am dritten sie durch den Genuß des Abendmahls Jesu zu stärken und sie zur standhaften Erduldung ihres Todes zu ermuntern. Von einer systematischen Ausführung dieses Planes konte natürlich die Rede nicht seyn; einzelne

 kräf-

kräftige Worte, Liederverse, Schriftstellen, und namentlich einzelne Gebete aus dem Herzen gesprochen, wie dieses musterhaft von dem KR. Wolf geschah (S. 18 ff.), brachten eine grosse Wirkung hervor; nach der gemeinschaftlichen Abendmahlsfeier trat der gebildeteste der Delinquenten herbei und sprach: „nun, Brüder, wollen auch wir einander verzeihen, und Allen, die uns beleidigt haben. Die Ketten klirrten: Alle fielen einander wechselseitig in die Arme und küßten sich." Noch in dem entscheidenden Momente bat einer derselben die Versamllung um Verzeihung und sezte die merkwürdigen Worte hinzu: „Ich bitte Alle, von welcher Religion sie seyn mögen, auch die, die keine Religion haben, ein Vater Unser für mich zu Gott zu beten." Wie viel Wahres und Strafendes liegt in diesem Widerspruche! Aus dem Munde eines Anderen erfahren wir: „er sei alle Jahre zweimal zu Gottes Tische gegangen, nur seit den lezten drei Jahren habe er sich nicht mehr getraut. Von Jugend auf habe er alle Morgen andächtig gebetet, selbst dann, wenn er die Nacht hindurch mit den Anderen etwas unternommen (geraubt) hätte; auch auf dem Rükwege von der Affaire bei Hemsbach habe er unterwegs im Walde gebetet, und mit grosser Angst, weil er ge-

glaubt,

glaubt, die beiden Herren (die reisenden Schweizer) seien tod, habe er das Lied gesungen, auf meinen lieben Gott, trau ich in Angst und Noth." Welcher Wechsel von Gedanken, welche Paarung von Widersprüchen, und doch zulezt welch eine gemeine Erscheinung für den Beobachter, der den steten Wechsel des Lichtes und der Finsterniß in dem menschlichen Gemüthe bemerkt! Nur zu oft unterscheiden sich große und kleine Sünder zwar durch Schiksal und Bildung, aber der sittliche Contrast ihres Herzens ist derselbige — Was von S. 75 — 96 Herr Stadtcaplan Holdermann als katholischer Seelsorger von der Vorbereitung seines Delinquenten — denn Herr Dechant Günther fand es nicht gerathen, seinen Beitrag zur Pastoraltheologie in dieser kleinen Sammlung niederzulegen — berichtet, steht den vorhergehenden Darstellungen weder an Interesse, noch an Geist und Vortrag nach. Er entschuldigt sich zwar, daß ihm sein Amt nicht erlaube, Alles das bekannt zu machen, was ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit von den Schuldigen in der Beichte anvertrauet worden sei. „Sie entdekten uns, bemerkt er (S. 80), die geheimsten Falten ihres Herzens." Aber fügt er mit dem Ernste des Mannes hinzu, der seine Pflicht kennet: „ein undurch-

dringlicher Schleier wird ewig diese Geheimnisse umhüllen. Ja er giebt sogar (S. 85) eine gewisse Empfindlichkeit zu erkennen, daß weltliche Behörden den Beichtvater nur als ein Mittel zur Offenbarung verborgener Verbrechen betrachten. Abgesehen von der Pflicht, Entdeckungen kund zu thun, die in ihren Folgen neue Verbrechen veranlassen würden, können wir dem würdigen Manne unsern Beifall nicht versagen. Im Namen Gottes fällt der Apfel vom Stamme, nach den Gesetzen der Natur; im Namen Gottes hält man öffentliche Blutgerichte nach positiven Rechtsgesetzen; und im Namen Gottes verkündigt der Lehrer des Christenthums dem Schuldigen, der sich bessert, die Absolution nach den ewigen Gesetzen der moralischen Welt, die das Evangelium so klar und herrlich ausspricht. Aber in diesen Gesetzen ist eine Stufenfolge, die man nicht umkehren darf, ohne an der Ordnung Gottes und des Gewissens zum Verräther zu werden. Leider liegt indessen diese Verkehrtheit in dem gewaltthätigen Geiste der Zeit, und in ihr ist die Hauptursache des Verfalls der Religiosität zu suchen, die schon so viele Schreckenserscheinungen herbeigeführt hat und noch mehrere herbeiführen wird (S. 82).

Die

Die aus der zweiten Schrift hieher gehörige schöne und kraftvolle Rede des Herrn Kirchenraths Wolf über Psalm 73, 19. „wie werden die Gottlosen so plözlich zu nichte! Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken" beginnt in einem schauderhaften Augenblicke mit lauter kurzen pathetischen Säzen: „Wie furchtbar hat sich diese Behauptung Assaphs auf dieser schaudervollen Stätte bewährt, von welcher das Blut von vier enthaupteten Verbrechern aufdampft? Lange hatten sie im wilden Taumel dem Laster gefröhnt. Sünden hatten sie auf Sünden, Verbrechen auf Verbrechen gehäuft. Die öffentliche Sicherheit hatten sie gestört. Weit umher hatten sie die Gemüther mit Furcht und Angst erfüllt. Durch Räubereien hatten sie Einzelne in Menge und ganze Familien unglüklich gemacht. Mit dem Blute unschuldiger Mitmenschen hatten sie ihre mörderischen Hände beflekt. In unseren Mauern selbst ruhen die, von unsern heissesten Thränen benezten, irdischen Reste eines edlen Familienhauptes aus fernem Lande, dem ihre mörderischen Hände einen qualvollen Tod bereiteten. Lange hatten sie sich in Finsterniß gehüllt. Länger noch hoften die Frevler sich dem spähenden Auge der Verfolger des Unrechts entziehen zu können. Die Hofnung des Lasters wurde

getäuscht.

getäuscht. Sie wurden entdekt, ergriffen und in Fesseln gelegt. Ihrer Gräulthaten überwiesen, konten sie länger nicht läugnen. Sie gestanden sie ein." Nun war es Zeit diesen monotonischen Eingang zu endigen; es folgt eine Reihe treflicher Ermahnungen, die mit Würde und einer männlichen Beredsamkeit vorgetragen werden. Aber abgesehen von einer solchen Probe der Fassung und der Geistesstärke, der sich der weise und muthvolle Redner nicht entziehen wird, zweifeln wir sehr an der Zweckmäßigkeit auch der besten Religionsvorträge in einer so blutigen, alles Gefühl für Humanität zerfleischenden Stunde. Jedes Hochgericht ist ein Denkmal der Schmach und Erniedrigung der gebrechlichen Menschheit; wo der Cerberus heult, kan kein Wegweiser zum Elysium verweilen. Ueberall, wo ein Verbrecher den Tod des Rechtes starb, halte man vor der nächsten Versamlung einen erschütternden Religionsvortrag in der Kirche; aber man lasse der Gemeinde, was des Tempels, und der Schädelstätte, was der Raben ist. „Unmittelbar, sagt selbst der edle Richter dieser Verbrecher von einem ähnlichen Vorgange (Nachtrag zu der actenmäßigen Geschichte dieser Räuberbande Heidelberg 1812 S. 513), nach der Hinrichtung ertönte in den Wirthshäusern Neustadts

Sai-

Saitenspiel, und bachantische Tänze waren das Resultat des Eindruks, welchen die Gräuelscene auf die Menge gemacht hatte:. Ich schweige, um nicht zu viel zu sagen"; und wir schweigen, um nicht zu wenig zu sagen.

Sie wurden entdekt,
ihre Gräulthater
nicht läugnen.
Nun war es Zeit, dieser
zu endigen; es folgt ei
die mit Würt
vorgetragen
von einer solchen Probe
der sich der
nicht entziehen w
Zweckmäßigkeit auch
in einer so blutige
zerfleischenden S
Denkmal der
brechlichen W
kan kein We
all, wo ein
halte
schütter
man
der
selb

...isches Journal

...neuesten

... Literatur.

Herausgegeben

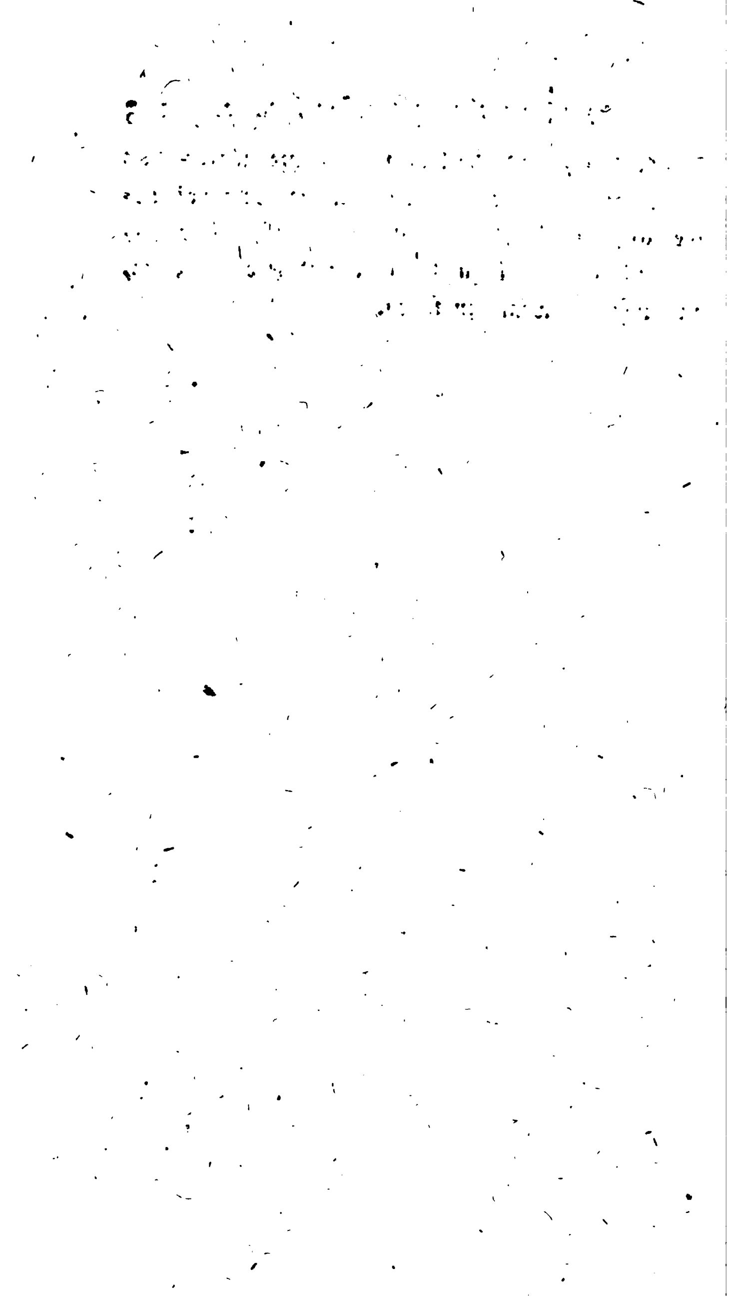
von

Dr. Christoph Friedrich Ammon,

königl. Bairischem wirklichen Kirchenrathe und erstem Professor der Theologie zu Erlangen.

Ersten Bandes zweites Stük.

Nürnberg,
bei Monath und Kußler,
1813.



Kritisches Journal
der neuesten
theologischen Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Christoph Friedrich Ammon,

königl. Bairischem wirklichen Kirchenrathe und erstem Professor
der Theologie zu Erlangen.

Ersten Bandes zweites Stük.

Nürnberg,
bei Monath und Kußler,
1813.

Inhalt

III.

Von

Von der Vereinigung der höchsten Stats- und Kirchengewalt nach protestantischen Grundsätzen.

Als Heinrich VIII. im Jahre 1535. und die Königin Elisabeth im Jahre 1559. sich zu Souveränen der englischen Kirche unter Jesus Christus aufwarfen; erklärte dieses der große Bossuet für einen Titel, der bei einem Könige unerträglich, bei einer Königin aber lächerlich sei, und prophezeite nach diesen Greueln, wie er sie nante, der protestantischen Kirche den unfehlbaren Untergang [1]). Diese Weissagung blieb unerfüllt; Bossuets Grundsätze, die der Macht des Papstes zuerst nur in der galli-

1) Histoire des variations des églises protestantes l. VII. ch. 4. ff. X, 11 ff. Eine der gelehrtesten und scheinbar wichtigsten Schriften gegen den Protestantism.

gallicanischen Kirche Grenzen sezte, werden nun fast von allen katholischen Staten geltend gemacht, und das mit einer Ausdehnung, die, dreihundert Jahre früher, die Bewegungen und Unruhen der Reformation gleich bei ihrem ersten Ausbruche erstikt haben würde. Was die Hierarchie, von ihrem höchsten Culminationspuncte an bis zum Anfange dieses Jahrhunderts, erworben, gesamlet, erspart und zusammengeraft hatte, das ist von den politischen Zeitbedürfnissen, versteht sich zum Frommen der apostolischen Simplicität, zurükgenommen, eingezehrt und verschlungen worden; die Lebenskraft der Staten, durch die fortschreitende Cultur der Regierungen gestärkt, schlägt in freieren und mächtigeren Pulsen und zieht die Kirche immer tiefer in den Wirbel der bürgerlichen und sinnlichen Welt herein; ja in dem Munde der lautesten Zeitmänner ist das Simplificationssystem schon so weit gediehen, daß sie das Unsichtbare aus dem Sichtbaren, das Himlische aus dem Irdischen abzuleiten wissen und die Kirche Jesu Christi, wie eine Freimaurerloge, oder eine andere Innung der Gesellschaft, der Willkühr und dem Wechsel positiver Statsgesetze gänzlich unterordnen. So eilen die Menschen, mit dem Helldunkel halber Wahrheit, wie Jakob mit dem Engelsscheine, ringend, von einem Extreme zum anderen, verrenken sich und ihren Mitstreitern die Glieder, die

der

der Schöpfer selbst gebaut hat, und kehren zulezt hinkend und ohne den Ehrennamen Israel aus dem eitlen Kampfe zurück. Die Wahrheit, die wir suchen, liegt in der Mitte des Weges, den der Protestantism so schön und richtig gebahnt und vorgezeichnet hat; an sie zu erinnern und sie freimüthig und unbefangen zu den Bedürfnissen der Zeit herabzuziehen, ist die Absicht dieses Aufsatzes; in der Kürze, die uns die Grenzen dieser Zeitschrift zur Pflicht machen, soll das wahre Verhältniß der Stats- und Kirchengewalt zu einander bestimt, es sollen die Bedingungen nachgewiesen werden, unter welchen sie sich miteinander verbinden und zum sichtbaren Gewinne des Vereins der Christen für die Welt und für den Himmel in eine freie und das Ganze umfassende Wirksamkeit treten können.

Was ist der Stat und die Kirche; von wem geht die Kirchengewalt, nach der Natur der Sache und den Grundsätzen des Christenthums, aus; und von wem wird sie am weisesten und zweckmäßigsten verwaltet? Von der genauen und sorgfältigen Beantwortung dieser drei Fragen hängt das wichtige Problem ab, mit dem wir uns beschäftigen. Wenden wir uns zuerst zu der Entwickelung der Grundbegriffe Stat und Kirche; so lehrt uns eine mäßige Kentniß der

Literatur, wie nöthig es sei, uns gegen die Potenzirung der Zeit zu verwahren, welche die Körper häufig entnervt, die Ideen überspant, die Köpfe hohl macht und die Wissenschaft leer an Wahrheit läßt. Von Grotius herab bis auf Schlözer dachte man sich unter dem State eine vollkommene Vereinigung freier Menschen unter einer äusseren Gesezgebung, welche Gerechtigkeit und öffentliche Wohlfahrt zum Zwecke hat. Kant schränkte diese Verbindung nur auf Rechtsgesetze ein, weil er der Meinung war, die Glückseligkeit werde dann von selbst folgen. Fichte war wieder der erste, welcher Cultur der Gattung, und würdige Subsistenz, als Bedingung derselben, dem State als höchsten Zwek unterlegte, und so diesen aus der sichtbaren in die unsichtbare Welt emporhob. Nun ertönten von mehreren Seiten her Stimmen für die absolute Vereinigung der Kirche und des States; Freiheit sollte sein Element, Sittlichkeit und höchste Vollkommenheit sein Ziel seyn; man verwandelte ihn in ein moralisches Erziehungsinstitut und freute sich, allen Zwiespalt zwischen Religion und Politik aufgehoben und das Reich der Welt in ein Himmelreich auf Erden verklärt zu haben. Das Unhaltbare dieser platonischen Idee ist indessen schon längst von Aristoteles in das hellste Licht gestellt worden; er hat mit unwiderlegbaren Gründen gezeigt,

daß der Stat, als solcher, sich selbst zerstört, wenn er lehren, bilden, vervollkomnen und Religiosität, wie Plato schon Todesstrafen gegen die Gottlosigkeit vorschlug, erzwingen will. Die Regierung lehrt nicht, sondern sie handelt; sie ermahnt nicht, sondern befiehlt; sie gestattet keine Freiheit, ihren Zwecken zuwider zu handeln, sondern schüzt sie durch Gewalt und äusseren Zwang. Vollkommenheit und Sittlichkeit seiner Bürger kan der Staat zwar wünschen und sie mittelbar durch wirksame Mittel befördern; aber Ehre und Verdienst haben nothwendig einen anderen Masstab in der Politik und einen anderen in der Moral; es muß, der Natur der Sache nach, jedem Einzelnen überlassen werden, sich Vollkommenheit und Tugend des inneren Menschen nach bestem Wissen und Gewissen zum Zwek zu wählen; ein Stat, dessen Kräfte unmittelbar auf diese höheren Menschheitszwecke gerichtet wären, müßte ein Stat der unerträglichsten Gewaltthätigkeit und des wildesten Despotism's werden. So kehren wir also mit Lüder zu der älteren, bewährten Ansicht zurück, die uns den Stat als ein unabhängiges gemeines Wesen erscheinen lässet, welches sich zur gemeinschaftlichen Sicherheit, äusseren Freiheit und Wohlfahrt nach Gesetzen vereinigt. Ist es aber entschieden, daß die Gewalt des States nur den

Menschen, als sinnlichen Erdenbürger umfaßt; kan sie ihn auf kein Gericht nach dem Tode verweisen, vor dem er seine verborgenen Handlungen vertreten und Lohn, oder Strafe erwarten muß; ja vermag sie nicht einmal auf sein Inneres einzuwirken und ihn zur Heilighaltung eines wichtigen Versprechens, oder zur feierlichen Offenbarung einer verborgenen Wahrheit zu bestimmen; so bewährt sich auch der Ausspruch Plutarchs, daß es leichter sei, eine Stadt in die Luft zu bauen, als einen Stat ohne Religion zu gründen. Die große Rechtsgemeinde constituirt sich also von Neuem als eine Kirchen-Gemeinde unter dem heiligen Gebote der Pflicht; sie geht aus dem Reiche des Zwanges in das Reich der Freiheit über; der irdische und menschliche Stat verwandelt sich in einen himlischen und göttlichen, der zwar jenen, wie der Geist den Körper, belebt und stärkt, der sich aber wesentlich von ihm durch Element und Organism unterscheidet und unterscheiden muß, wenn er, der unvergängliche, nicht den Keim des Todes in sich selbst tragen soll. Wie Menschen aus Muth oder Uebermuth ihn auch befeinden, drücken und drängen mögen; so kan doch auch die souveränste Erdenmacht vier wesentliche Merkmale nicht auslöschen und vertilgen, die ihn vor jedem politischen Vereine auszeichnen. Das Oberhaupt des States ist sicht-

bar

bar, endlich und beschränkt; der Herr der Kirche ist ein ewig lebender, weiser, Alles mit seiner heiligen Gotteskraft umfassender Geist. Die Gesezgebung des States ist rechtlich, politisch, willkührlich, unvollkommen, wandelbar und mit äusserem Zwange bewafnet; in der Kirche ist sie ethisch-religiös, vollkommen, unveränderlich und auf den Selbstzwang der Vernunft und Wahrheit, auf den Glauben an eine göttliche Offenbarung gegründet. Im State findet sich, bei aller Gleichheit des Rechtes, doch eine große Verschiedenheit der Rechte nach Verträgen und der Beschaffenheit des Eigenthums, des Rang's und der äusseren Verhältnisse; in der Kirche haben alle Mitglieder bei gleicher Würdigkeit auch gleiche Ansprüche auf die Wohlthaten und Segnungen der Gnade Gottes. Der Endzwek des States ist äussere Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt (κοινὴ σωτηρία nach Aristoteles), während die Kirche nach innerer Freiheit von der Herrschaft des Irthums und der Sünde, nach Veredelung des Geistes und Herzens und unvergänglichem Seelenheil im Leben und im Tode, als nach dem schönen Ziele ihrer himlichen Berufung strebt. Da diese höheren Zwecke der Menschheit, als Gattung, nicht nur in den Statszwek eingreifen, sondern ihn auch vervollständigen und seine Realisirung möglich machen; so ist jeder Statsbürger verpflichtet, in

die

die allgemeine Kirche einzutreten; der ungläubige Atheist kan in einem wohlorganisirten State nicht geduldet, sondern muß unter öffentliche Aufsicht genommen werden, bis er von der Krankheit seines Gemüthes geheilt ist; derselbe vernünftige Allgemeinwille des Volkes, der äusserlich den Stat gründet, gründet auch innerlich die unsichtbare Kirche, die aber bei unserer vermischten Natur nothwendig als Erscheinung hervortreten und die Sinnlichkeit, als Mittel zu geistigen Zwecken in Anspruch nehmen muß. So ist namentlich die christliche Kirche eine Gesellschaft von Menschen, die sich zur geistigen Verehrung des einzig-wahren Gottes nach der Anweisung Jesu, und zu dem gemeinschaftlichen Gebrauche der weisesten Mittel zu diesem Zwecke vereinigt. Während das jüdische Gottesreich theokratisch, also Stat und Kirche zugleich war, ist das Gottesreich Jesu ein geistig-religiöser, von dem weltlichen gemeinen Wesen durchaus unabhängiger Verein, durch freie Gewalt der Wahrheit und der eigenen Ueberzeugung errichtet [2]; der Glaube an Vater, Sohn und Geist ist seine Theologie, und das Gelöbniß eines guten Gewissens vor Gott und Menschen seine Religion [3]; Taufe, Abendmahl, öffent-

2) Luk. 17, 21. Matth. 16, 18. fl.
3) Matth. 28, 19. f. 1. Petr. 3, 21.

öffentliches und häusliches Gebet sind seine äusseren Zeichen, so wie Lehrer und Verwalter der göttlichen Geheimnisse seine gemeinen Beamten und Diener [4]); er ehrt die bürgerliche Obrigkeit als eine Ordnung Gottes für die Welt, mit einem Gehorsam ohne Beispiel, und erwartet sein inneres Gedeihen von dem guten Geiste seiner Glieder und ihrer Leitung in der Ordnung, welche Jesus und seine Apostel bestimt haben [5]).

Welches ist nun diese Ordnung, und von wem geht die Kirchengewalt, der Natur der Sache und den Vorschriften des Christenthums gemäß, aus? Hat Jesus eine bestimte Succession der Bischöffe verordnet; oder entscheidet die Hoheitsgewalt über den Flächenraum eines Reiches; oder geht die Gewalt der Kirche aus der großen geistigen Gemeinde selbst hervor, die vermöge des ursprünglichen Rechtes zu einer religiösen Vereinigung auch befugt seyn muß, von allen den äusseren Mitteln Gebrauch zu machen, welche eine würdige Gottesverehrung erleichtern und befördern können? Der göttliche Stifter des Christenthums hat bekantlich selbst über die Organisation der Gesellschaft seiner Glaubigen nichts beschlossen,

4) 1. Cor. 4, 1. Ephes. 4, 11.

5) Joh. 20, 22. f. Matth. 18, 18. f.

schlossen, weil er zunächst mehr für ihre Gründung, als für ihre äussere Einrichtung zu sorgen hatte; die den Aposteln von ihm ertheilte Vollmacht bezieht sich nur auf die Aufnahme der neuen Schüler, ihre Ausschließung und die Vergebung der Sünden [6]; den Petrus erklärte er zwar in einem merkwürdigen Wortspiele [7] für eine sichere Stütze der neuen Kirche; indessen bezog sich das offenbar nur auf sein Lehrtalent; seine Collegen räumten ihm nirgends einen Primat ein; der einmal gewiß, wo nicht zweimal verheirathete Apostel [8] hatte in seinen lezten Jahren mit vielen Beschwerden zu kämpfen; und daß er niemals Bischof zu Rom war, wissen wir aus dem Eusebius, welcher deut-

6) Planks Geschichte der christlich-kirchlichen Verfassung. Hannover 1803. B. I. S. 15. f.

7) Matth. 16, 18. Im syrischen Originale, welches der Landessprache Jesu nahe kommt, heißt es: דאנת הו כאפא ועל הדא כאפא אבניה לעדתי:
In dem Worte Kifo liegt die Paronomasie, welche der griechische und lateinische Text unvollkommen und der deutsche gar nicht wiedergiebt. Seit wann aber baut man Vollmachten auf ein Wortspiel?

8) Matth. 8, 14. 1. Cor. 9, 5. 1. Petr. 5, 13. Wurde Maria, die Mutter dieses Markus (Apostg. 12, 12), etwa die zweite Gattin des Apostels, die er zu Babylon ließ? Muthmaßung, und nichts weiter.

deutlich genug sagt, daß Linus zuerst diese Würde daselbst bekleidet hat [9]). Von einem Territorialsysteme haben in den ersten christlichen Zeiten die heidnischen Imperatoren, die den vollen Umfang ihrer Rechte genau kanten, nie gesprochen; nicht einmal den despotischen Kaisern China's, Japan's und der osmanischen Pforte ist in der höchsten Ueberspannung ihrer Gewalt ein Gedanke dieser Art je beigekommen; nur da, wo Luft und Fläche eigen machen und man den freien Menschen, wie ein verjagtes Wildpret, einfängt, kan man ihm eine Handbreit Land versagen, das er wohl erworben hat, um vor dem Herrn der Welt auf ihm mit seinen Brüdern die Kniee zu beugen. Unsere symbolischen Bücher erklären sich daher eben so weise, als bestimt für die Trennung der weltlichen und geistlichen Gewalt; keine soll ihre Grenzen überschreiten und in die andere einbrechen; überall, wo die wahre Kirche blüht, hat sie auch nothwendig das Recht, ihre Diener, Lehrer und Bischöffe zu berufen und zu weihen; aber ihre Gewalt besteht nur darinnen, das Wort Gottes rein zu lehren, die heiligen Religionshandlungen frei zu verwalten und die Unwürdigen und Lasterhaften durch die

9) Hist. eccl. L. III, c. 13—15.

die Kraft des Wortes von der Gemeinde auszuschliessen [10]).

Nichts ist tiefer und gründlicher geschöpft, als diese Behauptung, man mag nun auf die natürlichen Grenzen der Statsgewalt und der kirchlichen Obrigkeit, oder auf die deutlichen Verordnungen des neuen Testamentes und die früheste Verfassung der protestantischen Kirche sehen. Die souveräne Statsgewalt entsteht in dem Augenblicke, wo der Unterwerfungsvertrag des Volkes mit dem Regenten geschlossen und von ihm vollzogen wird; das Volk ist nicht souverän, sondern der Regent; aber die Souveränität wird doch nur möglich durch das gesezliche Ergreifen der äusseren Gesamtkraft, die das Volk seinem Haupte zu dem Zwecke des bürgerlichen Vereins darbietet. Nun umfassen aber diese Zwecke lediglich nur allgemeines Recht und allgemeine äussere Wohlfahrt; es ist gar nicht denkbar, daß jeder einzelne Statsbürger das heilige Interesse seines Gewissens und seiner Religion in den Schos der weltlichen Regierung, als solcher, niederlege; und wenn es dennoch in einem grossen Reiche von jeder einzelnen Religionspartbei geschähe, so würde der Regent berechtigt, ja selbst verpflich-

tet

10) Confess. Aug. abus. mut. art. VIII. art. Smalcald. de pot. Papae. p. 352. ed. Lips. 1698.

tet und genöthigt seyn, als weltliches Haupt dieses Vertrauen, als unverträglich mit seinem politischen Berufe, abzulehnen und sich auf den Schuz der verschiedenen Gottesverehrungen seines Landes einzuschränken. Wollen wir nun nicht mit dem Sophisten Anaxarch behaupten, es sei Alles Recht, was der Regent thue [11]; so müssen wir auch einräumen, daß jede Statsgewalt, die gesezgebende sowohl, als die vollziehende, durch den Zwek des States selbst begrenzt werde, und daß also auch das Hoheitsrecht der Regierung durch ihn nur die negative Richtung erhalte, welche die reine Hierarchie beschränkt und ihr jeden Mißbrauch ihrer geistlichen Wirksamkeit unmöglich macht [12]. Eben so deutlich zeigen es aber auch die natürlichen Grenzen der geistlichen Gewalt, daß sie zulezt von Niemanden, als von dem Gemeinwillen der

11) Πᾶν τὸ πραχθὲν ὑπὸ κρατοῦντος θεμιτὸν ἐστιν καὶ δίκαιον. Trostworte der Infamie, als Alexander den Klitus gemordet hatte. Plutarchi vita Alexandri c. 52. Wie ganz anders spricht Plin: non est princeps supra leges, sed leges supra principem. Panegyr. c. 65.

12) Ich verweise auf zwei Hauptschriften, welche dieses Thema unwidersprechlich ausführen: Grotius de imperio summarum potestatum circa sacra. Paris 1607. und Greilings Hieropolis. Magdeburg 1802.

der Kirche selbst herstamt; denn sie endigt sich in dem Augenblicke, wo man von einer Religionsgesellschaft zur anderen übergeht; so lange der Mensch frei ist, kan ihm kein Sacrament einen unauslöschlichen Charakter geben; der Jude ist nicht mehr an die Gesetze der Synagoge gebunden, wenn er sich taufen läßt, und Luther wurde frei, als er dem Papste den Gehorsam aufkündigte; das Recht, eine Kirchengesellschaft zu verlassen und sich zu einer anderen zu wenden, ist ein Beweis durch die That, daß jede geistliche Regierung kein Lama und kein hierarchisch aufgedrungener Repräsentant Gottes, sondern ein frei erwähltes und ausdrücklich, oder stillschweigend anerkantes Haupt der äusseren Gottesverehrer ist. Noch deutlicher erhellt dieses aus dem Beispiele der ersten Christengemeinden; so wie sich die Mutterkirche zu Jerusalem gebildet hatte, beriefen die zwölf Apostel eine Primärversamlung, gaben das Amt der Allmosenpflege ihren Committenten zurück, um neue Vorsteher der essenisch-organisirten Versorgungsanstalt zu wählen [13]), und sie behielten sich nur das Recht der Ordination nach jüdischer Sitte vor; die Gemeinde sendet einen Abgeordneten nach Antiochien, mit den dortigen Hellenisten zu fraternisiren [14]), und

aus

13) Apostelgesch. VI. 2—6.

14) Ebend. XI, 22.

aus der Mitte dieser wird wieder Saul und Barnabas zu einer Mission nach Vorderasien abgeordnet [15]; nach ihrer Rückkehr schikte sie die Gemeinde zu Antiochien auf das sogenante erste Concil zu Jerusalem [16]; hier werden sie von der Gemeinde, den Aposteln und Aeltesten empfangen; Petrus und Jakobus verordnen nicht, sondern geben nur Stimmen, die erst durch den Beitritt der ganzen Versamlung sich in einen gemeinschaftlichen Beschluß verwandeln [17]; und nun erwählt die Gemeinde neue Abgeordnete, diesen Beschluß nach Antiochien zu bringen [18]. Daher der entschiedene Antheil, den die christlichen Gemeinden in den ersten Jahrhunderten an der Wahl der Bischöffe hatten; daher die freie Ministerialverfassung der protestantischen Kirche, von welcher Luther jeden weltlichen Einfluß auf ihre innere Organisation mit einer kühnen Energie abzuwenden wußte; daher der entschlossene Widerstand gegen politisch-berechnete Veränderungen in der Liturgie, die man ihr von aussen aufzudringen suchte [19]; daher endlich das Recht, welches noch jeßt mehrere protestantische Gemeinden besitzen, ihre Lehrer selbst zu berufen und ihre

16) Apostelgesch. XV, 1—4.

17) Ebend. V. 4—22.

18) Ebend. V. 27.

19) Epitome artic. etc. de ceremoniis art. X.

ihre kirchlichen Einrichtungen nach eigener Ueberzeugung zu bemessen.

So bliebe denn nur noch die lezte Frage übrig, wie und von wem die Gewalt der Kirche am besten und zwekmäßigsten verwaltet wird? Schon der scharfsinnige Teller hat hier die kühne Meinung vorgetragen [20]), die während der kurzen Regierung des französischen Directorii fast ein praktischer Versuch geworden wäre, es jeder Gemeinde selbst zu überlassen, wie sie ihre kirchlichen Rechte wahrnehmen, sich Prediger und Gottesdienst anordnen und die Angelegenheiten ihrer Religion nach eigenem Gefallen bestimmen möge. Das Beispiel vieler Christengemeinden, selbst der sonst so disciplinirten Quäcker in den nordamerikanischen Freistaten beweißt indessen das Unhaltbare und selbst Gefährliche dieses Grundsatzes in der Wirklichkeit. Nicht genug, daß dadurch die Freiheit des Cultus und der äusseren Gottesverehrung, die doch keiner Regierung gleichgültig seyn kan, fast unmöglich gemacht wird; der Lehrstand würde hier auch keinen gewissen und sicheren Unterhalt finden; auf die Besetzung der Predigerstellen würden die niedrigsten Leidenschaften Einfluß haben; der demokratische Geist der Gemeinden

20) Valentinian der erste. Brandenburg 1777. S. 24 ff.

den würde Partheien und Anarchie erzeugen und dem State selbst in jeder Hinsicht schädlich werden. Wieder Andere vertheidigten die Vereinigung der Hierarchie in einer physischen, oder moralischen, von dem Souverän unabhängigen Person, es sei nun, dass man sie einen geistlichen Kaiser und Mufti nenne, wie in Japan und im Islam, oder einen Papst als Mittelpunkt der katholisch-christlichen Einheit, oder einen Oberbischof und ein sichtbares Kirchenhaupt, wie Melanchthon und Leibniz wollten, oder ein geistliches Ministerium nach Luther und Calvin. Gegen dieses Trennungssystem, welches in der Theorie heilsam genug ist, müssen wir uns in der Praxis durchaus erklären, weil die weltlichen und geistlichen Oberen Menschen, also Irthümern und Leidenschaften unterworfen sind, und sich nie in den abgemessenen Schranken halten, die ihnen Gesez und Beruf vorzeichnen. Nun verhalten sich aber Stat und Kirche zu einander, wie Recht und Pflicht; sie berühren sich nothwendig in dem äusseren Cultus, in Ehesachen, in der Eidesfeierlichkeit, die eine reinkirchliche Handlung ist, in der Erziebung der Jugend, der Armenpflege, in Religionsunruhen und vielen anderen Gegenständen, die als äusseres Mittel dieser, und als Zweck der künftigen Welt angehören. Irrungen, Collisionen und Streitigkeiten sind also unvermeidlich; es kan und

darf aber im State nur eine Gewalt wirksam seyn; hierarchische und theokratische Regierungen waren immer schwach und hinfällig, und die geistliche Gewalt und Herrschaft endigte nach der Geschichte zulezt unvermeidlich mit einer gänzlichen Unterwerfung. Aus dem goldnen Tempel zu Meroe gieng sonst der Priesterspruch als ein göttliches Orakel über ganz Aethiopien aus; Königen, die den Hierophanten missfielen, sandten sie nach Belieben den Befehl zu, sich selbst zu tödten; folgsam den vermeinten Göttern beugten sich die Fürsten von Cusch lange gehorsam unter das Joch der blutigen Hierarchie, bis Ergamenes, in Griechenland gebildet, statt sich zu tödten, die Frevler selbst umbrachte, ihren Tempel zerstörte und einen neuen Cultus nach eigenem Ermessen verordnete [21]. Den langen Mißbrauch der päpstlichen Hierarchie straft nun ein mächtiges und fast allgemeines Uebergewicht der politischen Macht; das Centrum der Einheit, das man dem Papste mit Worten noch einräumt, ist der Sache nach fast nur ein Mittelpunkt ohne Radien geworden; die katholische Kirche steht, von der wissenschaftlichen Cultur und dem Drange politischer Ereignisse unwiderstehlich fortgerissen, an einem großen Scheidewege, von dem sie die Renitenz der Kanonisten kaum mehr auf die Prie-

21) Diodorus Siculus Bibl. hist. l. III. c. 6.

Priesterstraße des Mittelalters zurükführen wird. Selbst die Ministerialverfassung der ersten protestantischen Kirche konte sich mit der Unabhängigkeit der politischen Gewalt nicht in die Länge vertragen; es war eine Zurücksetzung der Obrigkeit, wenn Luther einem sächsischen Pfarrherrn aufgab: „er solle es nicht einräumen, oder gestatten, daß der Rath ohne sein Wissen und Willen einigen Kaplan, Schulmeister, oder Kirchendiener annehme, oder dulde; weltlich Regiment habe vor sich genug zu thun, und dürfe sich nicht mit unnöthigem Regiment beladen, welches ein ärgerlich Ansehen habe" [22]. Noch beleidigender für seinen Hof war die von ihm an die Dreßdner Geistlichkeit erlassene Verfügung, „ja nicht in die Ceremoniendecrete zu willigen, die zu Hofe gemacht würden; solche große Gewalt und Macht sey den Höfischen nicht zu gestatten; Niemand solle sich unterstehen, zu treiben, was er nicht gelernt hat; es seyen das Klüglinge und ehrgeizige Hansen in allen Gassen, die des Sack's wollen fünf Zipfel haben und den größten Schaden im Regimente thun" [23]. Luther hatte nicht Unrecht in der Theorie, aber sein Verfassungs-system

22) Luthers Werke nach der Walchischen Ausg. B. X. S. 294. ff.

23) Ebend. B. XXII. S. 1027.

darf aber im State n... ...ichts weiter als ein
wirksam seyn; hierarchi... ...ypism; es erregte,
Regierungen waren immer ... Reaction des Sta-
und die geistliche Gewalt ... rischen Verkörperung,
nach der Geschichte zule... ...tief herabgebracht und
gänzlichen Unterwerfung ... und häuslichen Reli...zion
pel zu Meroe gieng so ... wohl und weislich erwo-
göttliches Orakel üb... ...e freie und vertrags-
nigen, die den Hier... ...ung der Gewalt der
nach Belieben den ... vom State wesentlich
folgsam den ver... ...emeinen Wesens, in den
Fürsten von Cy... ...uveräns übrig, daß er, mit
der blutigen H... ...o der Tiare geschmükt, als Fürst
chenland geb... ...; höchster Bischof die Allgemeinkir-
selbst umbr... ...es, beide zwar nach besonderen Geset-
neuen Cult... ...eigenthümlichen Zwecken, aber doch in
Den lan... ...chsten Verbindung und Harmonie regie-
straft n... seine Unterthanen von der äusseren Ge-
gewich... ...t zur Tugend und Religion, von dem Ge-
Einh... ...es irdischen Glückes schon hier auf Erden
ein... ...m Vorgefühle himlischer Seligkeit hinleite.
pr... wenig seine Gewalt als Heerführer der Gewalt
... höchsten Gesezgebers und Richters widerstreitet;
...en so wenig steht die Würde des höchsten Bi-
...schoffes mit der Würde des irdischen Souveräns
im Widerspruche; es unterstüzt und belebt vielmehr
immer eine dieser Mächte die andere und macht eine

Einheit

-waltung möglich, die für alle Ord-
·der des gemeinen Wesens von
gen seyn muß. So waren die
Aegypter Regenten der Landeskir-
Hohenpriester begnügte sich, den
einem täglichen Morgengebete vor dem
re an seine Pflicht zu erinnern [24]); zu La-
ließen sich die Könige unmittelbar nach ihrer
zu Hohenpriestern des Jupiter weihen; zu
-en waren die Archonten zugleich die ersten gottesdienstlichen Personen; Numa, dieser königliche Theolog, der von Gott wahrhaft christliche Ideen hatte [25]), ordnete die Religion seines Reiches mit einer für jene Zeiten musterhaften Weisheit an; und die römischen Kaiser, von August an bis ins sechste Jahrhundert, sezten den Titel, Pontifex maximus, immer ihren Cäsarattributen bei. Protestantische Landesherren sind bekanntlich immer zugleich höchste Landesbischöffe, ohne ein höheres Centrum der Unität ausser ihren Staten zu suchen; dem

24) Diodor. Sicul. B. H. l. I. c. 70.

25) Er verbot jedes Bild Gottes, wie Moses, weil das Bessere dem Schlechteren nicht ähnlich sei und Gott nicht anders, als in der Idee gefaßt werden könne: ὄυτ ἐφάπτεσθαι Θεοῦ δυνατόν ἄλλως, ἢ νοήσει. Plutarchus in vita Numae c. 8.

system der Kirche war doch nichts weiter als ein hierarchisch-aristokratisirter Papism; es erregte, wie dieser, unvermeidlich die Reaction des States, und endigte mit einer politischen Verkörperung, die unseren Cultus nun so tief herabgebracht und den Verfall der öffentlichen und häuslichen Religion beschleunigt hat. Alles wohl und weislich erwogen, bleibt also nur die freie und vertragsmäßige Niederlegung der Gewalt der Kirche, als eines vom State wesentlich verschiedenen gemeinen Wesens, in den Schos des Souveräns übrig, daß er, mit dem Diadem und der Tiare geschmükt, als Fürst den Stat, als höchster Bischof die Allgemeinkirche des Reiches, beide zwar nach besonderen Gesetzen und zu eigenthümlichen Zwecken, aber doch in ihrer möglichsten Verbindung und Harmonie regieren, und seine Unterthanen von der äusseren Gerechtigkeit zur Tugend und Religion, von dem Genusse des irdischen Glückes schon hier auf Erden zu dem Vorgefühle himlischer Seligkeit hinleite. So wenig seine Gewalt als Heerführer der Gewalt des höchsten Gesezgebers und Richters widerstreitet; eben so wenig steht die Würde des höchsten Bischoffes mit der Würde des irdischen Souveräns im Widerspruche; es unterstüzt und belebt vielmehr immer eine dieser Mächte die andere und macht eine

Einheit

Einheit der Verwaltung möglich, die für alle Ordnungen und Mitglieder des gemeinen Wesens von den heilsamsten Folgen seyn muß. So waren die Könige der alten Aegypter Regenten der Landeskirche, und der Hohenpriester begnügte sich, den Souverän in einem täglichen Morgengebete vor dem ganzen Hofe an seine Pflicht zu erinnern[24]; zu Lacedämon ließen sich die Könige unmittelbar nach ihrer Wahl zu Hohenpriestern des Jupiter weihen; zu Athen waren die Archonten zugleich die ersten gottesdienstlichen Personen; Numa, dieser königliche Theolog, der von Gott wahrhaft christliche Ideen hatte[25], ordnete die Religion seines Reiches mit einer für jene Zeiten musterhaften Weisheit an; und die römischen Kaiser, von August an bis ins sechste Jahrhundert, sezten den Titel, Pontifex maximus, immer ihren Cäsarattributen bei. Protestantische Landesherren sind bekanntlich immer zugleich höchste Landesbischöffe, ohne ein höheres Centrum der Unität ausser ihren Staten zu suchen; dem

24) Diodor. Sicul. B. H. l. I. c. 70.

25) Er verbot jedes Bild Gottes, wie Moses, weil das Bessere dem Schlechteren nicht ähnlich sei und Gott nicht anders, als in der Idee gefaßt werden könne: ὄυτ ἐφάπτεσθαι Θεοῦ δυνατόν ἄλλως, ἢ νοήσει. Plutarchus in vita Numae c. 8.

system der Kirche war doch nichts weiter als ein hierarchisch - aristokratisirter Papism; es erregte, wie dieser, unvermeidlich die Reaction des Stades, und endigte mit einer politischen Verkörperung, die unseren Cultus nun so tief herabgebracht und den Verfall der öffentlichen und häuslichen Religion beschleunigt hat. Alles wohl und weislich erwogen, bleibt also nur die freie und vertragsmäßige Niederlegung der Gewalt der Kirche, als eines vom State wesentlich verschiedenen gemeinen Wesens, in den Schos des Souveräns übrig, daß er, mit dem Diadem und der Tiare geschmükt, als Fürst den Stat, als höchster Bischof die Allgemeinkirche des Reiches, beide zwar nach besonderen Gesetzen und zu eigenthümlichen Zwecken, aber doch in ihrer möglichsten Verbindung und Harmonie regieren, und seine Unterthanen von der äusseren Gerechtigkeit zur Tugend und Religion, von dem Genusse des irdischen Glückes schon hier auf Erden zu dem Vorgefühle himlischer Seligkeit hinleite. So wenig seine Gewalt als Heerführer der Gewalt des höchsten Gesezgebers und Richters widerstreitet; eben so wenig steht die Würde des höchsten Bischoffes mit der Würde des irdischen Souveräns im Widerspruche; es unterstüzt und belebt vielmehr immer eine dieser Mächte die andere und macht eine

Einheit

Einheit der Verwaltung möglich, die für alle Ordnungen und Mitglieder des gemeinen Wesens von den heilsamsten Folgen seyn muß. So waren die Könige der alten Aegypter Regenten der Landeskirche, und der Hohenpriester begnügte sich, den Souverän in einem täglichen Morgengebete vor dem ganzen Hofe an seine Pflicht zu erinnern[24]); zu Lacedämon ließen sich die Könige unmittelbar nach ihrer Wahl zu Hohenpriestern des Jupiter weihen; zu Athen waren die Archonten zugleich die ersten gottesdienstlichen Personen; Numa, dieser königliche Theolog, der von Gott wahrhaft christliche Ideen hatte[25]), ordnete die Religion seines Reiches mit einer für jene Zeiten musterhaften Weisheit an; und die römischen Kaiser, von August an bis ins sechste Jahrhundert, sezten den Titel, Pontifex maximus, immer ihren Cäsarattributen bei. Protestantische Landesherren sind bekanntlich immer zugleich höchste Landesbischöffe, ohne ein höheres Centrum der Unität ausser ihren Staten zu suchen; dem

24) Diodor. Sicul. B. H. l. I, c. 70.

25) Er verbot jedes Bild Gottes, wie Moses, weil das Bessere dem Schlechteren nicht ähnlich sei und Gott nicht anders, als in der Idee gefaßt werden könne: ὄυτ ἐφάπτεσθαι Θεοῦ δυνατόν ἄλλως, ἤ νοήσει. Plutarchus in vita Numae c. 8.

dem Könige von Grossbritannien sind zwar durch die 39. Artikel alle bischöffliche Handlungen untersagt, aber die höchste geistliche Gewalt theilt er mit dem Parlamente; die griechische Kirche Russlands steht unter der heiligen Synode, in welcher der kaiserliche Minister, als Oberprocurator eine verneinende Stimme hat; aber obgleich der Kaiser nicht leicht von ihren Entscheidungen abgeht, so ist er doch ihr Oberhaupt und die Synode ist ihm unterthänig [26]). Vernunft, Geschichte und Bedürfniss sprechen also für die Vereinigung der weltlichen und geistlichen Gewalt unter einem Haupte; aus unseren heiligen Schriften kann kein Grund gegen sie angeführt werden, weil in den ersten Zeiten des Christenthums keine Uebertragung der kirchlichen Gewalt an die heidnischen Souveräne möglich war; es komt folglich Alles nur noch auf die von den Fürsten ausgehende Leitung der Kirche in den abgemessenen Grenzen an; und hierüber gebührt es uns, am Schlusse dieser Abhandlung, nicht in Rathschlägen und Vorschriften für die Gegenwart, sondern in Hofnungen und Wünschen für die Zukunft, zu sprechen.

Keh-

26) Stäudlins kirchliche Geographie und Statistik. B. I. Tübingen. 1804. S. 268. ff.

Kehren die Regenten wieder zu dem Glauben zurük, sie seien Erdensöhne des Ewigen, der einst das Heil der Völker von ihren Händen fordert, so wird ihre Souveränität frömmer und die Frömmigkeit wird souveräner werden; der Kampf der Politik und Moral wird aufhören und ein langer Friede die christliche Menschheit beglücken; Irreligion und Fanatism, welche hier die cultivirten Staten entnerven und ihren nahen Fall vorbereiten, dort ihr Inneres durch Partheien und Verschwörungen zerrütten, werden vor dem Lichte der Wahrheit entfliehen; die Regierungen, mit der hohen Gewalt der allgemeinen Kirche ausgerüstet, werden das neue Heidenthum beschränken, das die cultivirte Menschheit entwürdigt; sie werden das Judenthum veredelen, welches die Vorsehung zur bleibenden Schuzwehr gegen den immer wiederkehrenden Atheism, und Pantheism bestimt zu haben scheint; sie werden den reinen Christianism, als die edelste und den höhern Bedürfnissen der Menschheit angemessenste Religion, aufrecht erhalten, beleben und vervollkomnen. Auf einer breiten Landstraße bilden sich leicht Fußsteige zur Rechten und Linken, die wohl alle zum Ziele führen; die Reisenden, die auf einem Wege nicht Raum haben, können sich nekken, wo die Steine am spitzigsten und die Staubwolken am größten sind; die hellere Regierung läßt

sie

sie gewähren und sorgt für gute Bauleute, welche so lange die Straße reinigen und die Gräben ausfüllen, bis die Wege friedlich zusammenlaufen und höchstens nur von Zeit zu Zeit durch die Trümmer des alten und neuen Baustoffes getrennt erscheinen. Von nun an hemmt und drängt nichts mehr den Lauf des sich selbst durch Gottes Ordnung beschränkenden States, weil überall freies Recht der Pflicht vorangeht; aber es hemmt und bindet auch weiter keine unrechtmäßige Gewalt die Kirche in der Ausübung der verfallenen Disciplin, die in der Ausstoßung aus der Gemeinde ihre letzte Grenze hat; Erziehung, Jugendbildung und Wissenschaft, die unter der profanen Hand der Polizei immer mehr verwildern und ausarten, schöpfen wieder Kraft und Leben aus der segensreichen Fülle der Religion, und die Künste theilen ihre reinen Huldigungen zwischen dem Heiligen und Schönen. Die Regenten, von ihren Unterthanen nicht mehr nur zur Hälfte als Gottes Bild verehrt, erscheinen dann von Zeit zu Zeit nicht allein mit dem Schwerte, oder mit der Wage, sondern auch mit den ehrwürdigen und allgemeinen Attributen der höchsten geistlichen Macht; die Kirchenoberen nach ihnen sind weder Cardinäle, noch Laien, sondern Männer von dem Geiste eines Melanchthon, Erasmus, Grotius und Selden, die mit ächttheologischer Bildung auch

die

die nöthige Kentniß der Geschäfte und der Stats-wissenschaften verbinden; Pharisäism und Pfaffenthum verschwinden auf immer aus dem geistlichen Stande, weil man endlich auch seinem Verdienste den Preis reicht, der ihm gebührt; und der Same der Unzufriedenheit und der Erbitterung, den man so lange unvorsichtig und undankbar, als einen Schmerzensstachel in seine Brust senkte, verwandelt sich nun in einen Keim des Gehorsams und der Treue, welcher Früchte des Fleißes, der Eintracht, des Wetteifers und einer gesegneten Wirksamkeit trägt. Hundert Arbeiten, die der Seelsorger nun mit Widerwillen und Murren verrichtet, weil man ihn zwar als Statsdiener in's Joch spant, aber zugleich als Kirchendiener verhungern läßt, wird er dann, soweit es Kraft und Beruf gestatten, mit Freuden vollenden; der Geschäftsgang wird einfacher, in einander greifender und ersprießlicher werden; die häufigen Anleihen, von der Kirche auf Sicht mit secularischer Hand beigezogen, wird der Stat in gerechten Leibrenten für die Diener des Altares wieder abtragen; fromme Stiftungen werden aufhören, ein leerer Name zu seyn, und die Nation wird den Armen wieder die milde Hand öfnen, die sie mißtrauisch verschlossen hat. Oft schon haben katholische Fürsten die Anhänglichkeit und Treue ihrer protestantischen Unterthanen an Thron

und

und Vaterland gerühmt; sie werden sie nun an allen Bürgern des Staates rühmen, wenn überall ein Recht, eine Grundwahrheit, eine Gewalt und eine Liebe herrscht.

I. Kirchenrecht.

1. Karlsruhe in Macklot's Hofbuchhandlung: An die Souveräne der rheinischen Konföderation über das Recht, ihren Staten eigene Landesbischöffe und eine bischöfliche Diöcesaneinrichtung nach Gutbefinden zu geben. Ein patriotisches Wort zu seiner Zeit von Dr. H., einem katholisch-geistlichen Kanonisten. 67. S. in gr. 8. 1812.

2. Freiburg und Konstanz in der Herder'schen Buchhandlung: Ueber das patriotische Wort zu seiner Zeit, welches Dr. H., ein katholisch-geistlicher Kanonist, zur baldigen Wiederherstellung der katholischen Kirchenverfassung in den rheinischen Bundesstaaten ausgesprochen hat. 48. S. in 8. 1812.

So wenig auch den Protestanten die in den vorliegenden kleinen Schriften besprochene Frage, ob

ein

ein von dem Landesherrn ernannter Bischof noch der päpstlichen Sanction und Bestätigung bedürfe?, zu interessiren scheint; so ist sie doch nach ihren Grundsätzen und weitaussehenden Folgen auch für ihn von der grössesten Wichtigkeit. In der Lehre von der Kirche ist der Politiker gewöhnlich Corpuscularphilosoph und der Theologe Dynamiker; wir müssten uns sehr irren, wenn dieses nicht auch der Fall bei den zwei Gelehrten wäre, die hier, obschon Glaubensgenossen, doch als entschiedene Gegner vor uns auftreten.

„Der kritische Zustand der rheinischen Bundesstaten, bemerkt der erste Schriftsteller, ist darum jezt so traurig, weil bisher alle Bemühungen und Unterhandlungen mit dem Papste, um ein Concordat zu erwirken, ohne Erfolg geblieben sind. Allein Deutschland bedarf weder eines Concils, noch eines Concordats, sondern es hängt bloß von dem Willen der Souveräne ab, ihren Staten eigene Landesbischöffe und eine Diöcesaneinrichtung nach Gutbefinden zu geben. Durch den rheinischen Bundesvertrag sind alle Concordate und Verträge mit dem päpstlichen Stuhle gänzlich aufgehoben und die conföderirten Fürsten sind in die nämliche Lage versezt worden, in der sich die ersten christlichen Regenten in den Urzeiten des Christenthums befanden.

Das

Das Territorium gehört dem Landesfürsten und nicht den Seelenhirten; wenn diese darin nur Plaz und Gelegenheit finden, das Volk zu unterrichten, ihre Sacramente zu administriren, und noch dabei ihr ehrliches Auskommen haben, so können sie zufrieden seyn; die Apostel selbst haben nicht mehr verlangt. Das Recht, Bischöffe zu ernennen, stand ehehin dem Clerus und dem Volke zu; in der Folge erhielt der Landesfürst das Recht, die Exclusive zu geben, die Wahl gut zu heisen und die Investitur mit Ring und Stab zu ertheilen; dieses Ernennungsrecht der Landesfürsten, die den Willen der Unterthanen in sich vereinigen und ihr Volk vorstellen, läßt sich aus der Souveränität selbst herleiten; sie waren von jeher befugt, es mit der Statsgewalt zu verbinden, sobald das gemeine Wohl dieses forderte, weil die Ernennung eines schon ordinirten und mit der nöthigen geistlichen Gewalt versehenen Priesters nichts Geistliches, sondern ein jedem Regenten ohne Unterschied der Religion zustehendes Recht ist. Die Bestätigung der Bischöffe war im Anfange nur eine Untersuchung ihrer Tauglichkeit und Würdigkeit, die den Metropoliten zustand und erst seit dem vierzehnten Jahrhundert mit Zusätzen von Taxen und Annaten von den Päpsten in Anspruch genommen worden ist. Es ist aber dieses zufällige Recht des römischen Stuhles

les schon von dem Kaiser Joseph II. sehr beschränkt, die Bischöffe sind nur nach ihrer kanonischen Profession dem Papste unterworfen erachtet, alle Geldausflüsse nach Rom, als Annaten, Bestätigungsgelder, Taxen, Indulgenzen, Dispensationsgebühren, förmlich untersagt worden. Diese Verfügungen waren in der Natur der Sache selbst gegründet: denn jede religiöse Verbindung der Statsbürger muß der höchsten Gewalt subordinirt seyn, damit diese allen möglicher Weise daraus entstehenden Nachtheil für den Stat verhüte. Schon Constantin der Große, Justinian, Carl der Große haben nach diesen Grundsätzen gehandelt; auch die Fürsten Deutschlands bedürfen keines Concordats; ihre Majestätsrechte circa sacra sind von Gott; Christus wollte sie nicht schmälern, sondern seiner Kirche nur eine vollkommenere Verfassung geben; die Geschichte aller Zeiten lehrt auch deutlich, daß Stat und Kirche, so lange beide unabhängig und für sich bestehen wollen, unvereinbar sind. Dieses goldene Zeitalter der alten Kirche bringt Kaiser Napoleon zurück; der Papst wird, was er seyn soll, das oberste centrum unitatis der katholischen Kirche; statt seiner bisherigen Dicasterien genügen ihm einige Schreiber (scriniarii), welche die apostolischen Briefe gratis ausfertigen; jeder Landesherr bestimmt die bischöflichen Diöcesen, ernennt und erwählt auf den Vor-

schlag

schlag sämtlicher Pfarrer einen oder mehrere, von ihm zu dotirende Bischöffe, und schließt sich, was ihre Weihe und Bestätigung betrift, an den nächsten Erzbischof, Metropoliten oder Primas an; der Eid der Treue muß von den Bischöffen nicht mehr dem Papste, sondern dem Landesherrn geleistet werden; von jenem geht kein Ablaß, kein Pallium, keine Dispensation weiter aus; die Kirche verliert überhaupt das Recht, Ehehindernisse festzusetzen, weil das Sacrament Christi die wesentlichen Rechte der Regenten in Rüksicht des Ehecontractes nicht vermindern kann; die bürgerliche Gültigkeit dieses Vertrages, von der man bei christlichen Regenten ohnehin nichts Unchristliches voraussezen darf, ist vielmehr die Materie des Sacraments. Der bisherige Vasalleneid, den die Bischöffe dem Papste, ihrem Brüder und Collegen, leisten mußten, war bisher für Stat und Kirche höchst verderblich; es kam in seiner Formel unter andern die erbauliche Stelle vor, „die Ketzer und Schismatiker, (also auch unsere protestantischen Brüder) müßten nach Möglichkeit verfolgt und bestritten werden;" diese und ähnliche Versprechungen sind eben so gesetzlos, als pflichtwidrig; sie müssen aufgehoben und vernichtet werden, denn die Gemeinschaft des Papstes ist noch

nicht

nicht die Gemeinschaft der katholischen Kirche; er ist nur ihr Haupt, aber nicht ihr Herr und ihr Meister."

In einem festen, bestimmten und ruhigen Tone versichert dagegen der Verfasser der zweiten Schrift: „das Wort des geistlichen Kanonisten sei ein wahres Wort zur Unzeit; die Bestätigung der Bischöffe sei keinesweges ein absolutes Majestätsrecht, sondern eine Angelegenheit des päpstlichen Stuhles, und wenn dieser billigen Vorschlägen kein Gehör gäbe, einer anderen kirchlichen Auctorität. Das Sacrament der Priesterweihe, welches die Apostel bei der Mittheilung der ihnen anvertrauten Gewalt beobachteten, sei die einzige Quelle aller Kirchengegewalt; auch der protestantische Regent übe die Kirchengewalt nicht als Landeshoheitsrecht, sondern als ein davon ganz ganz verschiedenes, der Kirche eigenthümlich zustehendes Recht aus; jene könne von der Staatsgewalt zwar beschränkt, aber ihr niemals untergeordnet werden; Böhmer und alle ächte protestantische Kanonisten nennen sie eine höchste, der weltlichen Jurisdiction nicht unterworfene, sondern nur von Gott und seinem Gerichte abhängende Gewalt. Das Statsoberhaupt, als solches, habe daher nach gesunden Principien des katholischen und protestantischen Kirchenrechts zwar das

Recht,

Recht, Alles zu verhindern, was der gemeinen Wohlfahrt nachtheilig ist; aber es stehe ihm keineswegs das Recht zu, in das Innere der Kirche einzugreifen, Liturgie und Kirchendisciplin anzuordnen. Thatsachen und Gewalthandlungen entschieden hier nicht, sondern Gründe; Justinian bekenne offen, daß er die Verordnungen der Concilien als Gesetze verehre; die Capitularien der Kaiser Carl und Ludwig seien mit Einstimmung der Bischöffe gemacht; auch in unchristlichen und heidnischen Staten könne eine christliche Kirche vorhanden seyn, zum deutlichen Beweise, daß ihr Wesen und Daseyn keineswegs von dem bürgerlichen State abhängt. Die Behauptung, daß Kirche und Stat, als zwei höchste und unabhängige Gewalten nicht unabhängig von einander bestehen könten, sei ein Luftstreich und Hirngespinst; die ganze christliche Kirchengeschichte, ja jedes protestantische Reich, welches einen katholischen Regenten habe, beweise augenscheinlich das Gegentheil. Nach diesen Ansichten wäre denn auch das Recht der Errichtung von Kirchenämtern und Pfründen zu betrachten; offenbar sei es ein Theil der vollziehenden Kirchengewalt, was man schon aus den Elementarbüchern von Böhmer und Wiese lernen könne; dahin gehöre auch das Recht, taugliche Personen zu diesen Stellen auszuwählen und zu ernennen, welches dem State

auch

auch in protestantischen Ländern nur als ein delegirtes Recht zukomme; die Convenienz der Willkühr sei kein Grund, sich fremde Rechte anzueignen und müsse, wenn sie geltend werde, jedes Recht mit der Wurzel vertilgen; durch solche Behauptungen prostituire man sich öffentlich und lege nur seine Unwissenheit in den ersten Gründen des natürlichen Kirchenrechtes an den Tag."

Da wir uns nach ächtprotestantischen Grundsätzen in der voranstehenden Abhandlung ausdrüklich für die Vereinigung der höchsten Stats- und Kirchengewalt in der Hand der Regierung, als des bürgerlichen und geistlichen Hauptes des gemeinen Wesens erklärt haben; so kan uns über das Materiale dieses Streites kein Urtheil zustehen. Anders verhält es sich mit dem formellen Gesichtspuncte; denn hier liegt uns daran, daß, wie Paulus sagt, auch das Kirchenregiment ehrlich und ordentlich verwaltet werde; es ist hohes Interesse für uns Protestanten, daß die Repräsentanten unserer Kirche ihre theuer erkauften Rechte und Freiheiten vertreten; daß die Bürgermeister nicht Prediger ordiniren, die Polizei-Commissäre nicht Texte vorschreiben, die Landrichter nicht consecriren und die Gensdarmen nicht die Epistel verlesen wollen. Wären die Grundsätze des geistlichen Herrn Kanonisten richtig,

so müßten wir alle diese Unordnungen befürchten; denn da die Statsgewalt aus dem Gemeinwillen der Nation hervorgeht, so würde sie, von der Mehrzahl der Katholiken, oder Protestanten eines Reiches bestimm't, diesen die katholische, jenen die protestantische Kirchenverfassung gesezlich aufbringen und so den Untergang einer, oder der anderen Kirche des Landes beschliessen können, ohne deßwegen einer Rechtsverletzung schuldig zu seyn. Ludwig der vierzehnte gieng mit seinen Gewissensräthen von diesem Princip aus; aber Saurin schwang über ihn die Geisel seiner Beredsamkeit, und jeder vernünftige Katholik gedenkt der Dragonaden mit Abscheu. Offenbar hat der Verfasser den Begriff der Souveränität in einem falschen Lichte gefaßt und sich dadurch zu allen den irrigen Behauptungen verleiten lassen, an welchen seine kleine Schrift so reich ist. Absolut souverän ist nur einer, der Herr der Herren und der König der Könige; die Souveränität der Menschen hingegen ist relativ und beschränkt; beschränkt durch den Umfang der Nationalgewalt, die sie in sich concentrirt, und durch die Zwecke, zu welchen sie verliehen wurde. So ist Recht und Gesez eine Beschränkung der Souveränität im State selbst; so ist Wahrheit und freier Forschungsgeist — wer erinnert sich nicht der Apologie des Sokrates gegen seine Tyrannen?

ten? — eine Beschränkung der Volksgewalt auf dem Gebiete der Wissenschaft; so ist die innere und äussere Religion eine Beschränkung der Statsgewalt auf dem Gebiete des Gewissens und der Kirche. Christus organisirte eine neue Religionsgesellschaft, ordnete Lehrer und Apostel an und rüstete sie mit hoher geistlicher Gewalt aus, die in Raum und Zeit kräftig genug hervortrat; und doch lesen wir nirgends, daß er hiezu die Erlaubniß des Synedriums, oder des Pontius Pilatus nachgesucht hat, was er nothwendig hätte thun müssen, wenn die Kirchengewalt nur ein Zweig der Statsgewalt wäre. Wollen wir daher den göttlichen Stifter unserer Religion und den Ursprung des Christenthums nicht verdächtig machen; wollen wir Protestanten unseren edlen, kraftvollen Luther nicht mit Thomas Münzer in eine Classe sezen; so bleibt uns nichts übrig, als, was die Vernunft schon lehrt, die Stats- und Kirchengewalt in der Theorie zu trennen, und, statt sie unredlich und durch offenbare Verfälschung der Begriffe aus einer Quelle abzuleiten, sie lieber als zwei Quellen in abgemessenen Canälen zu einem Strome zu vereinigen. Die Lieblingsformel, Stat im State, die ein Blödsinniger dem anderen nachspricht, wird den Tieferblickenden nicht irre machen; Geist und Körper sind zwei verschiedene Systeme, die kein Vernünftiger

aus einem souveränen Atom ableiten wird, und doch hat sie der Schöpfer weise zu einem Leben verbunden; das Reich der Politik und der Wissenschaft sind Republiken, die auf ganz verschiedenen Fundamenten ruhen, und doch hebt und trägt eine die andere, wenn der Regent dem State giebt, was des States, und den Musen, was der Musen ist. Eben so wenig können wir den Ansichten der Ehe beipflichten, die uns der geistliche Kanonist eröfnen will. Der Stat betrachtet die Ehe nur als einen bürgerlichen und rechtlichen, die Kirche betrachtet sie als einen moralischen und religiösen Vertrag. Ohne Pflicht giebt es kein Recht; ein wahrhaft rechtlicher Ehevertrag ist daher immer der moralisch-religiösen und kirchlichen Sanction fähig. Aber während die Systeme des natürlichen und des positiven Rechtes wechseln und sich mit den Sitten nicht selten verschlimmern, sind wir Lehrer und Diener der Kirche nur an das Recht, welches moralisch möglich, wir sind an die ewigen Vorschriften des Gewissens und einer göttlichen Offenbarung gewiesen, die in unseren Augen einen viel höheren Werth hat, als jede menschliche Gesezgebung; wir dürfen nicht leichtsinnig voraussetzen, daß der, welcher den Namen eines Christen trägt, auch immer christlich verordne und handele; wir können weder der gleichzeitigen Bigamie, noch einer anderen moralischen

Maxie der bürgerlichen Ehe eine religiöse Sanction geben, ohne den Namen Gottes zu entweihen und an seiner heiligen Ordnung zu Verräthern zu werden. Ein Sacrament nennen wir Protestanten die Ehe nicht; aber wir betrachten sie als eine Verbindung für's ganze Leben zu den edelsten Zwecken der Menschheit nach Gottes Befehl und Anordnung; und fürwahr, das ist mehr als eine bloße kirchliche Form des bürgerlichen Contractes, wie unser Kanonist unkanonisch genug behauptet hat.

II. Glaubenslehre.

2. Aachen bei Frosch: Briefe über den Rationalismus. Zur Berichtigung der schwankenden und zweideutigen Urtheile, die in den neuesten dogmatischen Consequenzstreitigkeiten über dieselben gefällt worden sind. 461. S. in 8. 1813.

Ein scheidender Vater hatte drei Söhne, die er alle in die Ferne sandte. Es liegt mir sehr am Herzen, sprach er zu ihnen, daß ihr bald und sicher den Ort erreichet, wohin ihr gehen sollt; aber der Pfad ist rauh und steil, euer Gang ist unstet und flüchtig, und eure Füße sind schwach; darum reiche ich euch ein Geschenk des Himmels, das mich immer wohl geleitet hat, meinen treuen Wanderstab. Führet ihn weise und mit sicherer Hand; er wird euch vertheidigen, gegen Anstoß und Straucheln verwahren, eurem Körper Haltung und eurem Gange eine feste Rich-

tung

tung geben; bricht der Abend ein, wo ihr ermattet und eure Tritte gleiten, so werdet ihr in ihm Heil und Rettung finden. Noch einmal, gedenkt an mich und meine Reise; auf jenen Höh'n, im Glanz der Morgenröthe erwart' ich euch.

Welch' ein herrliches Geschenk! sprach der erste Sohn. Wohl, sagte der Vater, eure Füße sind schwach; ich gehe nicht, ich brauche gar nicht zu gehen, der Himmelsstab muß mich selbst tragen. Er stüzte sich bequem auf ihn und hinkte langsam fort.

Mit flinker Hand ergriff ihn der zweite, und machte sich auf den Weg. Recht gut zum Anfang der Reise, sprach er, ist dieser Gängelstab; aber wozu bedarf ich seiner nun, da ich rasch aus eig'ner Kraft einherschreite? Noch einmal wog er ihn mit kühner Faust, und warf ihn spottend weg. Der Abend dämmerte; immer höher zog sich der Pfad durch Klippen und Gesträuche hin; der rasche Wanderer verschwand.

Sei mir willkommen, theurer Führer, sprach der lezte. Furchtsam leitete er zuerst am dem Himmelsstabe die schwachen Tritte; als seine

Füße Gelenkigkeit und Kraft gewannen, bediente er sich seiner zur Richtung des Körpers, zur abgemessenen Bewegung seines Ganges, zum Erforschen der Vertiefungen des Weges, und zur Vertheidigung gegen beißige Thiere an der Straße; langsam ermattete er bei der Gleichförmigkeit seiner Schritte; und als der Abend einbrach und die Bahn immer schroffer wurde, da theilte freundlich wieder der Stab die Last mit ihm, die den Füßen allein zu schwer war.

Welcher dieser drei Söhne wird den Vater zuerst, mit frohem und dankbarem Herzen wiedersehen?

Der Verfasser der oben genanten Briefe, die zu den inhaltsreichsten, gediegensten und treflichsten über die wichtige Lehre von der christlichen Offenbarung gehören, erklärt sich bestimt gegen den Supranaturalism, der, auf den alten Wunderglauben gestüzt, das Göttliche nur von aussen empfangen und der Vernunft das Recht der Prüfung und Normirung des Dargebotenen absprechen will. Wie könte man sich, erinnert er (S. 382.), „von der innigen Ehrfurcht gegen Jesum ergriffen fühlen,

die

die wir alle theilen, wenn man sich diesen Gottgesandten nur als passives Werkzeug einer übernatürlichen, göttlichen Einwirkung denkt; wenn man das, was er war und wurde, nur unmittelbaren, wunderthätigen, seine eigene Mitwirkung ausschließenden Veranstaltungen Gottes zuschreibt! Unmöglich!"

„Der Rationalismus," (dem diese Briefe das Wort sprechen), „läßt die Idee einer übernatürlichen „Offenbarung Gottes als gehaltlos fahren, und „entscheidet in Sachen des Glaubens und bei der „Annahme religiöser Lehrsäze einzig nach der Ver„nunft. Er nimt nicht nur die mittelbare Offen„barung in Anspruch, von der schon Lessing sagte, „daß sie nichts offenbare, sondern auch die eigentlich „sogenante übernatürliche und unmittelbare; schon „in dem Geständnisse der christlichen Theologen, „daß die Lehre Jesu mit der Vernunftreligion iden„tisch ist, liegt die Folge, der menschlichen Ver„nunft überhaupt gebühre der Ruhm, die Sätze „und Lehren derselben durch eigene Kraft aufgefun„den und entwickelt zu haben. Es ist leicht, nach„zuweisen, wie der Rationalism in der Theologie „eine fast allgemeine Erscheinung unserer Tage wer„den mußte; er ist eine nothwendige Folge der Re„formation, die dem Oberhaupte der christlichen „Kirche die Infallibität eines sichtbaren Stellver„treters

„treters Gottes streitig machte, und sie auf ge-
„schriebene Religionsurkunden übertrug;
„denn da die Deutung und Auslegung einer Ur-
„kunde einzig und allein der menschlichen Vernunft
„anheim fiel, so mußte auch das richterliche Ent-
„scheidungsamt über Religionsangelegenheiten still-
„schweigend auf die menschliche Vernunft übergehen.
„In der That ist das auch in der lezten Zeit bei
„der Beurtheilung der Bibel, bei der Prüfung des
„Ansehens ihrer Verfasser, es ist in Rüksicht auf
„die Person Jesu selbst geschehen. Er spricht un-
„übertreflich über die höchsten Angelegenheiten des
„Menschen, herzerhebend von Gott und seinen Ei-
„genschaften, tröstend und beruhigend über die Aus-
„sichten des Menschen in die Zukunft; er ist das
„höchste, das einzige und unerreichbare Muster sitt-
„licher Vollkommenheit, ein erhabenes Bild intel-
„lectueller und sittlicher Größe, vor dem sich Alles
„beugt. Aber alles das sind Gaben Gottes durch
„das Medium menschlicher Organisation, also na-
„türlich, begreiflich, dem Laufe der Dinge, den
„unabänderlichen Gesezen göttlicher Wirksamkeit
„angemessen; auch Jesus war ein Werk der Schö-
„pferkraft; auch er hatte Mittel der Bildung, ob
„wir sie gleich geschichtlich nicht kennen; es kan in
„jedem Falle angenommen werden, daß seine Bil-
„dung von innen heraus gieng und ihn durch eigenes

Nach-

„Nachdenken allmählich auf die Stufe der Voll„kommenheit erhob, die wir an seinen Einsichten„bewundern. Die Wiederbelebung nach seinem„Kreuzestode ist unwidersprechlich gewiß; Gott hat„ihn auferwekt von den Todten, das beweist mehr„als alles, die Fortdauer seiner Lehre; aber wenn„ich als Rationalist meine Meinung von mir geben„soll, so muß ich mich für einen natürlichen Her„gang der Sache erklären, weil dadurch dieselbe„Wirkung hervorgebracht werden konte, als durch„eine unerklärbare übernatürliche Erweckung. Die„unbegreiflichen und wegwerfenden Urtheile eines„Bahrdt und Stephani über die Apostel, na„mentlich über den geistvollen und edlen Paulus, wird„sich kein gründlicher Bibelforscher erlauben; aber„er wird auch nicht an eine unmittelbar himlische„Erleuchtung dieser Schüler Jesu glauben, da ihre„religiöse Bildung offenbar stufenweise erfolgt und„einen naturgemäßen Gang nimt. Von einer feind„lichen Opposition des Christenthums und Ratio„nalismus kan also überall keine Rede seyn, weil„zwischen beiden die schönste Uebereinstimmung und„eine völlige Identität derselben auf den ersten Blik„einleuchtet; man kan das erstere, insofern es Uni„versalreligion ist, nicht einmal eine positive Reli„gion nennen, weil äussere Autorität und Verbind„lichkeit für alle vernünftige Wesen Merkmale sind,

„d

„die sich widersprechen. Höchstens ist diese Auto-
„rität ihres Stifters eine von aussen hinzukom-
„mende, aber unwesentliche Bestätigung derselben,
„die aber als dringendes Bedürfniß der Menge nie
„hintangesezt, oder verachtet werden darf; darum
„mag unsere Religion auch immer die christliche
„heißen, weil es dem süßesten Drange des mensch-
„lichen Herzens entspricht, sich das unendliche Ver-
„dienst des größten Wohlthäters der Menschheit
„immer dankbar zu vergegenwärtigen. Nach diesen
„Ansichten kan der Supranaturalism weder zur Be-
„lehrung, noch zur Veredlung und Beruhigung
„der Menschen mehr leisten, als der Rationalism;
„denn auch er macht Jesum und seine Apostel,
„wenn sie als Gesandte Gottes in einem höheren
„Sinne erscheinen wollten, weder zu Betrogenen,
„noch zu Betrügern, sondern lehrt vielmehr, daß
„sie für edle und große Zwecke von Gott
„selbst berufen und unterstüzt waren,
„weil noch nie ein grosser und wohlthätiger Heros
„der Menschheit ohne den Willen, ohne die Leitung,
„ohne die Unterstützung der Vorsehung auftrat."

Worüber streiten wir nun? mögte ich dem edlen Unbekannten zurufen, der in diesen Briefen zu viel Gründliches und Treffendes sagt, als daß auch ein längerer Auszug nur die Haupt-

gedanken

gedanken erschöpfen könte. Ist es die Offenbarung durch Inspiration? Ich kenne sie, sie mag sich selbst vertheidigen, wenn sie kan. Ist es die Behauptung, daß alle wesentlichen Lehren des Christenthums, als Universalreligion gedacht, schon durch menschliche Vernunft gefunden werden konten? Ich erkenne keine Offenbarung an, die nicht den freiesten und höchsten Schwung des Geistes und der Denkkraft voraussezt. Schon Alexander der Grosse wurde von dem Princip der Religionslehre des ägyptischen Philosophen Psammon ergriffen, welches wir in dem Christenthume wieder finden, daß Gott der allgemeine Vater aller Menschen sei, der sich die besten derselben zu seinen Kindern wähle [27]. Wer sich, wie jeder gelehrte Theologe thun kan, anheischig macht, alle reingeistigen Lehren des Christenthums aus der platonischen, stoischen, aristotelischen Philosophie, aus den Apokryphen des A. T. und dem Talmude nachzuweisen, der hat es factisch vor Aller Augen dargethan, daß die menschliche Vernunft alle diese Wahr-

27) Ὡς πάντων μὲν ὄντα κοινὸν ἀνθρώπων πατέρα τὸν θεὸν, ἰδίους δὲ ποιούμενον ἑαυτοῦ τοὺς ἀρίστους. Man sehe die ganze trefliche Stelle bei'm Plutarch, vita Alexandri c. XXVII. opp. ed. Reiske t. IV. p. 67.

Wahrheiten finden konte, weil sie sie wirklich gefunden hat. Aber folgt hieraus, daß eigener Vernunftgebrauch die Offenbarung Gottes ausschließt; daß mittelbare und unmittelbare Offenbarung Gottes leere Namen sind; daß zum Wesen des Christenthums nur Vernunft, und nichts als Vernunftreligion gehört; und daß man aufhören muß, die Lehre Jesu in der Wissenschaft eine positive Religion zu nennen? Alle diese Behauptungen des Verfassers muß Rec. geradezu und auf das bestimteste in Anspruch nehmen. Offenbarung, subjectiv, ist ja kein Act Gottes, sondern des Menschen; sie ist eine Reflexion seiner glaubigen Vernunft, daß eine Religionswahrheit, die sich der Seele mit neuer und edler Klarheit aufdringt, von Gott komt, weil sie unmittelbar aus der göttlichen Idee quillt; sie ist eben so gewiß von Gott, als das heilige Pflichtgebot, dem der edle Mensch Glük und Leben zum Opfer bringt. Sagt doch schon Plato, Niemand könne die Religion lehren, wenn Gott nicht selbst sein Führer sei [28]); vor ihm lehrte Sokrates schon in seiner Apologie, es kan nichts göttlich seyn, was nicht von Gott komt: warum soll nun das, was die einseitige Reflexion der

28) Ἀλλ' ὄυδ' ἂν διδάξειεν, ἐι μὴ θεὸς ὑφηγοῖτο. Epinomis ed. Bip. tom. IX. p. 269.

der Urtheilskraft rational und menschlich nent, der umfassende Glaube nicht göttlich, nicht himlisch und geoffenbart nennen dürfen? Wer das Synkretism nent, mag sprechen, so lang es ihm gefällt; er ist der natürliche Mensch, wie Paulus sagt, der vor dem Richter steht, aber selbst nicht richten kan. Von der mittelbaren Offenbarung hat man seit dem Aufblühen der allgemeinen deutschen Bibliothek vieles gesprochen, was der Glaubenslehre geschadet hat; auch ist gewiß vor Gott jede Wirksamkeit seiner Weisheit und Allmacht unmittelbar und ein ewiger Act seiner höchsten Vollkommenheit. Aber hieraus folgt die subjective Leere dieses Begriffes für den menschlischen Verstand noch keinesweges; die natürliche Offenbarung Gottes, welche David und Paulus rühmen, ist für unsere Reflexion gewiß eine mittelbare, während wir die, welche aus dem Innersten der Vernunft selbst quillt, eine unmittelbare nennen, um das aproximative Verhältniß der Wahrheit zur Idee Gottes in uns auszudrücken. Wird nun, wie es die Natur der Wahrheit fordert, dieser Glaube objectiv ein Gegenstand der Dogmatik, so ist die reale Seite desselben nothwendig supranaturalistisch und die ideale rationalistisch. Der Supranaturalism, rational gefaßt und entwickelt, ist also ein wesentliches Merkmal des Offenbarungsglaubens, und beide Systeme verhalten

halten sich zu einander, wie die Wirklichkeit zur Idee, oder wie das Seyn zur Wahrheit. Man hat schon oft erinnert, daß dieses System das einzige ist, welches sich sowohl mit der freien Thätigkeit der Vernunft, als mit den ausdrüklichen Versicherungen Jesu und seiner Apostel verträgt, ihre Lehre sei nicht Menschen, sondern Gottes Wort. Es läßt sich aber durch dasselbe auch die Behauptung berichtigen, daß das Wesen des Christenthums einzig und allein nur aus Wahrheiten der Vernunftreligion bestehe. Reiner Rationalism in der Religion ist in der alten und neuen Geschichte eine nichts weniger, als seltene Erscheinung; aber er hat sich nirgends lange, am wenigsten in der Kirche eines Landes, oder Reiches erhalten; er ist zu leer und kalt, nur um den Gebildeten ein Genüge zu leisten, geschweige denn die Herzen des Volkes zu erwärmen und das ganze Gemüth zum Himmel zu erheben. Die Menschen, wie sie einmal sind, und seyn werden, bedürfen zu ihrer religiösen Bildung den Beistand der Geschichte, und diesem Bedürfnisse komt keine Anstalt so sehr zu Hülfe, wie das Christenthum. Hier begint der Glaube mit der äusseren Autorität eines göttlichen Weisen und löst sich bei dem Mündigen in freie Ueberzeugung auf; hier erscheint uns der Fürst des Glaubens in einer Verbindung mit Gott, die selbst

für

für den tiefsinnigsten Forscher ein ehrwürdiges Geheimniß bleibt; hier finden wir den Versöhner, nicht Gottes, sondern der Menschen mit Gott, der durch den Glauben an die Weihe seines Todes in dem psychologisch-kräftigsten Wechsel der Gefühle, Gedanken und Vorsätze das ganze Gemüth reinigt und seine Schuld in Unschuld verwandelt; hier verehren wir einen Heiligen, den die Vorsehung selbst als den Urheber einer neuen sittlichen Schöpfung in den entscheidendesten Zeitpunct der menschlichen Bildung hingestellt, und dessen Leben sie durch die ausgezeichnetesten Ereignisse, ich möchte sagen in eine personificirte und lebendige Religionslehre für den sinnlichen Menschen verwandelt hat; hier finden wir endlich den religiösen Gottesstat, den die stoische Philosophie nur ahndete, in seiner wahren Abgrenzung von allem Irdischen, in seiner unmittelbaren Berührung mit dem Himmel, in seiner Gemeinschaft mit dem Schöpfer und in seinem Aufstreben zu ihm, mit einer Kraft und Vollendung dargestellt, wie sie Menschen für sich nie gefaßt, nie gelehrt, und noch viel weniger wirklich zu machen versucht haben. Begegnet es doch den Philosophen unserer Zeit täglich, daß sie ihre sich erst regende, von dem Einfluße der Phantasie und des sinnlich-individuellen Scheines häufig irre geführte Vernunft mit der Urvernunft verwechseln, die

halten sich zu einander, wie die … rde erst
Idee, oder wie das Seyn zur Wah … enn sie
schon oft erinnert, daß dieses E … ihren
ist, welches sich sowohl mit d … um-
der Vernunft, als mit den au … ihrem
ungen Jesu und seiner Apost …
sei nicht Menschen, sonde …
läßt sich aber durch dass …
berichtigen, daß das …
einzig und allein … vaticiniis
der Vernunftreli … matis com-
tionalism in der Re … ipsit Christ.
Geschichte eine nich … 3. S. in 4. 1812.
nung; aber er …
nigsten in der … um der Erlanger Univer-
erhalten; er ist … e Frage von den Weis-
bildeten ein … nach dem Erfolge auf-
Herzen des … worden sind, zur Sprache
müth zum … o behauptet der kenntnißreiche
sie einm … hin beurtheilten Briefe über den
ihrer re … . 227.) geradehin, die Vorherver-
und d … Leidens, Todes und der Auferste-
zu H … i von seinen Schülern nach den Ereig-
Gl … so bestimmt gefaßt und in die Orakelform
W … worden, während der vollendete Rein-
r … (opusc. acad. Vol. II. S. 30. ff.) in
… ch einen Hauptbeweis für die wunderbare
Gött-

Christenthums findet. Es kommt
eressanten Frage auf folgende
wir in der alten Literatur
che ohne Zweifel nach
étie après coup) aufge-
er Verf. dieser Abhandlung
eit mehreren Jahren den He-
Sicilien, den Homer und die
er, den Liv, die sibyllinischen Ora-
oran gelesen und die auserlesensten
merkt. Bei den epischen Dichtern ist
dung der Vergangenheit in die Form ei-
ückdatirten Orakels (παλαίφατα θέσφατα
Homer) etwas Bekantes; sie findet sich aber
ch nicht selten bei griechischen und römischen Historikern, z. B. bei'm Liv nach dem Cannensischen Treffen L. XXV. c. 12. Man muß indessen offenbar erdichtete Prädictionen wohl von denen unterscheiden, die durch Hereintragung eines ominösen Sinnes in ein altes Gedicht erst gebildet worden sind, das nun folglich, wie ein Januskopf, mit gedoppeltem Sinne in die Vergangenheit und in die Zukunft schaut. II. Quellen dieser Weissagungen. Der Hang zum Wunderbaren in der menschlichen Natur; man wollte einen alten Orakelsiz zu Ehren bringen; man gefiel sich in der Täuschung, den Namen eines alten Propheten vor seine eigenen

die nur in Gott lebt und wirkt; was würde erst den Lehrern des Christenthums begegnen, wenn sie die Sonne der Offenbarung auslöschen und ihren ohnehin schon im Glanze so vieler Irrlichter umher hüpfenden Zeitgenossen einzig mit ihrem schwachen Lichte leuchten wollten!

---

3. Erlangen bei Palm: De vaticiniis post euentum formatis commentatio prima. Scripsit Christ. Fried. Ammon. 23. S. in 4. 1812.

Das Weihnachtsprogramm der Erlanger Universität, in dem die wichtige Frage von den Weissagungen, die erst nach dem Erfolge aufgezeichnet und gefaßt worden sind, zur Sprache gebracht wird. So behauptet der kentnißreiche Verfasser der vorhin beurtheilten Briefe über den Rationalism (S. 227.) geradehin, die Vorherverkündigung des Leidens, Todes und der Auferstehung Jesu sei von seinen Schülern nach den Ereignissen erst so bestimmt gefaßt und in die Orakelform gekleidet worden, während der vollendete Reinhard (opusc. acad. Vol. II. S. 30. ff.) in ihr noch einen Hauptbeweis für die wunderbare

Gött=

Göttlichkeit des Christenthums findet. Es kommt aber bei dieser interessanten Frage auf folgende Puncte an: I. Finden wir in der alten Literatur überhaupt Weissagungen, welche ohne Zweifel nach dem Ereignisse (prophétie après coup) aufgezeichnet worden sind? Der Verf. dieser Abhandlung hat zu diesem Zwecke seit mehreren Jahren den Herodot, Diodor von Sicilien, den Homer und die sogenanten Cykliker, den Liv, die sibyllinischen Orakel und den Koran gelesen und die auserlesensten Beispiele bemerkt. Bei den epischen Dichtern ist die Einkleidung der Vergangenheit in die Form eines zurükdatirten Orakels (παλαίφατα θέσφατα nach Homer) etwas Bekantes; sie findet sich aber auch nicht selten bei griechischen und römischen Historikern, z. B. bei'm Liv nach dem Cannensischen Treffen L. XXV. c. 12. Man muß indessen offenbar erdichtete Prädictionen wohl von denen unterscheiden, die durch Hereintragung eines ominösen Sinnes in ein altes Gedicht erst gebildet worden sind, das nun folglich, wie ein Januskopf, mit gedoppeltem Sinne in die Vergangenheit und in die Zukunft schaut. II. Quellen dieser Weissagungen. Der Hang zum Wunderbaren in der menschlichen Natur; man wollte einen alten Orakelsitz zu Ehren bringen; man gefiel sich in der Täuschung, den Namen eines alten Propheten vor seine eigenen

Dichtungen zu setzen; man erdichtete Orakel, vermeintlich zur Ehre Gottes, wie der Verfasser der acta Pauli nach Tertullian; man folgte dem Glauben an ein Alles verbindendes Schicksal, der sich bald in den Glauben an die Alles vorherbestimmende Vorsehung verwandelt; man betrachtete endlich die Inspirirten als Werkzeuge Gottes, die, ohne es zu wollen oder zu verstehen, die Zukunft vorherverkündigen mußten, und erlaubte sich daher die willkührlichste und vieldeutigste Erklärung ihrer ursprünglich von ganz anderen Gegenständen handelnden Orakel. III. Die Uebertragung dieser Grundsätze auf die Bibel ist der Fortsetzung dieser Abhandlung vorbehalten.

---

4. Landes

4. Landshut bei Krüll: Das heilige Abendmahl von Dr. Heinrich Stephani, k. B. Kreisschulrathe, des kön. St. Michaelsordens Ehrenritter und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Mit einem Kupfer. 158. S. in 8. 1811.

5. Augsburg bei Doll: Der alte Frohnleichnam unseres Herrn Jesu Christi, dem neuen Abendmahle des Drs. Stephani entgegengestellt von einem katholischen Pfarrer des vormaligen Lechkreises. Mit einem Titelkupfer, XXVII und 576. S. gr. 8. 1812.

Recensent kan sich bei der Anzeige der ersten Schrift, an die hier des Zusammenhanges wegen mit einem kurzen, selbstständigen Urtheile erinnert werden muß, noch immer des Gedankens nicht entschlagen, der Hr. Kreisschulrath habe in einer satyrischen Stunde die Geduld und Gutmüthigkeit des Publicums auf die Probe stellen und den Hang desselben zu theologischen Phantasieen durch eine recht empfindliche Reue über den voreiligen Beifall, den er diesem rein ironischen Versuche zu versprechen schien, bestrafen wollen. Wäre dieses Urtheil

auch

nur bloße Vermuthung, so ließe es sich doch leichter, als jedes andere, mit der Achtung vereinigen, die Rec. dem liberaldenkenden Verfasser so gern widmet, und, seine Wahrscheinlichkeit würde sich durch eine lange Reihe von Gründen jedem Unbefangenen ungleich mehr empfehlen, als die neue Abendmahlslehre selbst, die von allen Seiten nicht als ein reifer Gedanke, sondern nur als ein flüchtiger Einfall hervortritt. Eine scheußliche Verschwörungsscene zum Titelkupfer; in der Zuschrift das Versprechen, „der Christenheit über ihre ehrwürdigste kirchliche Handlung die Augen zu öfnen;" bald darauf „die Ansezung des Brecheisens, damit die ganze Felsenmasse christlicher Irrthümer herabstürze;" wieder an einem anderen Orte die gemüthliche Austheilung unsterblicher Ruhmeskronen, aus welchen der Verfasser aber den schönsten Amarant immer schalkhaft zu einem anderen Gebrauche bei Seite legt; und noch ferner die offene Erklärung, „er habe versucht dem Zeitalter wegen seiner geringen Fassungskraft auf dem Gebiete des Naturrechtes die Binde zu lösen;" wen spricht das nicht als Laune und geniale Gegenwahrheit an? Ueber so wichtige Lehren, als die vom heiligen Abendmahl, pflegt man sonst, wo nicht schön, doch rein und ohne Fehler zu schreiben; hier aber finden wir eine lyturgische Einsicht, eine beschränkte Muse,

se, ein Histeron Proteron, eine Piramide [29]), und die griechischen, noch mehr aber die hebräischen Worte sind so furchtbar verstümmelt, daß der unerbittlichste Ernst des Lesers sich sofort in ein sardonisches Lächeln verwandelt. Die historische Würdigung des heiligen Abendmahls liefert uns (S. 13. ff.) eine Reihe von Beweisstellen, aus welchen erhellen soll, das jüdische Passah sei ein Bundeserneuerungsmahl gewesen; diese Stellen beweisen aber alle das Gegentheil; Bundesopfer und Bundesmahl waren den Alten durchaus verschiedene Gegenstände; namentlich aber war das vor der Gesezgebung auf Sinai schon verordnete Passah überall kein Bundesmahl, sondern, wie schon der Name lehrt, ein Dank- und Rettungsfest; das ganze Fundament dieser kleinen Schrift wäre also eine Null, wenn man sie ernstlich nähme. Die exegetische Würdigung des heiligen Abendmahls endlich (S. 49. ff.) würde eine eben so kecke, als unbegreifliche Mißhandlung des neutestamentlichen Textes seyn; denn es sollen die Worte: τοῦτό ἐστι τὸ σῶμά μου Matth. 26, 26. so viel sagen, als: „das ist mein Paschaleib, meine Bundesspeise:

29) Cicero schreibt pyrămis: Lacroze piramys, aus dem ägyptischen, Solis radius. Die lezte Schreibart ist die richtige.

speise: αἷμα τῆς καινῆς διαθήκης, mein Bundesblut, περὶ πολλῶν ἐκχυνόμενον, was von mir aus einem grösseren Gefäße für die Mehreren ausgegossen wird; εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν, wäre Zusaz eines Dritten, denn eine durch Blut bewirkte Aussöhnung Gottes ist dem Christenthum völlig fremd.“ Hr. Stephani wußte doch gewiß, daß Jesus bei der Einsezung des Abendmahles nicht griechisch, sondern palästinensisch redete; er sagte הָנו פגרי, nicht הנו פגרא דפסח; die Parallele Joh. 6, 54. f. läßet dem Schriftkundigen über den wahren Sinn der Worte nicht den leisesten Zweifel übrig; der Wein wurde ferner nicht aus einem Becher in den anderen gegossen, sondern er gieng zum Zeichen der Gemeinschaft in die Runde herum; an einen Passahleib Jesu dachten die ersten Christen so wenig, daß sie sogar in Palästina geraume Zeit, das Passah besonders, vor dem Abendmahle feierten; Paulus stellt über die Verbindung Jesu mit den Symbolen eine eigene tiefgedachte, freilich mystische Theorie auf, und die ganze alte Kirche fand in diesem heiligen Mahle mit Recht eine Versöhnungsfeier. Alle diese Bemerkungen sind so bekant, daß man dem Verfasser nicht nur eine gänzliche Verkennung des Geistes dieser Feier, daß man ihm, wer weiß, welche Verirrungen auf sein Haupt zusagen müßte, wenn man seinem

Ver=

Versuche eine ernsthafte Absicht unterlegen wollte. Rec. hält daher noch immer an seiner Hypothese fest, und begnügt sich mit der Erinnerung, daß in einer so heiligen Sache, die in unseren Tagen mit ganz anderen Vorkentnissen und mit einem viel tieferen Sinne besprochen werden muß, der Scherz nicht so weit hätte getrieben werden sollen.

Ganz anders spricht und urtheilt von diesem neuen Abendmahle der Verfasser der zweiten Schrift, der dem vermeinten Ernste dieser Lehre eine wohl gerüstete, man mögte sagen, geharnischte Polemik gegenüber stellt. Er folgt seinem Gegner Schritt für Schritt, stellt das Unhaltbare seiner Behauptungen in ihrer ganzen Blöße dar, und bekämpft das theologische System des Hrn. Stephani mit den Waffen des Offenbarungsglaubigen und des Priesters der katholischen Kirche, die er bei diesem Angriffe für hochgefährdet und schwer beleidigt hält. Der Herr Schulrath habe schon in seinen früheren Jugendschriften bewiesen, daß er in der Schrifterklärung ein Fremdling sei; er erkläre nun offen, die Erlösung der Menschen durch Jesum sei noch nicht vollendet; er wisse nicht, wie ganz anders eine göttliche Offenbarung auf die Menschen wirke, als die kraftlose Speculation der Philosophen; genau die Opfertheorie des Christenthums mache einen wesentlichen

sentlichen Theil des Evangeliums aus und es sei niederträchtig (S. 132.), ihre reinmoralische Tendenz wegzuläugnen; es sei einmal zu arg, daß der Herr Doctor der Theologie (der Philosophie) die Christen mit Negern parallelisire und ihnen das Götterthum vorwerfe (S. 140.); seine Gesellschaft von Priestern, welche dieses hörte, habe sich unwillkührlich mit dem Verf. zu Boden geworfen und gebetet: Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich Seiner! Nicht einmal die Gebräuche heidnischer Völker wisse sein Gegner ohne Dichtung darzustellen; das Titelkupfer seiner Schrift sei ein Schandflek für die ganze Christenheit; die Bundesfeierlichkeiten der Alten sprächen viel mehr für ein Opfermahl, als für ein Bundesmahl; die neue Erklärung der Einsetzungsworte sei eben so geistlos, als unnatürlich; solange Hr. St. nicht Besserung, oder Widerruf verspreche, würde ihn der Verfasser nicht zur Ostercommunion zulassen, wenn er sein Seelsorger wäre; sein Abendmahl sei eine erbärmliche Anstalt, seine heillose Vernunftreligion recht wirksam zu machen; in der bestrittenen Schrift seien viele und grobe Irrthümer nicht nur gegen die katholische Religion, sondern über das Christenthum überhaupt enthalten.“ Der Verf. schließt mit einem Aufrufe an die katholische Geistlichkeit des vormaligen Lechkreises, dem Hrn. Kreisschulrathe

öffentlich

öffentlich zu widersprechen und ihn für einen Verläumder zu erklären, wenn er behaupte, daß jene sich jemals zu seinen Grundsätzen bekant habe.

Wir würden ungerecht seyn, wenn wir dem uns gänzlich unbekanten Verfasser das Lob der Gelehrsamkeit, der Gründlichkeit und des Eifers für eine heilige Anstalt des Christenthums versagten, die in ihren mannichfaltigen, mehr oder minder sinnlichen, aber immer geheimnißvollen Formen einen himlischen und wahrhaft unaussprechlichen Segen über Millionen verbreitet hat. Der tiefer blikkende Forscher, der es aus der Geschichte nachzuweisen vermag, wie eine Allegorie nach der anderen zur Ergreifung des Göttlichen in dieses ehrwürdige Dogma geleitet worden ist, kan und wird zwar an seiner inneren Aufklärung keinesweges verzweifeln; aber er wird sich auch, nicht aus Furchtsamkeit, sondern aus reifer Erwägung menschlicher Bedürfnisse, um so viel lieber eine Grenze setzen, die er nicht überschreitet, weil er sich überzeugt hat, daß die Verbindung des Erlösers mit den Symbolen des Abendmahles in der öffentlichen Religion ein relatives Geheimniß ist und nothwendig bleiben muß. Das Christenthum selbst ist eine Religion der göttlichen Vernunft; wie darf man sie heillos nennen, sobald man wahre und allgemeine Vernunft von der

individuellen und scheinbaren unterscheidet! Daß der Verf. sich im hebräischen Elemente schwer und unbehülflich bewegt (S. 272.); daß er den Matthäus jünger macht, als den Lukas, welcher jenen erweißlich verbessert hat (S. 270.); daß er endlich manche Schreibfehler zu Schulden kommen läßt (empyrische Psychologie, Histeron, Antropophagie, der Alkoran, Vikarie, kleinlicht, u. s. w.), verzeihen wir ihm gern. Aber dafür hätte er seiner Weitschweifigkeit Grenzen setzen, er hätte seinen Gegner minder leidenschaftlich, spöttisch und bitter behandeln, er hätte ihn nicht der Verläumdung beschuldigen sollen, die er und seine Freunde bei einer nicht nur möglichen, sondern offenbar vorauszusetzenden guten Absicht des Hrn. Stephani niemals wird beweisen können. Am wenigsten aber hätte er die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen Streit rege machen sollen; denn da sie in ihrer Weisheit den freien Lauf der Meinungen nirgends hemt, so steht auch nicht von ihr zu erwarten, daß sie andere, als policeiliche Maasregeln gegen eine Schrift ergreifen werde, die, sie möge Scherz oder Ernst seyn, schon dadurch ganz unschädlich gemacht ist, daß sie von Katholiken und Protestanten gleich gemißbilligt wird. Der Verfasser derselben darf also zu seinen übrigen Verdiensten nur noch das der ruhigen und unbe-

fangenen Prüfung seiner Abendmahlslehre hinzusetzen, um den Vorhang fallen und einen neuen Act seiner nützlicheren Wirksamkeit beginnen zu lassen.

III. Religionsphilosophie.

4. Leipzig bei Reclam: Das Buch der Natur für Gottesverehrer, zunächst angehenden Religionslehrern gewidmet. 136. S. in 8. 1813.

Der ungenante Verfasser bezeichnet sich als einen Mann aus dem Alter der Weisheit, der dem philosophischen Modewechsel der Hypothesen lange Zeit ruhig und geduldig zugesehen hat, und sich nun versucht fühlt, mit den Resultaten eigener Untersuchungen, so wie sie aus einer langen Beobachtung, aus der Fülle eines hellen Kopfes und eines reinen Gemüthes hervortreten, an's Licht zu kommen. Er ist unzufrieden mit Kant, und seiner Einschränkung des Causalitätsgesetzes auf die Sinnenwelt, seiner Lehre von Zeit und Raum, und vor Allem mit der zweideutigen und in Nichts aufgehenden Theologie seiner Ethik und praktischen Vernunft.

Er

Er nent den Idealism, welcher die gesamte Erkentniß des Menschen nur für das Erzeugniß seiner Vorstellung erklärt und die Welt überall nur in seiner Vorstellung existiren lässet, einen monströsen Lehrsaz, der sich unbegreiflicherweise auf die neuesten Zeiten fortgepflanzt hat. Er verwirft endlich den Pantheism, der die Welt als den Leib Gottes und die Menschenseelen als Ausflüsse, oder Ausstrahlungen Gottes darstellt, und dadurch die Gottheit aller der Mängel und Gebrechen theilhaftig macht, welchen die Menschen vermöge ihrer Beschränkung ausgesezt sind, und aus welcher sie sich mittelst der ihnen von Gott verliehenen Kräfte und Fähigkeiten zu höheren Daseynsstufen emporarbeiten sollen. Genau die drei Hauptzweige, die der deutsche Weisheitsbaum in den lezten dreißig Jahren trieb; unserem Verfasser brachten sie nur taube Blüthen ohne Fruchtkeime; er legt uns in der Kürze ein neues System und die Folgen seiner eigenen Forschungen in kurzen Abschnitten und in einer klaren, bestimten und deutlichen Sprache dar. „Der Hauptzweck dieser kleinen Schrift ist, bei der grossen, seit dreißig Jahren in der philosophisch-theologischen Literatur der Deutschen eingetretenen Verwirrung der Begriffe, namentlich im Gegensatze der von Kant begonnenen philosophischen Umkehrung, darzuthun, daß Gottes Existenz und Fürsehung über

jeden

jeden möglichen Zweifel erhaben, daß sie die erste und demonstrirteste aller Wahrheiten sei. Der Verf. geht daher von gewissen Elementarbegriffen aus, verweilt ausführlich bei der leblosen und belebten Natur, bei dem Unterschied des organischen und animalischen Lebens, dem Grundvermögen des menschlichen Geistes, der Wechselwirkung zwischen Seele und Leib, der Unerforschlichkeit des Organismus und schliest hieraus mit der allervollkommensten Evidenz seiner Ueberzeugung auf Gottes Daseyn. Die Natur der Dinge, das Universum stellt sich unseren angestrengtesten Blicken, Forschungen und Rechnungen als ein durch Wechselwirkung bestehendes Ganzes, als das Werk eines durch Verstand selbstthätigen Wesens, also das Werk eines Geistes dar, der die unumschränkteste Macht, Weisheit und Güte in sich vereinigt. Nur der Sophist vermag die Endursachen der Welt wegzuläugnen; nichts ist einleuchtender, als daß die materiellen Kräfte und Eigenschaften der Dinge auf das Wohl and den Bestand beseelter Wesen abzwecken. Statt unzähliger Instanzen darf man ihm nur eine einzige entgegen halten, nemlich die unbestrittene Wohlthätigkeit und Unentbehrlichkeit des durch das ganze Universum verbreiteten Lichtes zum Daseynsgebrauch und Genuß aller beseelten Wesen von der einen Seite, und von der anderen die wundersame

Con-

Construction der Augen mit ihren unendlichen Varietäten bei Menschen und bei Thieren. Der Sophist müßte nun beweisen, entweder daß das Licht die Augen erzeuge, oder daß umgekehrt die Augen das Licht hervorbringen. Die unvermischte und dem Wesen nach unveränderte Erhaltung und Fortdauer aller Gattungen und Arten von Dinge, ungeachtet der immerwährenden Veränderungen, Auflösungen und Zerstörungen der Einzelwesen jeder Art vermöge des rastlosen Kampfes entgegengesezter Kräfte, ist der sprechendste Beweis einer stets wirksamen Schöpferkraft und Fürsehung, die zwar schon aus dem Wesen Gottes folgt, sich aber doch durch Betrachtung der Körperwelt dem Geiste auf das Anschaulichste und Ueberzeugendeste darbietet. Alle unsere Betrachtungen endigen in dem Unsichtbaren, dessen Wirkungsart sich aller menschlichen Einsicht entzieht; in dem Unerforschlichen, der nur angebetet und gehorsamt, nicht begriffen werden kann; in der Sonne der Geisterwelt, die, wie die Sonne der Körperwelt, mit ihren wohlthätigen Strahlen Alles belebt und erfreut, aber das Auge blendet, das unverhüllt sie anzuschauen wagt. Der Allweise hat durch die Einrichtung, die er der Welt gegeben, für alle bewußtseynsfähige Wesen dergestalt gesorgt, daß dieselbe keiner Nachhülfe, keiner Abänderung, keiner Wunder bedarf. Unter den tausend Zufällig-

keiten

keiten des Lebens schützt den Menschen nicht Kunst, nicht Gelehrsamkeit und Wissenschaft, sondern einzig Religion; sie, die Anerkennung eines allwissenden Welturhebers, der den von Ihm erschaffenen, mit Vernunft und Verstand begabten Wesen Wohlseynsgenuß zu Theil werden lässet, nach Maßgabe des würdigen Gebrauchs, den sie von den ihnen verliehenen Kräften und Fähigkeiten machen. Dies ist der Glaube an Gott, dessen Verwirklichung die große Aufgabe des Menschenlebens ausmacht, der Glaube, der jede Menschenkraft erhöht, jede Lebensfreude versüßt und veredelt, unter allen Widerwärtigkeiten und Leiden den größesten Trost gewährt. Wer an Gott glaubt, glaubt auch an ein ewiges Leben; nicht als unbedingte Nothwendigkeit der Fortdauer des Geistes, denn sie hängt, wie alles Daseyn, von dem Willen des Schöpfers ab; aber er glaubt an Unsterblichkeit, als ein Geschenk Gottes, als Fortsetzung unserer Erziehung, Veredlung und Beglückung. Sonder Zweifel giebt es auch Besserungshäuser für Frevler in dem unermeßlichen Reiche des Herrn aller Herren."

In einem kleinen Buche, das auf wenigen Seiten das Geheimniß des Menschen, der Natur und der Geisterwelt aufschließen will, müssen sich, besonders da, wo eigene Forschungen eintreten, Sätze

und Behauptungen finden, bei welchen auch der billigsten Kritik Einspruch und Widerrede erlaubt ist. Wir würden da, wo der Verfasser von Bewußtseynsorganen spricht, wo er Vorstellungen, Begriffe und Ideen verwechselt, wo er über das Kantische Kategoriensystem ein zu hartes Urtheil fällt, wo er überhaupt die höheren Formen und Gesetze des menschlichen Gemüthes mit einer ungenügenden Empirie aufzufassen versucht, von diesem Rechte Gebrauch machen, und besonders darüber unsere Verwunderung bezeugen, daß die moralische Ansicht der Natur und der Gemüthswelt fast gar nicht für religiöse Betrachtungen benüzt ist. Aber die Vorrede nent diese Schrift einen Probedruk, welcher eine weitere Ausführung vieler hier nur angedeuteten Lehren erwarten läßt. So schränken wir uns billig auf die Bemerkung ein, daß in diesem Buche ein freier, reiner und von tiefem Religionssinne durchdrungener Geist herrscht; wir freuen uns, den aus der Wechselwirkung des menschlichen Gemüthes auf die äussere Natur, und umgekehrt, geschöpften Beweiß für Gottes ewige und lebendige Vorsehung, der für den Rec. immer den höchsten Werth hatte, hier so schön entwickelt zu sehen; und empfehlen diese Schrift allen jungen und denkenden Theologen als ein kräftiges Präservativ und Correktiv gegen die unglaubigen Paradoxien der Zeit.

5. Stuttgart und Tübingen bei Cotta: Professor Schaffroths Blicke auf die Schellingisch-Jacobi'sche Streitsache veranlaßt durch einen Ausfall des Freiburger Wochenblatts vom 8. Julius 1812. gegen die Naturphilosophie. Οἱ μετα λογου βιωσαντες χριϛιανοι εισι, καν αθεοι ενομισθησαν. Justinus. 212. S. in 8. 1812.

Der Verfasser beginnt mit einer Anrede an die Herren Akademiker zu Freiburg voll Ingrimmes über den moralischen Todschlag, den Jacobi für Schelling berechnet hatte (S. 3.); seine Schrift über die göttlichen Dinge habe keine andere Tendenz gehabt, als die Gelehrten in den geistigen Quiescentenstand zu setzen (S. 7.); er, der Hr. Hofrath Schaffroth, halte sich daher verpflichtet, gegen falsche Propheten in dem Tone eines guten Hirten zu warnen (S. 15.). Nach einem weitläufigen Auszuge aus Schellings Schrift gegen Jacobi (S. 17—38.) erfährt man die Gründe dieser sanften und väterlichen Warnung. Der Herausgeber des Freiburger Wochenblattes hatte nemlich in einem kurzen Aufsatze über die neuesten Lehren von Gott der Schrift Jacobi's mit Beifall und Wärme gedacht; er hatte dafür mehre-

re Sätze der Schellingischen Philosophie, namentlich die Lehre von einem werdenden und sich aus der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit herausbildenden Gott in Anspruch genommen (S. 49.), und die hieraus fliessenden Sätze der Sittlichkeit gefährlich und verderblich genant (S. 51.). Hr. Prof. Schaffroth fühlte sich nun als Lehrer der Arzneikunde an der Universität Freiburg durch diese Aeusserungen beleidigt; er bekannte sich zu den Principien der Naturphilosophie, von welchen er behauptete, daß sie der Herausgeber des Wochenblattes nicht zu würdigen wisse, und forderte von ihm eine Rectification seines Urtheils. Der Herausgeber lehnte aber diesen geforderten Widerruf von sich ab; er bemerkte vielmehr in dem folgenden Blatte, daß er nur die theologischen Ansichten der Naturphilosophie für verderblich halte, und daß er diese Ueberzeugung mit den competentesten Richtern Deutschlands theile, die sich laut und vernehmlich genug gegen diese Lehren erklärt hätten. So entstand eine Correspondenz, die der Herausgeber mit der Bemerkung endigt: „es sei ihm leid, daß sich Hr. Schaffroth zum Vertheidiger einer sehr schlimmen Sache aufwerfe, auf welche früher, oder später die Regenten aufmerksam werden müssen; er möge nur seine Waffen versuchen, der Ausgang sei leicht voraus zu sehen (S. 74.).

„Nun

„Nun unternimt es der Verfasser, diese Actenstücke zu beleuchten; gerade das, behauptet er, sei die lezte Synthese aller Wissenschaft, daß das Ideale mit dem Realen, das Erkennen mit dem Seyn lebendig verbunden werde; die Aseität Gottes sage ja nichts Anders aus, als daß Gott den Grund seiner Existenz in sich selbst habe, und dieser Grund sei die Natur in Gott. Diese Lehre der Naturphilosophie sei auch Lehre des Christenthums; es bekenne ja mit ihr einen Gott, der mit seiner Natur eins ist, der von Ewigkeit durch Zeugung sich entwickelte und im Anfange sich herabließ, damit die Kreatur möglich werde und wir das Leben haben in ihm (S. 98.). Der Herausgeber des Wochenblattes habe sich mit der Logik überworfen und sei unvermögend, über Philosophie eine Stimme abzugeben; denn diese habe ausser dem Urwissen kein Urbild, sie sei absolut Eins und die Wissenschaft alles Wissens. Es sei frevelhaft, die Naturphilosophie des Atheism's zu beschuldigen, die unser Wissen als Streben nach Gemeinschaft mit dem göttlichen Wesen, als eine Theilnahme an dem Urwissen schildere, dessen Bild das sichtbare Universum ist; gerade sie habe erst die Allgegenwart Gottes erklärt, die Dreieinigkeit, die Menschwerdung und den Sündenfall sinnig erläutert; die ungegründeten Einreden parthei'scher

Recen-

Recensenten verdienten nur Unwille und Verachtung: zulezt werde doch die Wahrheit siegen, und dazu wolle auch er, der Verfasser, das Seinige beitragen, indem er seine Zuhörer zum Selbstdenken gewöhne und sie in seinen Lehrvorträgen nicht zu geistigen Mumien einbalsamire (S. 202.).

An dieses Streben nach besserer Einsicht, das auch in verfehlten Versuchen noch Achtung verdient, an die sichtbare Einwirkung der Leidenschaft und des Partheigeistes, die sich auch der helleren Köpfe in einer unglücklichen Gemüthsstimmung bemächtigen kan, und an die Regungen des besseren Genius des Verfassers, die besonders am Ende seiner Schrift hervortreten, muß sich der ruhige und unbefangene Leser erinnern, wenn er ein hartes und strenges Urtheil von diesen polemischen Blättern abwenden will. Der Herausgeber des Freiburger Wochenblattes sprach von der Schrift Jacobi's mit einer Innigkeit und Wärme, die hundert weise und christliche Leser mit ihm theilen; er erklärte alle pantheistischen Grundsätze, wie es gründliche Theologen von jeher thaten und noch thun müssen, wenn sie an den heiligsten Wahrheiten nicht zu Verräthern werden wollen, für verderblich und sittengefährlich; er that es mit Ruhe, Unbefangenheit und Würde. Was konte nun Hrn. Schaffroth berechtigen,

diesem

diesem Gelehrten den Mund verschließen zu wollen und ihm seine Meinungen mit Heftigkeit aufzudringen; wie durfte er sich erdreisten, von einem Schriftsteller, wie Jacobi, den er selbst einmal den vortreflichen nent, mit einer übermüthigen Verachtung zu sprechen; ja, wie konte er sich so sehr vergessen, in diesem Tone zu jungen Akademikern zu reden, die fürwahr in diesen Tagen eines hohlen und blähenden Wissens nicht erst der Ermunterung ihrer Lehrer bedürfen, um sich in wegwerfenden Urtheilen über Männer zu gefallen, deren Größe sie vielleicht nie erreichen werden? Die philosophischen Grundsätze des Verfassers, die er los und schwankend genug aufstellt, zu zergliedern, ist hier der Ort nicht; es wird sich nächstens in diesen Blättern Gelegenheit finden, den namenlosen Unfug zu beleuchten, den man nun so häufig mit dem bildlichen und gänzlich mißverstandenen Begriffe der göttlichen Aseität treibt. Aber welche Unkunde und Kekheit vereinigen sich nicht in der Behauptung, daß das Christenthum die Einheit Gottes und der Natur lehre; konte nicht jeder Anfänger in der Exegese dem Verfasser sagen, daß in Gott seyn bei Paulus so viel heiße, als durch seine Schöpferkraft vorhanden seyn; konte er nicht schon von dem Chrysostomus lernen, „sie schämen sich nicht, das Wesen Gottes zu Kürbissen, Melonen, Fliegen,

Fliegen, Käfern und Eseln herabzuwürdigen und so eine neue Art von Götzendienst zu erfinden; nicht die Zwiebel ist in Gott, sondern Gott ist (durch seine Macht) in der Zwiebel [30]?" Und was ließe sich erst über die asseitas (S. 81.) das wegen dem (S. 119.), die Mödel (S. 138.) und die Dychotomie (S. 196.) dieser Streitschrift sagen, wenn man Kleinigkeiten so bitter rügen wollte, wie Hr. S. den vernachlässigten Unterschied zwischen Saugen und Säugen? Recensent liest die genialen und inhaltsreichen Schriften Schelling's, den er persönlich schätzt, zu seiner großen Belehrung, und wird sie überall mit Freuden rühmen, wo es seine Ueberzeugung gestattet; aber durch Apologien, wie diese, schadet man dem Ruhme eines Philosophen, dessen Genius zu vordringend und lebendig ist, als daß er sein System aus der Ellipse, in der es gerade seinen lautesten Schülern so wohl gefällt, nicht noch in die Lichtbahn vorführen sollte, wo es seine reine und volle Klarheit um sich her verbreiten kan.

---

30) Καινόν τινα ἐιδωλολατρείας ἐξευρίσκοντες τρόπον. Chrysostomus homil. II. in actus apostolorum. Opp. ed. Francof. t. III. p. 26.

6. Jena in der Krökerischen Handlung: Dissertatio inauguralis medica de Christo medico. Auctore Hieron. Christiano Gutsmuths, Quedlinburgensi. 52. Seiten in 8. 1812.

Auch ein naturphilosophischer Versuch über die Wunder Jesu, obschon in einem anderen Sinne, als man das Wort gemeiniglich zu nehmen pflegt. Niemand, sagt der junge Verfasser, wird mich des Verbrechens der verlezten Heiligkeit der Bibel bei der ärztlichen Ausführung dieses Thema's anklagen, als der, welcher nicht weiß, was heilig ist; denn nichts ist heiliger als die Wahrheit. „Maria, die Mutter Jesu, habe sich schon während ihrer Schwangerschaft mit Inspirationen und hohen Ideen beschäftigt; ihre Nervensphäre habe sich dem Kinde Jesus mitgetheilt, und eine hohe Lebenskraft in sein Inneres gelegt. Ein Arzt heiße jeder, welcher Krankheiten auf eine bestimmte Weise heilt; auch Jesu gebühre dieser Name, weil er seine Kranken psychisch behandelt und durch den Geist auf ihren Körper eingewirkt habe. Seine Heilmittel könne man auf drei Puncte zurükführen, auf seine

seine Physiognomie, auf seinen Lebenswandel, und auf seine magnetische Kraft. In Rüksicht auf die erste habe man Ursache, zu glauben, daß Jesus von sehr schönem und lieblichen Ansehen gewesen sei; Wahrhaftigkeit, Unschuld, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Klugheit und Weisheit habe sich majestätisch in seinen Mienen ausgedrükt; man wisse aber aus dem Beispiele großer Redner und Heerführer, was der Blik und die Miene eines Mannes vermöge; daher die alten Könige Englands und Frankreichs sogar die Kröpfe hätten heilen können. Durch seine Lebensweise, das heißt, durch seine Lehren und Thaten, habe sich Jesus bei seinen jüdischen Zeitgenossen allgemeine Hochachtung erworben und so den Kranken ein Vertrauen eingeflößt, welches die Hofnung der Genesung erleichterte und auf ihren Organism heilsam einwirkte. Viele seiner Curen seien endlich durch den thierischen Magnetism bewirkt worden, der sich bekanntlich in der Gicht, Epilepsie und allen Nervenkrankheiten sehr wirksam beweise; diese magnetische Kraft habe Jesus im hohen Grade besessen, weil er gesund, jung, enthaltsam, von heiterer Gemüthsstimmung und seiner Leidenschaften völlig mächtig war; daher man auch in den Evangelien so oft lese, er habe die Kranken berührt und sich wohl selbst darüber beklagt, daß eine Kraft

von

von ihm ausgegangen sei (Luk. 8, 46.). Diese Grundsätze trägt nun der Verfasser auf einzelne Heilungen durch Jesum über; den besessenen Gadarener brachte er durch die Einwirkung seiner Persönlichkeit zur Vernunft; den Mondsüchtigen durch magnetische Berührung; den Gichtbrüchigen durch das Machtgebot, stehe auf und wandle!, das wie ein magnetischer Schlag durch seine Nerven drang; die Schwiegermutter Petri befreite Jesus durch den Einfluß seiner physiognomischen Persönlichkeit von einem intermittirenden Fieber; die Blinden des Matthäus litten an einer periodischen Amaurosis, und wurden durch den Magnetismus geheilt; dieselbe Ursache wekte die Tochter des Jair aus ihrer Asphyxie, den Lazarus und den Jüngling zu Nain. Es sei begreiflich, daß diese magnetischen Kräfte, die von Jesu ausströmten, nicht auf gesunde, sondern nur auf nervenschwache, ohnmächtige und ihm ergebene Personen wirkten; denn der nasse Schwamm saugt das Wasser nicht ein, sondern nur der trockene."

Da die häufigen Versuche der neueren Zeit, die Wunder Jesu natürlich zu erklären, von der einen Seite oft zu frivolen Hypothesen, von der anderen aber, freilich nur aus einem genommenen Aergernisse, nicht selten zur Irreligiosität geführt haben:

so hat die neuere, mystische Quasiorthodoxie aus Mangel an einer gründlichen exegetischen Bildung hie und da Veranlassung genommen, den alten Wundergenius der Vorzeit zurük zu seufzen, und die besten Schrifterklärer unserer Tage zu verunglimpfen. Es ergiebt sich aber aus einer sorgfältigeren Entwickelung der Begriffe, daß man hieran keinesweges wohlgethan hat. Die alten Theologen dachten sich unter dem Wunder eine unmittelbare Einwirkung Gottes in die Natur, und so muß auch der Begriff gefaßt werden, wenn er nicht unter unseren Augen verschwinden und in Nichts aufgehen soll. Versuchen wir es hingegen, die Realität dieses Begriffes, ich will nicht sagen in der Erfahrung, was ohnehin unmöglich ist, sondern in der alten Geschichte nachzuweisen; so verwickeln wir uns von allen Seiten in die grössesten Schwierigkeiten. Es spricht nemlich zunächst schon die Bibel von natürlichen, von dämonischen, von falschen Wundern, die man äusserlich von den wahren gar nicht unterscheiden könne; sie sezt, wie bereits Morus und vor ihm schon Gerhard gezeigt hatte, die Wahrheit höher als die Wunder, und verweist dadurch die ganze Teratologie in die Sphäre subjectiver Reflexionsbegriffe, die sich nur dem glaubigen Gemüthe aufschliest. Komme ich aber auch mit diesem glaubigen Sinne zur Betrachtung der

Wunder;

Wunder; so wird mir doch ferner deutlich, daß vor Gott jede seiner Wirkungen unmittelbar ist und seyn muß, weil sein Wille ewig, also zeitlos ist und alle Veränderungen und Successionen mit einem Acte der Allmacht umfaßt. Es ist eine eben so richtige, als tiefgedachte Bemerkung Kant's, kein Mensch könne sich erdreisten, zu behaupten, daß der herrliche Farbenschmuk der Blumen im Frühling ohne Gottes unmittelbare Einwirkung, bloß durch Gesetze des Naturmechanismus entstehe. Denke ich mir also das Wunder in Verbindung mit einer Offenbarung, oder Erklärung Gottes; so ist es vollkommen hinreichend, in jenem eine göttliche Causalität zu finden, gleichviel, aus welcher Kraft das Materiale dieser Ursache bestehe, weil der Complex der Weltkräfte, sobald ich ihm das Zeitschema abstreife, unmittelbar von Gott komt. Aus diesem Grunde ist es rein vergeblich, die unmittelbare Einwirkung Gottes in die Natur ausser dem Complex der genau verbundenen Weltkräfte jemals substanziiren und dadurch die Realität des willkührlich angenommenen Wunderbegriffes historisch begründen zu wollen. Beziehe ich überdies diesen Charakter eines unmittelbaren Eingriffes Gottes in die Natur nur auf uns und unsere Vorstellung; so ist dieser Begriff zwar von einem hohen praktischen Momente für sinnliche Gemüther und die Volksre-

ligion

ligion, und verdient es also wohl, daß man ihm in der Geschichte eines Gottgesandten und seiner Religion seine verständige Natureinsicht zum Opfer bringe. Immer bleibt aber dieser Glaube an die Zerreißung des Naturganzen, dessen Anordnung mit reineren Begriffen von der Vorsehung so genau zusammenhängt, durch eine isolirte Causalität des Himmels ein dem Verstande schmerzliches Opfer; er muß nach der Nothwendigkeit seiner Gesetze auf dem Felde der Erfahrung nach begreiflichen Ursachen forschen, wenn er nicht Unwissenheit und Aberglaube begünstigen will; darum hat schon Josephus die Wunder des A. T. zum Theil natürlich erklärt und den Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer mit dem Durchgange Alexanders des Großen durch den pamphilischen Meerbusen zur Zeit der Ebbe verglichen; darum hat Paläphatus die ganze heidnische Teratologie in dem Eingange seiner kleinen Schrift von den unglaublichen Dingen durch die Aufstellung eines Vernunftprincips aufgeklärt, welches er mit Scharfsinn auf einzelne Mythen anwendet. Unsere heiligen Bücher enthalten zwar keine Mythen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, gerade deßwegen, weil sie heilig sind; aber sie stehen doch dem Naturforscher, wie dem Wundergläubigen offen; es ist auch an sich gar nicht unmöglich, eine vollkommene Naturansicht

ficht mit einem sehr reinen und glaubigen Religionssinne zu verbinden; folglich ist es auch nicht unerlaubt, so lange es vernünftigerweise und ohne Gewaltthätigkeit gegen die heiligen Schriftsteller geschehen kan, das Verstandesgesetz der Causalität und Stetigkeit auf ihre Wunderberichte anzuwenden. Bartholin, Mead, Rousseau und Farmer haben daher schon viele Wunder Jesu als wohlthätige Heilungen (Apostelgesch. 10, 38.) betrachtet, und so ist auch der junge Arzt, dessen Inauguralschrift wir vor uns haben, nicht für die Wahl seines Thema's, sondern nur für die Ausführung uud Behandlung desselben verantwortlich. Hier läugnen wir nun keineswegs, daß das, was er von der sogenanten psychischen Heilung des Kranken erinnert, über die sich der Paulusische Commentar des N. T. oft scharfsinnig und lehrreich verbreitet, die vollkommenste Aufmerksamkeit des Exegeten verdient. Durch eine majestätische Physiognomie allein hingegen hat man kaum jemals Curen verrichtet; und der thierische Magnetism Jesu muß um so viel mehr als eine jugendliche Fiction betrachtet werden, da die Berührungen der Kranken, von welchen das N. T. spricht, durchaus von Frictionen und Manipulationen verschieden sind, bei welchen die Magnetiseurs der neueren Zeit so häufig verweilen.

Schon

Schon auf den ersten Blik fällt das Lächerliche der Hypothese auf, daß das blutflüssige Weib, welches nur den Saum des Kaftan's Jesu berührte, oder Lazarus, der in der Vertiefung der Katakombe lag, durch Ausströmungen magnetischer Kräfte sollen geheilt und in's Leben zurük versezt worden seyn. Die Luxation in den Worten archiatri, studuerent, vultubus (S. 7. 31. 38.) konten ohne allen Magnetism schon durch die ernste Physiognomie des ehrlichen Priscian geheilt werden.

IV. Homiletik und praktische Theologie.

4. Berlin bei Saalfeld: **Palingenesie der Kirche Jesu durch eine mögliche und unvergängliche Reform.** Ein Gedanke an alle Geistliche und Geistige im Volke, von A. Fink, Prediger zu Jahnsfelde in der Churmark. 100. S. in 8. 1813.

Ein theologisches Quodlibet aus allen Fächern. Zuerst von Voltaire (der die christliche Religion die infame nante), dann von Kant, dem nachtheiligen Einfluß seiner Philosophie auf die Religiosität des Zeitalters, und dem langen Frieden,

der

der das Vaterland demoralisirt haben soll. Plötzlich fällt es dem Verf. ein, „dem Christenthum habe intensiv und extensiv nichts so sehr in den Augen seiner Bekenner geschadet, als die Kindertaufe (S. 62.).“ Das märkische Volk soll sich erheben und sie abschaffen; man weihe dafür das achtwöchentliche Kind im Tempel; der Geistliche nehme es in die Arme, die Pathen herzen und beschenken es. Natürlich fällt nun auch die Confirmation weg, denn die eigentliche Taufe fällt zwischen das siebzehnte und zwanzigste Jahr, wo der Gläubige besser unterrichtet und mit freier Ueberzeugung in den Bund der Christen eintritt (S. 28. 72. ff.). Beiläufig von der Einziehung schlechter Predigerstellen; von ihrer Dotation in Geld und Korn; von dem traurigen Loose unpensionirter Predigerwittwen; von der Abermeinung der Taufsüchtler, und Reflexionen über den Abgeschmak an positiver Religion. Ueberall sind Projectenmacher das Zeichen der Zeit; Räthe genug und doch kein Rath!

5. Leipzig bei Vogel: Für Prediger. Eine Zeitschrift zur Belebung der Religiosität durch das Predigtamt. Herausgegeben von Dr. H. A. Schott, ord. Prof. der Theologie zu Jena, und M. Heinr. Wohlrath Rehkopf, Prediger in Globig, bei Wittenberg. Dritter Band, drittes Heft. S. 359—560 in 8. 1812.

Diese Zeitschrift erhält sich in ihrem Werthe, sowohl durch die Auswahl interessanter Gegenstände und ihre gründliche Bearbeitung, als durch die Bildung der Sprache und des Vortrags. Wenigstens glauben wir dieses von der grösseren Anzahl der in diesem Hefte enthaltenen Abhandlungen behaupten zu dürfen. Die Leser finden diesmal I. Abhandlungen: 1. über die Einrichtung und den Werth eines zwekmäßigen Confirmandenunterrichtes S. 359—378. von Voigtländer. Luthers Katechism sei eben so unbrauchbar, als viele neue, nur rationalistische, Schriften, die der aufwachsenden Jugend allen Segen der Offenbarung und des Evangelii entziehen. Es komme Alles darauf an, die Lehre vom Vater, Sohn und Geiste den Herzen der Jünglinge tief einzuprägen. Rec. fand nichts Neues über diesen so vielseitig besprochenen Gegenstand in diesem gutgeschriebenen Aufsatze. 2. Ueber wichtigere

Amts-

Amtskämpfe christlicher Religionslehrer von Fr. Frd. Aug. Heydenreich, Pastor, Senior und Consistorialassessor zu Merseburg. Fortsetzung S. 378—431. Häufiger, als nun, kommen Geistliche mit weltlichen Behörden in Berührung, die ihnen den schuldigen Beistand in dem Zwecke ihres Amtes nicht selten aus böser Eigenheit versagen. (Die Klage ist alt; schon Luther ließ sie laut ausbrechen; man ist stolz, herrisch und wegwerfend, aus Misverstand von beiden Seiten; der weltliche Beamte will sich oft rächen für den Geist, den er nicht hat, an dem armen Geistlichen, der ihn haben soll; hier ist die Thränenquelle.). Der Verf. räth, die Fehlenden durch Fleiß, Humanität und milden Ernst zu gewinnen; und wir pflichten ihm vollkommen bei. — Noch häufiger ist das Vorurtheil, der Prediger habe seine Stelle nur auf der Kanzel; die Seelsorge könne Jeder selbst übernehmen; daher die seltenen Amtsbesuche der Geistlichen; die Romanen, statt der Bibel, auf dem Lager der Sterbenden; die überhandnehmenden profanen Beerdigungen ohne Licht und Kreuz. (Mais tu l'as voulu, George Dandin; schrie'st du nicht lange: allgemeine Beichte, Rechtschaffenheit ohne Gottesdienst, Religion ohne Jesus, kein Todtengericht, keine Leichenkritik?) Es sei also wichtig für den

Prediger, daß er wieder der Freund der Familien, der Vater seiner Gemeinde werde. — Viele Religionslehrer kommen auch in Verlegenheit durch den moralischen Libertinism der Vornehmen ihrer Gemeinde; während der einfältige Bauer seine Predigt hört, schmaußt der Gutsherr, bereitet sich die gnädige Frau auf das Schauspiel, musicirt das Fräulein, liebäugelt der junge Baron mit den Zofen, und der Amtmann mit dem Forstmeister sind in Privatgeschäften auf der Jagd. Wie soll hier der Cultus gedeihen! (Schlage getrost mit deines Mundes Geißel, und wären es Exzellenzen und Grosskreuze! Schon ist der Unfug zu groß, als daß nicht bald die Oberen darein sehen sollten). — Auch die moralische Agonie der Armen ist ein Gegenstand harter Amtskämpfe des Predigers; man sollte mit ihnen eigene Religionsübungen anstellen. (Ohne Brot werden sie wenig nützen; mit Brot aber würden es Uebungen ohne Religion werden. So wie die Sachen nun stehen, verarmen Viele freiwillig; sie werden Quiescenten der Gemeinde.). — Endlich dürfe man auch die Alles verdunkelnde Aufklärungssucht der Pädagogen nicht übersehen, die dem würdigen Prediger sein Amt sehr erschweren. (Kaum eine Hand voll Körner aus einer Menge Garben; groß war der Lärm, und klein ist nun die Freude.) — Diese

sehr-

lehrreiche Abhandlung wird fortgesezt. — 3. Ueber eine für die Lehre Jesu von dem Schicksale des Lasterhaften nach dem Tode vorzüglich wichtige Ansicht und Benützung, der Stelle, Mark. IX, 49. v. Prof. D. Schott: S. 431 — 460. Eine eben so gelehrte, als scharfsinnige Erklärung der Worte Jesu; es muß Alles mit Feuer gesalzen werden und jedes Opfer wird mit Salz gesalzet. Nach unserem Verfasser sagt die Stelle soviel, als: „sie alle (die zur Strafe verurtheilten) werden dort erst mit dem Feuer der Gehenna gesalzt werden (sie werden mit Schaden klug werden). Jedes Gottgeweihte Opfer aber wird (wie es dort heißt 3 Mos. 2, 12) mit Salz gesalzt. Eine ganz andere Bewandniß hat es freilich mit den Gottgeweihten Opfern im Tempel und den ihnen ähnlichen Gottgeweihten Seelen. Sie empfangen schon hier durch Glauben und Gehorsam gegen meine Lehre das Salz der Weisheit; sie bedürfen nicht erst des Feuers der Gehenna, um dadurch gleichsam gesalzen zu werden (S. 458. f.).“ Rec. hat diese Stelle nie für schwer gehalten; der Zusammenhang lehrt deutlich, daß das erste Hemistich den vorhergehenden Vers erläutert, das zweite aber ein bloßer Wortübergang zur folgenden Gnome ist, die mit dem 49. V. in keiner

realen

realen Verbindung steht. Alles kommt auf die Conjunction καὶ, an, die, wie schon Nolde, Storr und Kühnöl bemerken, hier für καθὼς steht. Rec. sezt die unbezweifelte Stelle 1. Cor. VI, 13. hinzu: καὶ ἡ κοιλία τοῖς βρώμασιν, wie der Magen für die Speisen. Hiernach wäre dieser berühmte Proviertext der alten Homilitik also zu fassen: πᾶς γὰρ ὁ ἐις τὴν γέενναν βαλλόμενος πυρὶ ἁλισθήσεται, καθὼς πᾶσα θυσία ἁλὶ ἁλισθήσεται. Gehennae damnatus enim flammulis igneis (ceu sale) conspergetur, quemadmodum victima quaevis sale conspergitur. In der Hauptsache treffen beide Erklärungen zusammen. 4. Sollten Persönlichkeit und Vergeltung wirklich nach dem Tode aufhören? Ein den nun vollendeten Wieland betreffender Beitrag zur Religionsphilosophie von M. Joh. Christoph Schreiber S. 460—553. In Wielands Euthanasia war nemlich der Saz aufgestellt worden, daß der Geist durch die Auflösung seiner Verbindung mit dem Körper im Tode das Erinnerungsorgan verliere, wodurch das Bewußtseyn seines Zustandes eben so sehr, als das Wiedererkennen seiner Freunde und jedes Interesse für seinen irdischen Zustand unmöglich gemacht werde. Es sei zu wünschen, daß dieser freiere Glaube die Sanction der Moral und Religion erhalte, damit man

die

die Seinigen, von welchen man nun doch einmal durch den Tod auf immer geschieden wird, desto inniger liebe und sich mit dem Gedanken einer bevorstehenden gänzlichen Vergessenheit seiner Leiden über das unvermeidliche Missgeschik der Erde tröste. Hr. Archidiaconus Schreiber stellt das Einseitige, Flache und Unhaltbare dieser Kakothanasie mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn in ein helles und vollkommen befriedigendes Licht. Rec. sezt noch hinzu: schon die Psychologie lehrt, daß die Erinnerung nicht dem Organism, sondern der Spontaneität zugehört, weil wir uns der Ereignisse unserer Jugend auch im Alter sehr deutlich bewußt sind, wo wir doch unsere ganze Materialität bis in die kleinsten Theile wiederholt abgelegt und erneuert haben. Der wahre Mensch, sagt Lactanz, ist der innere und verborgene; was er mit seiner Denk- und Willenskraft umschlossen und in die Tiefe seines Bewußtseyns aufgenommen hat, das macht einen wesentlichen Theil seiner geistigen Natur aus, die nicht untergehen kan, wenn seine Persönlichkeit nicht selbst zerstört werden soll. An die lezte Function seines Geistes auf Erden muß sich unmittelbar eine neue Seelenthätigkeit in einer höheren Sphäre anschließen, oder er ist nicht mehr derselbe; er hört auf, ein vernünftiges Wesen zu seyn, das für moralische Zwecke thätig ist; jede Vergeltung

wird

wird unmöglich und der Geist ist nicht unsterblicher, als der Körper. Selbst die Hofnung des Wiedersehens läßt sich hieraus ableiten, wenn sie von pathologischen Zusätzen gehörig geläutert ist. Eine Unsterblichkeit, die nichts weiter gewährt, als eine Rükkehr ins Universum, ist der Tod aller Tugend und erschüttert die tröstlichen Lehren des Christenthums in ihren Grundfesten. II. Kürzere Nachricht über Visitationen deutscher Schulen durch die Superintendenten, oder Distriktsschulinspectoren und ihre Substituten; die Prediger. Was hier problematisch zur Frage kommt, ist in vielen Provinzen längstens und vollständiger durch höhere Verordnungen zur Wirklichkeit gebracht.

6. Sulzbach in der Seidelischen Handlung: Ideen zu Beichtreden von G. C. F. Seidel, Diacon an der Pfarrkirche zu St. Aegydien (Aegidien) in Nürnberg. 96. S. in 8. 1812.

Der als ein sehr beliebter Kanzelredner geschäzte Verfasser liefert hier funfzig Rubriken für Beichtreden überhaupt, und zur Dareingabe noch Hauptsäze für sie zur Festzeit und bei besonderen Fällen. Obschon die Materialien nicht gleich, nicht überall mit logischer Präcision digerirt, auch nicht immer mit Sorgfalt bezeichnet und ausgesprochen sind; so

so glauben wir doch, sie der treffenden Auswahl der Texte, des in ihnen herrschenden praktischen Sinnes, und einzelner feiner Bemerkungen wegen jüngeren Predigern mit Recht als sehr brauchbar empfehlen zu dürfen. Was man an diesen Beichtreden hie und da vermissen könte, das wäre erschöpfende Zergliederung der Texte, und die erforderliche Deutlichkeit und Bestimtheit des Ausdruckes. So heißt es unter 12. selig sind die geistlich arm sind, Matth. 5, 3. „Schilderung geistiger Bedürfnisse. Traurige Bemerkung an uns, wenn wir keinen Sinn für sie hätten. Das Abendmahl macht uns auf sie besonders aufmerksam.“ Nun folgt eine lange exegetische Bemerkung gegen Paulus, dessen Commentar hier, wie so häufig, auf Abwege führt, und die Lutherische Uebersetzung wird in den Schutz genommen. Der Verfasser hat Recht; ohne den geringsten Grund (denn Lukas ist hier, wie so oft, ein vermeintlicher Verbesserer des Matthäus) streicht Paulus die Worte τῷ πνεύματι, und giebt uns eine lange Bemerkung, die nicht zur Sache gehört; die πτωχοὶ τῷ πνεύματι sind entschieden die עניי רוח Jes. 66, 2. die Anspruchlosen, welche ihre moralische Hülfsbedürftigkeit fühlen; die vom Kaiser Julian verspottete und von vielen Auslegern misverstandene Stelle ist eine der schönsten und sinnvollsten der Bergpredigt. Aber

nach

nach dieser wahren Erklärung fordert sie auch eine andere Behandlung; Fingerzeige, wie folgende „hier zeige nun der Prediger, wie u. s. w." thun zur Sache nichts; der geistvolle Mahler skizzirt mit einem vielsagenden Striche, und nicht mit einer Glosse. Die Disposition gewinnt nun folgenden Ideengang. „Kurze Erklärung des Textes; trauriges Loos des Menschen, der sich für reich am Geiste hält und deswegen stolz die Belehrungen Jesu verschmäht. Der Erlöser spricht aber hier nicht von denen, welche arm an Kenntniß ihrer selbst und der unsichtbaren Welt überhaupt sind; sondern von denen, welche das Mangelhafte ihrer religiösen Einsichten, die sittliche Gebrechlichkeit ihres Herzens und die Entzweiung ihres Willens mit Gott und ihrem Innern nicht ohne Schmerz und Demuth fühlen; er preißt sie selig, weil sie sich genau in der Stimmung des Gemüthes befinden, wo sie die Segnungen des Himmelreiches ergreifen und des höheren Beistandes, der ihnen dargeboten wird, würdig werden können. Dieser Beistand wird auch uns zu Theil in der entscheidenden Stunde, wo das Brot vom Himmel uns zum neuen Leben des Geistes stärkt; darum ist es überaus wichtig für uns, schon heute den Stolz des sinlichen Menschen auf unsere Einsicht und Tugend zu mäßigen, oder ihn ganz zu vertilgen; es ist wichtig und heilsam, un-

seren Glauben, unseren Wandel, unsere Gesinnung mit dem erhabenen Vorbilde des Heilandes zu vergleichen; es ist heilsam, das Gefühl der Demuth in uns zu beleben, daß wir geistlich arm sind, um für die reichen Wohlthaten empfänglich zu werden, die uns die Todesfeier Jesu darbietet." In Rüksicht des Ausdruckes wären folgende Stellen zu verbessern: Wahl der Maximen S. 7. Nothwendigkeit, sich auf sich selbst zu begründen S. 10. im heiligen Streben nach Heiligung begriffen seyn S. 17. ungeheurer Unterschied zwischen der Reinheit der Gesinnung und der Religion der sogenanten honnetten Leute S. 21. specielle Veranlassung S. 26. Weisheit ist Streben zur Heiligung als den heiligen Zweck des Lebens S. 30. (hier sind W. und Tugend verwechselt) unerschöpflicher Schaz S. 31. fast alles Fleisch fällt durch Stolz S. 35. Rec. hat sich aus der lezten schönen Synodalpredigt des Verfassers vollkommen überzeugt, daß es einzig bei ihm stand, diese kleinen Fehler zu vermeiden.

---

7. Göt-

7. Göttingen bei Dieterich: Ueber den Werth akademischer homiletischer Vorübungen; nebst Beschreibung meines homiletischen Seminariums, von Dr. J. F. C. Gräffe, Superintendenten und angestelltem Lehrer der Pastoraltheologie in Göttingen. 98. S. in 8. 1812.

Rec. darf sich unter den Augen des Publicums freuen, daß das von Leß, Koppe und Marezoll gepflegte Predigerseminarium zu Göttingen, welches im Jahre 1795. von dem Könige mit einer jährlichen Preismedaille von 25. Ducaten für die beste Predigt beehrt wurde und noch im Jahre 1804. in einer sehr kritischen Periode unter der Leitung treflicher Curatoren einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen konte, in die Hände eines Mannes übergegangen ist, der sich um den Vortrag der Predigerwissenschaften auf dieser berühmten Universität in einer langen Reihe von Jahren sehr große und bleibende Verdienste erworben hat. Dankbar rühmt auch der Verfasser gegenwärtig die ausgezeichnet sorgende und pflegende Curatel des verehrungswürdigen Statsrathes, Barons von Leist, welcher eine Lehranstalt, deren Zierde er sonst als ihr ausgezeichnetes Mitglied war, nun in Münchhausens Geiste schüzt, nährt und selbst erweitert und vervollkomnet. Die vor-

liegende

liegende Schrift handelt zuerst von dem Werthe christlicher Predigten überhaupt, selbst in unseren Tagen, wo sie nur von denen versäumt und verachtet werden, die, vorhin schon im Stillen gemein, nun vollends in der sittlichen Gemeinheit der Zeit öffentlich aufgeben und als Nullen verschwinden. Sie wendet sich hierauf zu der Nothwendigkeit homiletischer Vorübungen auf der Universität; zunächst muß sich freilich der Studierende gelehrte theologische Kentnisse erwerben; aber es ist eben so nöthig, daß er sie popularisiren und in die Sphäre des praktischen Lebens herabziehen lerne; oft wird er unmittelbar von der Akademie weg in's Predigtamt berufen; oft muß er in seinen Candidatenjahren seine besten Kräfte als Erzieher einer ungebildeten Jugend aufopfern; die Zeit kehrt nie wieder, wo er lebende Muster in's Auge fassen, wo er sich selbst versuchen und allseitige Erinnerungen über seine Unvollkommenheiten und Individualitäten zu seiner wahren Bildung für die Kanzel vernehmen kan. In dem Seminarium, welches nun beschrieben wird, erhält der junge Prediger die nöthigen Belehrungen über seine Disposition, die Ausarbeitung, Declamation, Action und den freien Vortrag; nach gehaltener Rede versamlen sich die Mitglieder, stimmen über den Prädicanten ab, es wird über die Kritiken ein besonderes Protokoll aufgenom-

genommen und das Urtheil des Directors macht den Beschluß. Hierauf folgt die Predigt eines viele Hofnungen erweckenden Seminaristen nach Röm. 1, 19. f. über den Saz: die weise Betrachtung der Natur führt uns zu der festen Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes: 1. Durch die Schönheit, Fülle und Mannichfaltigkeit, welche sich unsern Augen zeigt; 2. durch die Ordnung und Zweckmäßigkeit, welche wir wahrnehmen; mit den Kritiken der Mitglieder und des Herrn Directors. Das Thema ist auch für unsere Tage, wo die teleologische Naturansicht selbst von Philosophen so unbegreiflich verkant wird, wichtig genug; aber wie mag das Stundenglas der Kanzel den Ocean der Betrachtungen fassen, die uns hier zuströmen!

V.

V. Exegese.

1. Göttingen, bei Dietrich: Das Messiasreich als Dichtung und als Grundlage des ewigen Reichs der Wahrheit. Dritte Fortsetzung der kritischen Untersuchungen des Philo und Johannes von H. Ch. Ballenstedt, Prediger zu Bornum im Oker-Departement. 100. S. in 8. 1812.

Diese Schrift des Hrn. B. steht mit seinen beiden früheren (Philo und Johannes oder neue philosophisch-kritische Untersuchung des Logos beim Johannes nach dem Philo. Braunschweig 1812. 8. und: Philo und Johannes, oder fortgesetzte Anwendung des Philo zur Interpretation der Johanneischen Schriften mit besonderer Hinsicht auf die Frage: ob Johannes der Verfasser der ihm zugeschriebenen Schriften seyn könne? Göttingen 1812. 8.) nur in einer ganz losen Verbindung. Zwar hat sie das mit ihnen gemein, daß der Verf. seinen Gegenstand in Beziehung auf den Philo abhandelt und auch hier die vertrauteste Bekanntschaft mit den Schriften desselben an den

Tag

Tag legt; aber auf die (um mit der Skepsis des Verfassers zu reden) unter des Evangelisten Johannes Namen vorhandenen Schriften ist eine besondere Rüksicht nicht genommen; im Gegentheil werden sie bei manchen Untersuchungen (S. 81.) bestimmt ausgeschlossen. Die Aufgabe, welche sich der Verf. gesezt hat, ist ganz allgemein. Er will die Idee von dem Messias und seinem Reiche, von ihrem Urkeime an, nach ihrer successiven Entwickelung bis zu ihrem Uebergange aus dem Kreise der Dichtung in ihre Verwirklichung nach der veredelten Gestalt, welche sie in dem Evangelium Jesu erhalten hat, darlegen und hiebei sind nun natürlicher Weise die sämtlichen Schriften des N. T. interessirt, die auch alle ohne Unterschied angeführt werden.

Der Verf. geht in seiner Untersuchung von dem sehr richtigen Grundsatze aus, daß der Begriff vom Messias nicht nothwendig, wie andere religiöse und moralische Begriffe, in der Natur des menschlichen Geistes gegründet, sondern zufällig in der Zeit durch ein willkührliches Zusammentreffen mehrerer Umstände entstanden sei, sodann sich gebildet und entwickelt habe, wobei man anfänglich nicht mit Gewißheit sagen konte, daß es zulezt so bestimt werden würde. Mit Recht wird

die

die Messiasidee in Verbindung mit den allgemeinen Nationalhofnungen gesezt, welche die Hebräer schon seit ihrer Absonderung zu einem eigenen Volksstamme unterhielten und welche der alte Mythus in der Verheissung darlegt, die Abraham von Israel erhält (1. Mos. 12, 3. 18, 18.). In der Folge haben sich diese Hofnungen individualisirt oder auf eine Person fixirt, und dadurch ist die Messiasidee entstanden.

In dem langen Zeitraume von der Einwanderung des alten Jacobs in Aegypten bis zum Ende der Richterperiode hätte die Nation der Last ihres Schiksals unterliegen müssen, wenn sie nicht jene Hofnungen aufrecht erhalten hätten. Eine bessere Zeit begann mit David, welcher das innere Nationalband befestigte, das Gebiet zu seinen eigentlichen Grenzen ausdehnte und sogar durch auswärtige Eroberungen erweiterte, und im Innern des Reiches Wohlstand schuf. Dieser glükliche Zustand dauerte unter Salomo fort und nun deutete man jene alte Verheissung. Sie war jezt, wie man glaubte, erfüllt, und bestand in der Grösse und dem Glücke der Nation, in Reichthum und Eroberungen. Aber nach Salomo's Tode löste sich das kaum erst festgeschlungene Band der Nationaleinheit schon wieder auf; das kleine Reich Juda, das der Familie Davids blieb, muste sich in einer fast un-

unterbrochenen Reihe blutiger Kriege mit jedem Jahre mehr schwächen und im Innern sah es Wohlstand, Ueberfluß und Flor immer mehr verschwinden. Nun überzeugte man sich, daß man sich zu Davids und Salomo's Zeit in der alten göttlichen Verheissung getäuscht habe, und rükte deswegen das Ziel ihrer Erfüllung weiter hinaus. Dazu fand man sich noch durch einen andern Grund bewogen: David hatte mit seinen Eroberungen die Grenzen Palästina's überschritten, und dieß gab Veranlassung, die dem Abraham, oder vielmehr seinen Nachkommen gegebene Verheissung in einem weiteren Sinne zu fassen, und von dem Besize der ganzen Erde zu verstehen. Diese Periode, wo die Nation ihre siegreichen Waffen in alle Länder der Erde tragen würde, stand also noch bevor; und da das Volk nunmehr Könige hatte, so war es sehr natürlich, einem der Nachkommen des regierenden davidischen Hauses die hohe und ausgezeichnete Bestimmung zu geben, daß durch ihn die Grenzen des Reiches bis an der Erde Enden ausgebreitet, alle Völker besiegt und die glüklichen Tage herbei geführt werden sollen, wo die alte göttliche Verheissung in ihre ganze und vollkommene, und zugleich in eine endlose Erfüllung gehen werde. So band sich also die alte Nationalhofnung an die Person eines Gesalbten des

Herrn

Herrn (משיח יי) und der Eintritt der heißersehnten allgemeinen Glükperiode wurde von der Erscheinung eines Königes aus der Familie Davids (υἱος Δαυιδ) bedingt; und auf diese Weise entstand also die Idee von dem Messias und seinem Reiche, welches von den Dichtern und Propheten nach Verschiedenheit der Zeiten und nach Verschiedenheit ihrer eigenen Individualität sehr verschieden geschildert wird. Obgleich die Idee auf etwas Reelles gieng, so schwebte sie doch bloß in dem Kreise der Dichtung und wurde mit den mannigfaltigsten Bildern ausgemalt. Bloß einige wenige Propheten versuchten ihr ein geistiges Gewand anzuziehen, indem sie ein moralisches Betragen zur Bedingung des Eintritts in das Messiasreich, und einen veredelten, zur allgemeinen Weltreligion erhabenen, Mosaismus zur Grundlage desselben machten, demohngeachtet aber den Gegenstand bloß poetisch ansahen und behandelten.

In dieser Deduction liegt zwar wenig dem Verfasser Eigenthümliches; aber im Ganzen muß sie für richtig gehalten werden. Nun macht der Hr. Verfasser auf einmal einen großen weiten Sprung auf das Neue Testament herab, wobei wir ihm nicht folgen können. Er sagt nämlich, daß die Vorstellung von dem Messias und dem Messias-

reiche noch bis auf die Zeiten Jesu herab eine blosse poetische Idee geblieben wäre, und knüpft nun gleich die Lehre des N. T. an dieselbe. Allein in jene Behauptung können wir unmöglich einstimmen. Zwischen dem Exil und dem Beginn der christlichen Aere wurde die Messiasidee aus dem Kreise der Dichtung hervorgezogen, in die Form eines Dogma geschlagen, in den jüngeren hebräischen Lehrbegriff, der sich aus dem alten Mosaismus und den moralisch-religiösen Begriffen, womit die Juden in den Ländern des Exils ihre Kentnisse bereichert hatten, geformt hatte, eingewebt und, als Jesus zur Welt geboren wurde, so war das Dogma von dem Messias schon der Mittelpunct der ganzen jüdischen Theologie geworden, um welchen sich alles herum drehte. Von dem allen sagt leider der Verfasser nichts, und es ist um so mehr zu bedauern, da er dadurch Gelegenheit erhalten hätte, das Verhältniß der Topologie im Evangelium Johannis zur späteren jüdischen Christologie genauer zu erforschen und darzulegen, als er in seiner ersten Schrift gethan hat. Denn in dem Evangelium Johannis, mag es nun dem Evangelisten oder, wie der Verfasser vermuthet (S. 65.), einem später lebenden Johannes mit dem Beinamen Theologus angehören, ist unstreitig der erste Versuch gemacht, auf dem Standpuncte der Lehre

Jesu

Jesu die alte orientalische Gnosis mit der späteren jüdischen Christologie zu paaren.

Nach dem Verfasser komt einzig und allein den Essäern und Therapeuten das Verdienst zu, die Idee von dem Messias und dem messianischen Reiche von ihrem grobsinnlichen Gewande entkleidet, von einer unedlen, an den crassesten Particularismus gebundenen, Nationalidee zu einer allgemeinen moralischen Idee erhoben zu haben; und aus ihren Schulen wären nicht nur die geläuterten Vorstellungen der Alexandriner über diesen Gegenstand geflossen, sondern auch der Täufer Johannes und Jesus hätten ihre Ideen von dem Reiche Gottes als einem Reiche der Wahrheit, welches jener ankündigte und dieser gründete, aus dem Unterrichte der Essäer und Therapeuten geschöpft. „Woher diese ausgezeichneten Männer (der Täufer Johannes und Jesus), die wie Götter die Bühne betreten? Ihre Erscheinung würde ein völliges Räthsel bleiben, wenn uns nicht Philo und Josephus die Augen geöffnet hätten. In jenen ehrwürdigen Weisen, den Essäern und Therapeuten, erbliken wir Werkzeuge in der Hand der Vorsehung u. s. w. (S. 52.). „Daß Johannes mit den Grundsäzen der Essäer vertraut war und wahrscheinlich unter ihnen gelebt (habe) und aus ihrer Schule hervorgegangen sei,

erhält

reiche noch bis auf die Zeiten [illegible] chkeit, daß
poetische Idee geblieben wä [illegible] eser Men-
gleich die Lehre des N. T. [illegible] Ist es
jene Behauptung können w [illegible] sie wird
Zwischen dem Exil und d [illegible] cht gesucht
Aere wurde die Messi [illegible] gesunde Ver-
Dichtung hervorgezoge [illegible] d Tugend zu
ma geschlagen, in [illegible] nünftige Volks-
begriff, der sich a [illegible] ser Schule? Be-
den moralisch-rel [illegible] enkart, seine ein-
den in den Lä [illegible] re äussere Umstände,
reichert hatten, [illegible] ihnen erhalten habe?
Jesus zur T [illegible] us an ihn anschließt?
Dogma v [illegible] einen Weg gehen, einen
punct der [illegible] lei Weise und nach einem
welchen si [illegible] nicht voraus, daß sie sich
sagt leid [illegible] Quelle geschöpft haben? (S.
mehr z [illegible] der lautern Quelle, die in dem
halten [illegible] Gott geliebten Mannes (Jesus)
Evan [illegible] n lag, hatte er noch äusserlich aus
log [illegible] des A. T. geschöpft. Diese hatte
im [illegible] mit unermüdetem Eifer gelesen und
g [illegible] mit steter Hinsicht auf seine künftige
[illegible] ig gelesen. — Der Reine und Unbefleckte
[illegible] leichter Mühe das reine Sittliche auf
[illegible] ihm war keine falsche Deutung möglich.
[illegible] eines sittliches Gefühl lässet die Vernunft nie

im

durch dasselbe tritt sie den ewigen, nie
immer näher, prüft, mustert, ver-
ngt dadurch zu einer unüber-
it, Festigkeit und Ueberzeugung,
te es zu dieser Stufe des zarten
s, zu diesem Schaze des Gewissens
t werden, als in der Schule der
Bei wem anders als bei diesen Lehrern
Lehrbegierige, der mit hohen Gaben aus-
e, der wißbegierige Jüngling Befriedigung
n? Mußte er nicht hingezogen werden zu
enschen, die sich den Ruf einer echten Heiligkeit erworben hatten, und aus deren Schule die gescheidtesten und brauchbarsten Menschen hervorgiengen und zum praktischen Leben erzogen wurden? Und unter welcher Anleitung konte er sicherer zu den rechten Grundsäzen einer gesunden Vernunft geführet werden, da die Väterreligion so gedankenleer war und in nichts weiter als in einem strengen Formeldienste bestand, wobei und unter welchem das Sittenverderbniß immer mehr zunahm? Fand er sich nicht hier von dem echten Geiste umwehet?" (S. 70.). Hievon ausgehend, behauptet nun der Verf., daß Johannes, ausser aller Verabredung mit Jesus, keinen andern Plan gehabt habe, als für den Orden der Essäer zu werben, und einen neuen Zweig desselben zu errichten, daß er aber zu-

fälliger-

erhält schon dadurch viel Wahrscheinlichkeit, daß nach Philo's Angabe vier tausend dieser Menschen in Judäa und Galiläa lebten. Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß man sie wird gekant, geschäzt und ihren Lehrunterricht gesucht haben, da ausser ihrem Zirkel keine gesunde Vernunft (!), noch reine Wahrheit und Tugend zu finden war? Wo anders konten vernünftige Volkslehrer gebildet werden, als in dieser Schule? Beweisen nicht auch seine ganze Lebensart, seine einsiedlerische Strenge und andere äussere Umstände, daß er seine Bildung unter ihnen erhalten habe? Und wenn sich nun Jesus an ihn anschließt? Wenn sie Hand in Hand einen Weg gehen, einen Plan haben, auf einerlei Weise und nach einem Ziele streben? sezt das nicht voraus, daß sie sich gekant und aus einer Quelle geschöpft haben? (S. 54. f.). „Neben der lautern Quelle, die in dem Inwendigen des Gott geliebten Mannes (Jesus) göttlich verborgen lag, hatte er noch äusserlich aus den Schriften des A. T. geschöpft. Diese hatte er unstreitig mit unermüdetem Eifer gelesen und studirt und mit steter Hinsicht auf seine künftige Bestimmung gelesen. — Der Reine und Unbefleckte fand mit leichter Mühe das reine Sittliche auf und bei ihm war keine falsche Deutung möglich. Ein reines sittliches Gefühl lässet die Vernunft nie

im

im Stiche; durch dasselbe tritt sie den ewigen, nie alternden Lehren immer näher, prüft, mustert, verbindet sie, und gelangt dadurch zu einer unüberwindlichen Deutlichkeit, Festigkeit und Ueberzeugung. — Aber wo konte es zu dieser Stufe des zarten sittlichen Gefühls, zu diesem Schaze des Gewissens sicherer geführt werden, als in der Schule der Essäer? Bei wem anders als bei diesen Lehrern konte der Lehrbegierige, der mit hohen Gaben ausgerüstete, der wißbegierige Jüngling Befriedigung finden? Mußte er nicht hingezogen werden zu Menschen, die sich den Ruf einer echten Heiligkeit erworben hatten, und aus deren Schule die gescheidtesten und brauchbarsten Menschen hervorgiengen und zum praktischen Leben erzogen wurden? Und unter welcher Anleitung konte er sicherer zu den rechten Grundsäzen einer gesunden Vernunft geführet werden, da die Väterreligion so gedankenleer war und in nichts weiter als in einem strengen Formeldienste bestand, wobei und unter welchem das Sittenverderbniß immer mehr zunahm? Fand er sich nicht hier von dem echten Geiste umwehet?" (S. 70.). Hievon ausgehend, behauptet nun der Verf., daß Johannes, ausser aller Verabredung mit Jesus, keinen andern Plan gehabt habe, als für den Orden der Essäer zu werben, und einen neuen Zweig desselben zu errichten, daß er aber zu-

fälligere

erhält schon dadurch viel Wahrscheinlichkeit, daß nach Philo's Angabe vier tausend dieser Menschen in Judäa und Galiläa lebten. Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß man sie wird gekant, geschäzt und ihren Lehrunterricht gesucht haben, da ausser ihrem Zirkel keine gesunde Vernunft (!), noch reine Wahrheit und Tugend zu finden war? Wo anders konten vernünftige Volkslehrer gebildet werden, als in dieser Schule? Beweisen nicht auch seine ganze Lebensart, seine einsiedlerische Strenge und andere äussere Umstände, daß er seine Bildung unter ihnen erhalten habe? Und wenn sich nun Jesus an ihn anschließt? Wenn sie Hand in Hand einen Weg gehen, einen Plan haben, auf einerlei Weise und nach einem Ziele streben? sezt das nicht voraus, daß sie sich gekant und aus einer Quelle geschöpft haben? (S. 54. f.). „Neben der lautern Quelle, die in dem Inwendigen des Gott geliebten Mannes (Jesus) göttlich verborgen lag, hatte er noch äusserlich aus den Schriften des A. T. geschöpft. Diese hatte er unstreitig mit unermüdetem Eifer gelesen und studirt und mit steter Hinsicht auf seine künftige Bestimmung gelesen. — Der Reine und Unbeflekte fand mit leichter Mühe das reine Sittliche auf und bei ihm war keine falsche Deutung möglich. Ein reines sittliches Gefühl lässet die Vernunft nie

im

im Stiche; durch dasselbe tritt sie den ewigen, nie alternden Lehren immer näher, prüft, mustert, verbindet sie, und gelangt dadurch zu einer unüberwindlichen Deutlichkeit, Festigkeit und Ueberzeugung. — Aber wo konte es zu dieser Stufe des zarten sittlichen Gefühls, zu diesem Schaze des Gewissens sicherer geführt werden, als in der Schule der Essäer? Bei wem anders als bei diesen Lehrern konte der Lehrbegierige, der mit hohen Gaben ausgerüstete, der wißbegierige Jüngling Befriedigung finden? Mußte er nicht hingezogen werden zu Menschen, die sich den Ruf einer echten Heiligkeit erworben hatten, und aus deren Schule die gescheidtesten und brauchbarsten Menschen hervorgiengen und zum praktischen Leben erzogen wurden? Und unter welcher Anleitung konte er sicherer zu den rechten Grundsäzen einer gesunden Vernunft geführet werden, da die Väterreligion so gedankenleer war und in nichts weiter als in einem strengen Formeldienste bestand, wobei und unter welchem das Sittenverderbniß immer mehr zunahm? Fand er sich nicht hier von dem echten Geiste umwehet?" (S. 70.). Hievon ausgehend, behauptet nun der Verf., daß Johannes, ausser aller Verabredung mit Jesus, keinen andern Plan gehabt habe, als für den Orden der Essäer zu werben, und einen neuen Zweig desselben zu errichten, daß er aber zu-

fälligerweise durch seine Sittenpredigten in seinem Jugendfreunde und Anverwandten Jesus, welcher in sich den Beruf zu einem Reformator fühlte, den Entschluß hervorgebracht habe, eine Revolution in dem Religionssystem der Juden zu bewirken und die Idee des Reiches der Wahrheit zu realisiren. Damit nun Jesus diesen hohen moralischen Zweck erreichen möchte, wendete er den Namen Messias, als altes ehrwürdiges Nationalsymbol, auf sich an, und beschränkte den Begriff dahin, daß er sich nur in so fern den Messias nenne, als dieser ein moralisches Reich stiften solle. Dabei hat aber Jesus einzig und allein im Geiste der Essäer gehandelt; er war jedoch so klug, den entferntesten Verdacht von sich abzulehnen, als habe er seine Weisheit aus der essäischen Schule entlehnt; denn ausserdem, daß dieß nicht mit den jüdischen Erwartungen übereinkam, würde man auch geglaubt haben, daß er von dem Orden gewisse Aufträge gehabt hätte, um für diesen zu werben; seine Popularität würde dadurch sehr verloren haben (S. 71.). Dieß ist nun freilich etwas unbegreiflich, da die Essäer, nach den vorigen Behauptungen des Verfassers, das Orakel von ganz Palästina gewesen seyn sollen, und da Alles, groß und klein, erfüllt mit der innigsten Verehrung, zu denselben geströmt sei, um sich gesunde Vernunft

und

himmlische Weisheit zu holen. Noch unbegreiflicher ist es aber, wie der Verfasser ein so großes, unläugbar in den ganzen Weltgang verwickeltes Ereigniß, wie die Erscheinung des Christenthums ist, an eine so erbärmlich kleine Ursache knüpfen kann. Hätte nicht Jesus aus der Schule der Essäer geschwazt, indem er (vermuthlich noch überdieß gegen seine eingegangenen freien persönlichen Verpflichtungen) das zur Kentniß des Publicums brachte, was nach seiner Meinung nicht ewig ein Depot einer abgesonderten Gesellschaft bleiben sollte (S. 70.); Gott weiß, ob die Blätter der Geschichte nur ein einziges Wort von dem haben würden, was unter dem Namen des Christenthums in der Welt eine so große Epoche gemacht, so unermeßlich große Wirkungen hervorgebracht hat. So vermag wohl keiner von denen, welche in dem Gange der Welt einen allgemeinen Plan finden, der seiner Entwikelung immer selbst durch lange vorhergehende und sich weit ausbreitende Vorbereitungen, in welchen sich individuelle Veranlassungen und Antriebe wie ein Nebelpunct verlieren, den Weg bahnet, sich den Ursprung des Christenthums zu erklären. Es mag sein, daß der Täufer Johannes weiter nichts war als ein Partheigänger der Essäer; auch ist Recensent der Meinung, daß er das nämliche Schikfsal gehabt hätte, wie viele andere

dere Sittenprediger unter den Juden zu und vor seiner Zeit, vergessen zu werden, wenn sein Name nicht mit der Geschichte Jesu verbunden worden wäre, und wenn er nicht das Glük gehabt hätte, sich mehrere Anhänger auf die Dauer zu erwerben, welches aber vielleicht auch nicht der Fall gewesen seyn würde, wenn sich nicht seiner Schule das Christenthum an die Seite gestellt hätte und durch diese Reibung nicht ihre Existenz erhalten worden wäre. Aber das läßt sich unmöglich zugeben, daß Jesus bloß das Echo des Essäismus gewesen wäre. Wenn auch jeder Mensch unter dem Einflusse seiner Zeit steht, und Niemandes Wissen und Thun ausser aller Verbindung mit seiner nächsten Mitwelt betrachtet werden kann; so sind doch noch alle Versuche mißlungen, einen directen Zusammenhang der Lehre Jesu mit dem Essäismus nachzuweisen.

Angehängt sind drei Excurse, über welche wir aber aus Mangel an Raum nur kurz referiren können. I. Formeln (im N. T.), welche das Messiasreich bezeichnen. Sehr unvollständig; denn es werden bloß die Formeln καιρος εσχατος, ὑϛερος, εσχατη ἡμερα nebst den verwandten Ausdrücken, sodann die Formeln πληρωμα τȣ χρονȣ, συντελεια τȣ αιωνος und die ähnlichen, angeführt und nach der allgemeinen Erinnerung, daß

sie

sie ihrem Ursprunge nach aus der jüdischen Christologie erklärt werden müssen, wird angegeben, daß sie im N. T. in einem dreifachen Sinne gebraucht werden: 1) zeigen sie die Periode an, da der Messias Jesus wirklich erschienen war, 2) begreifen sie die Zeit seiner Entfernung und (erwarteten) Wiederkunft, 3) die neue Revolution, welche nach seiner Wiederkunft erfolgen sollte.

II. Ueber die Benennung des Messias Sohn Gottes. Die Juden nanten ihren idealischen Messias בֶּן אֱלוֹהִים, weil sie die Stelle Psalm 2, 7., obgleich wider den historischen Sinn des Psalms, von dem Messias erklärt und weil sie überhaupt in ihm einen König erwartet haben. Jesus nante sich den Sohn Gottes als den Gründer des moralischen Gottesreiches, und in so fern er dieses war, sagte er von sich, daß ihn Gott gesandt habe. Die Apostel nannten aber Jesum nicht in einerlei Sinne den Sohn Gottes, woher es komme, daß sie so schwankend über ihn sprechen; bald erheben sie ihn bis zur Gottheit, bald geben sie ihn der Menschheit wieder. Er war ihnen wohl auch υἱος τȣ Θεȣ, weil ihn Gott als Messias d. h. als Gründer des moralischen Gottesreiches gesandt hat, und sie schufen sich deswegen die Formel: Θεος ὁ πατηρ Ιησȣ Χριςȣ,

die

die niemals bei Paulus und Petrus Θεος ὁ πα-τηρ Ιησȣ heiße, sondern immer mit dem Beisaze Χριϛȣ, als dem Namen, welchem jenes Prädicat (ὑιος τȣ Θεȣ) eigentlich zukommt, und die also bloß die Idee ausdrücke: Gott ist in so fern der Vater Jesu, als er ihn als Χριϛος oder Messias gesandt hat. Aber die Apostel nannten Jesum auch nach einem höheren Sinne den Sohn Gottes, nämlich in Beziehung auf seine übernatürliche Erzeugung durch die Kraft Gottes (Luc. I, 34. 35.); und da sie ihre Vorstellungen über ihn auch noch mit dem Dogma von den Engeln, die auch (Hiob I, 6.) ὑιοι τȣ Θεȣ genant werden, Menschengestalt annehmen und als Boten Gottes und Vermittler unter den Menschen auftreten, in Verbindung brachten, so war die Folge, daß sie Jesum als Sohn Gottes ganz über den Kreis alles Menschlichen an die Gottheit brachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kritisches Journal
der
neuesten
theologischen Literatur.

Herausgegeben
von
Dr. Christoph Friedrich Ammon,
königl. baierischem wirklichen Kirchenrathe und erstem
Professor der Theologie zu Erlangen.

Ersten Bandes drittes Stük.

Nürnberg,
bei Monath und Kußler,
1813.

Inhalt

des dritten Stüks.

Abhandlung.

Recensionen.

I. Exegese.

II.

Inhalt.

II. Glaubenslehre.

III. Homiletik.

IV. Religionsphilosophie.

V. Liturgik.

Hel-

Hellenen, oder Hellenisten?

Eine kritische Abhandlung über Apostelgeschichte XI, 20.

Der wird nie gros, der das Kleine verachtet.
Drusius.

Griesbachs Tod ist für die Kritik des neuen Testamentes auch darum ein schmerzlicher Verlust, weil man von ihm, nach einer Vorarbeit von mehr, als vierzig Jahren, noch eine größere Simplification des Recensionensystems erwarten durfte, das er in seinen kritischen Schriften aufgestellt hat [1]). An geometrische Gewißheit ist freilich bei Untersuchungen dieser Art nicht zu denken; das große Archiv, aus dem der kritische Bearbeiter

1) Man vergleiche hierüber die schöne akademische Vorlesung des Herrn Consistorialrathes Augusti in Breslau: Ueber Johann Jakob Griesbachs Verdienste. Breslau 1819. 2 Bog. in 8.

ter des neutestamentlichen Textes die Belege für seine Behauptungen nehmen muß, ist fast in allen Welttheilen zerstreut, hat bedeutende Lücken und befindet sich noch in großer Unordnung; die Zweifel, welche Matthäi, Eichhorn, Hug und andere gegen das Griesbachische Recensionensystem haben laut werden lassen, sind zur Zeit nichts weniger, als befriedigend gelößt; und zuletzt wird man doch noch ungewiß bleiben, ob man aus den vorhandenen ungeheuren Variantensamlungen nur Hypothesen über die Genealogie der Handschriften bilden, oder ob man nach dieser, immer unsicheren, Familienbestimmung der Manuscripte und der ihnen eigenen Recensionen den Werth der abweichenden Lesearten beurtheilen und den Text nach ihnen berichtigen soll? Wenigstens glaubt sich der Verfasser dieser Abhandlung nach einer vieljährigen Erklärung des N. T. überzeugt zu haben, daß für den Intrepreten desselben, welcher, mit den erforderlichen kritischen und linguistischen Kentnissen ausgerüstet, seinen Text beharrlich mit dem ältern Syrer, der Vulgata, den Kirchenvätern bis zum Anfang des fünften Jahrhunderts, und einigen bewährten Handschriften (z. B. A B D E G.) vergleicht, aller spätere Apparat zur Wortkritik, wo nicht entbehr-

lich

lich seyn, doch kaum neue und wichtige Resultate gewähren wird.

Wie man indessen hierüber auch denken mag, so ist es doch nöthig, dem Wahne zu begegnen, der sich hie und da zu verbreiten beginnt, daß durch Griesbachs zweite Ausgabe des N. T. die Kritik geschlossen und der Text desselben vollkommen berichtigt sei. Nach unserem Urtheile ist die Zahl der zweifelhaften und ins Reine zu bringenden Stellen des griechischen Textes noch immer groß; es ist namentlich in der Interpunction und Abtheilung noch Manches zu leisten; nicht einmal die Zeugen für die verschiedenen Lesearten sind in den Variantensamlungen von Mill, Wetstein und Griesbach immer genau und richtig aufgeführt; vielmehr läßt sich an mehreren Orten darthun, daß, wie es bei dem grossen Umfange einer solchen Arbeit kaum zu vermeiden war, einer dem Anderen oft ohne Prüfung getraut und wider seinen Willen entschiedene Irthümer fortgepflanzt hat. Die Recension der vom Herrn Superintendenten Heinrichs herausgegebene Apostelgeschichte giebt dem Verfasser Gelegenheit, den Inhalt seines nicht sehr weit verbreiteten Programm's über eine Stelle dieses Bu-

ches [2]) mit den nöthigen Veränderungen als Beweiß dieser Sätze noch einmal zur Sprache zu bringen, und an die Wahrheit zu erinnern, daß man die Verdienste großer Männer nicht besser ehren kan, als wenn man nie ermüdet, ihnen nachzuprüfen und nachzuforschen.

In einer alten Erlanger Chronik vom Jahre 1813. lese man im J. 3560. die Worte:

Die aber zerstreuet waren in dem Trübsal, so sich erhob, giengen umher biß gen Schwaben und Strasburg und Erlangen, und redeten das Wort zu Niemand, denn allein zu den Protestanten. Es waren aber etliche unter ihnen, Männer von Strasburg und Genf: die kamen gen Erlangen; und redeten zu den Franzosen und predigten ihnen das neue Evangelium.

Ein Kritikus, der die ausgestorbene deutsche Sprache aus guten Wörterbüchern studiert hat, bemerkt sofort: Voyez-vous, les dispersés par-

2) Diatribe critica de Hellenistis Antiochenis ad locum Act. XI. 20. Erlanger Osterprogramm v. J. 1810.

parlent seulement aux *Protestans.* Immediatement après la chronique remarqué: les gens de Strasbourg ont parlé aux *Franzoses*, mais les *Franzoses* à Erlangen étoient aussi des protestans; c'étoient des Huguenots, des prétendus reformés, chassés par Louis XIV., qui ont bâti cette ville. Cela doit différer et ne diffère point; or il est clair, que le texte est corrompu et que cela donne *un contresens tout à fait absurde.* Corrigez donc hardiment, zu den Franken: c'etoient de bons Catholiques, bourgeois d'Erlangen, natifs de Bamberg et Würzbourg et convertis au nouvel évangile. Nous trouvons deja cette correction évidente dans les manuscrits excellens de Bébenhausen et Hirschau; les traductions Italienne et Hongroise l'ont exprimée, et les meilleurs critiques du siècle passé l'ont confirmée. Bei'm Lichte besehen war es die Hirschauer Handschrift allein, welche die Grille des Kritikus theilte; aber eine gute Ausgabe des sechs und dreissigsten Jahrhunderts nahm wirklich diese Variante in den Text auf, und nun schrieen alle Journale und Commentare: c'est une affaire arrangée, point de *Franzoses* à Erlangen, mais des *Francs.* C'est à nous autres, de

cor-

corriger cette ancienne chronique, le siécle des erreurs est passé; und alle Welt schrei't — Franken.

In der streitigen Stelle, welche diese Abhandlung erläutern soll, AG. XI, V. 20., ist die Rede von den Lehrern, die während der Verfolgung, die über den Stephanus ergieng, bis nach Phönicien, Cypern und hinauf nach Antiochien verschlagen worden waren, und die neue Religion Niemanden vortrugen, als nur den Juden. Unter ihnen befanden sich nun einige Cyprier und Cyrenaiker, ὅιτινες ἐλθόντες ἐις Ἀντιόχειαν ἐλάλουν πρὸς τοὺς Ἑλληνιϛας. So lesen alle Ausgaben des N. T. bis auf Griesbach und die neueren Herausgeber des griechischen Textes, welche ihm folgen und Ἕλληνας in den Text aufnehmen. Selbst der vorsichtige Morus sagte: das ist eine elende Tautologie, es muß heißen Heiden und nicht Juden. So beruft sich denn auch der neueste Bearbeiter der Apostelgeschichte, Hr. Superintendent Heinrichs, unter andern Zeugen auf die Handschriften A und D, den Syrer, Araber, die Vulgata, auf den Eusebius, Chrysostomus,

mus, Witsius, Drusius, und Beza, welchen Wetstein noch den Clericus beizählt. Wir wollen diese Zeugen, deren Aussagen wichtig genug seyn würden, den Lesern noch einmal vorführen, ehe wir den Sinn prüfen, der durch diese Variante so sehr gewinnen soll.

Der alexandrinische, oder codex A hat in der That ἕλληνας, und ist die einzige Autorität von einiger Bedeutung, welche das Urtheil Griesbachs bestätigt. Allein er liest καὶ π. τ. Ἕλληνας, wodurch die Schärfe der Antithese zwischen Juden und Heiden gemildert und nur ein speciellerer Vortrag der Cyrenaiker bezeichnet wird. Ueberhaupt aber begünstigt diese Handschrift in der Apostelgeschichte die leichteren und schlechteren Lesearten: denn sie hat AG. XXI, 15. ἐπισκευασάμενοι für das richtige ἀποσκευασάμενοι, K. XXIII, 23. δεξιοβόλους für das schwerere δεξιολάβους, K. XXVII, 14. εὐρακύλων für εὐροκλύδων. Das Ansehen dieser Handschrift reicht daher, wie schon Wolf in den curis erinnert, durchaus nicht hin, das Zeugniß so vieler anderer Manuscripte zu entkräften.

Der

Der Cambridger Codex D liest zwar ebenfalls ἕλληνας, aber nur a prima manu; die Verbesserung ἑλληνιςας hebt auf der Wagschale der Kritik das Gewicht seiner Variante sofort auf, weil die Correctionen nach Griesbachs eigener Erinnerung (Symbolae criticae t. I. pag. LVIII.) oft so alt sind, als das Manuscript selbst. Die Vertheidiger der gemeinen Leseart könten es mit demselben, vielleicht noch mit größerem Rechte, zur Bestätigung ihrer Variante anführen.

Der Syrer übersetzt ܡܡܠܠܝܢ ܗܘܘ ܥܡ ܝܘܢܝܐ et locuti sunt cum Joniis. Aber bekanntlich wird ܝܘܢܝܐ Jonius, Graecus, in der Peschito eben so gut von Hellenisten, als von Griechen gebraucht, wie wir aus AG. VI, 1. sehen, wo jene ܬܠܡܝܕܐ ܝܘܢܝܐ Jonii discipuli heißen, im Gegensatze der folgenden ܥܒܪܝܐ. Der Syrer kann also eben so wohl für die Leseart ἑλληνιςας zeugen, als für ἕλληνας.

Der Araber übersetzt خَاطَبُوا اليُونَانِيِّين allocuti sunt *Graecos*, genau dasselbe Wort, wel-

welches VI, 1. und IX, 29. steht, wo unstreitig von Hellenisten die Rede ist. Ueberhaupt wird von dem Syrer und Araber der Unterschied zwischen Hellenen und Hellenisten nicht ausgedrückt. Es ist folglich abermals nicht abzusehen, wie man sich auf diesen Zeugen berufen konte.

Aber die Vulgata hat doch loquebantur et ad *Graecos*? Allein sie hat auch IX, 29. disputabat cum *Graecis*, und VI, 1. murmur *Graecorum*, wo man an den Hellenisten nicht zweifelt.

Wir wenden uns zu dem Eusebius, der in seiner Kirchengeschichte (B. II. K. 3.) den Inhalt unserer Stelle also wieder giebt: πλεῖστων τε καὶ ἄλλων ἐπ' Ἀντιοχείας ἑλλήνων, οἷς οἱ κατὰ τὸν τοῦ Στεφάνου διωγμὸν διασπαρέντες ἐκήρυξαν. Wenn Eusebius für die Leseart ἕλληνας zeugte, so würde sein Zeugniß sehr indirect seyn, da er die streitige Stelle nicht wörtlich anführt, sondern sie nur ihrem Sinne nach bezeichnet. Allein man sieht leicht aus dem Zusammenhange, daß er von dem ὄχλος ἱκανὸς τῶν Ἑλλήνων spricht, der sich eben so in der Hellenistensynagoge zu Antiochien in Syrien ver-

sam-

samlete, wie dieses in der Stadt gleiches Namens in Pisidien der Fall war (XI, 26. XIII, 42. vergl. XV, 23.). Man darf also auch den Eusebius nicht unter den gültigen Zeugen für die neue Leseart aufführen.

Wir vernehmen nun den Chrysostomus, welcher zweimal die neue Variante bestätigen soll. Zu unserer Verwunderung lesen wir (homil. 25. in act. ap.): οἵτινες ἐλάλουν πρὸς τοὺς Ἑλληνίστας, εὐαγγελιζόμενοι τὸν κύριον Ἰησοῦν. Es folgt nun die homiletische Paraphrase: ἴσως διὰ τὸ μὴ εἰδέναι Ἑβραϊστὶ, Ἕλληνας αὐτοὺς ἐκάλουν. Man vergleiche damit die 21. Homilie zu IX, 29., wo Chrysostomus sagt: ἑλληνίστως τοὺς ἑλληνιστὶ φθεγγομένους λέγει. Hieraus erhellt zweierlei: einmal, Chrysostomus las gewiß ἑλληνίστας im Texte; dann aber, er dachte bei unserer Stelle an keine Heiden, sondern nur an Griechen, im Gegensatze der Hebräer. Unser Kirchenvater spricht also nicht zweimal, sondern keinmal für Hellenen.

Es ist die Reihe an Drusius und Witsius; aber beide sagen nur: vocem *Hellenista-*

rum

rum hic alio *significatu* sumi für gentilis, etwa wie 2. Makk. 4, 13. ἑλληνισμὸς nach Luther das heidnische Wesen, und die διασπορὰ τῶν Ἑλλήνων Joh. VII, 35. gewiß umgekehrt Hellenisten bezeichnet. Witsius erinnert daher ausdrücklich (meletem. Leidens. Basel 1739. S. 27): ut ut sit, gentiles *intelligi*, res ipsa clamat. Beide Kritiker waren also weit entfernt, die alte Leseart zu verdrängen; sie begnügten sich mit exegetischen Muthmassungen, die freilich falsch waren, wie sich unten ergeben wird.

Und der scharfsinnige Beza, der in seinen Bemerkungen so viele helle und trefliche Gedanken niedergelegt hat? Er schreibt: ἑλληνιστῶν appellatione eos ex gentibus *intelligi* apparet, qui alibi a Luca σεβόμενοι vocantur. Vergebens protestirt er in einer langen Observation gegen die Heiden; der Mann soll ἕλληνας gelesen haben, und er weiß nichts davon.

Noch ist Clericus übrig. Letzterer hat in seiner Paraphrase des N. T. nach Hammond, *Judaeos, qui graeca lingua, graecisque utebantur bibliis*, ohne die Heiden in den untergelegten

An-

Anmerkungen auch nur von ferne zu begünstigen. Wir müssen mit dem Kaiser Augustus sagen: *etiam hic Ajas incubuit in spongiam.*

Noch wenden wir uns zu dem Sinne unserer Stelle, der durch die Variante des alexandrinischen Codex so viel gewinnen soll, daß er allein schon für diese Leseart entscheiden kan. Die Hellenisten, sagen Bengel, Morus und Heinrichs, stehen den Juden des 19. V. gegenüber. Nun waren aber die Juden zu Antiochien selbst Hellenisten; also müssen die Cyprier und Cyrenaiker nicht zu diesen, sondern zu den Hellenen gesprochen haben; also schrei't die Sache selbst (res ipsa clamat), daß ἕλληνας die einzig wahre Lesart ist.

Die Hellenisten, sagt man, welche nur den Hebräern gegenüber stehen, sind hier die Antithese der Juden. Schon diese Behauptung bedarf einer näheren Bestimmung. Die Hellenisten waren freilich der Abstammung nach Juden, und insofern findet dem strengen Sprachgebrauche nach keine Antithese statt; aber im engeren Sinne heisen jene Israeliten (AG. XIII, 16) und die Juden sind die Abrahamiten, welche hebräisch

bräisch und aramäisch sprachen und in Palästina, Syrien und Chaldäa wohnten. Man sieht dieses deutlich aus Joh. VII, 35., wo den Ἰουδαίοις die διασπορὰ Ἑλλήνων gegenüber steht, unter der man, wie Joh. XII., 20, nicht Heiden, sondern mit Lightfoot griechische Juden verstehen muß, ἑλληνίςας διασπαρέντας. Die διασπορὰ Φοινίκης, Κύπρου, Ἀντιοχείας und Βαβυλῶνος bestand nun zwar nicht aus Hebräern im strengen Sinne des Wortes, weil das phönicische, ost- und westaramäische Idiom bedeutend von dem palästinensischen abwich; aber die Verehrer Mosis in diesen Provinzen redeten doch eine gemeinschaftliche Grundsprache und hielten sich an das hebräische Original des A. T.; sie heisen daher in unserer Stelle Juden im Gegensatze der Hellenisten, die in ihren Synagogen sich der alexandrinischen Version und im gemeinen Leben der griechischen Sprache bedienten. Im Grund ist nun, wie schon Lightfoot zu AG. VI, 1. erinnert, das freilich mehr eine Distinction, als ein Gegensatz; das καὶ und et des alexandrinischen Codex und der Vulgata macht es auch deutlich genug, daß Lukas hier keine Contradiction, sondern nur eine Contraposition im Sinne hatte;

al-

allein der engere Sprachgebrauch des Wortes Jude rechtfertigte doch diese uneigentliche Antithese um so viel mehr in unserer Stelle, als ja die διασπαρέντες V. 19. größtentheils hierosolymitanische Christen waren, von welchen es sich von selbst verstand, daß sie nur in hebräisch-jüdischen Synagogen auftreten und lehren konten. Wir können also den Vordersaz, aus welchem Morus und Andere ihren Grund gegen die Leseart ἑλληνίςας ableiten wollen, unter den obigen Einschränkungen als vollkommen unverfänglich zugeben.

Nun waren aber, fährt man fort, die Juden zu Antiochien, zu welchen die Zerstreuten sprachen, selbst Hellenisten; also muß man lesen ἕλληνας. Hier liegt die Quelle des ganzen Irthums, der so viele wackere Ausleger getäuscht und zu falschen Folgerungen verführt hat. Zu Damaskus lebten viele Juden; unter dem Nero wurden nur in dem Gymnasium daselbst gegen zehn Tausend von den Bürgern umgebracht [3]; aber Saulus bringt ihnen Verfü-

3) Ioseph. B. I. II, 20. 2. Daß man damals zu Damaskus syrisch redete, ist wohl keinem Zweifel unterwor-

fügungen des Synedriums zu Jerusalem (AG. IX, 2. XXII, 5), zum deutlichen Beweise, daß sie keine Hellenisten waren und nicht von Alexandrien abhiengen. Antiochien war die Hauptstadt von Syrien und die dritte Stadt des ganzen römischen Reiches; schon unter dem Seleukus Nikator hatten die Juden zu Antiochien das Bürgerrecht mit den Macedoniern und Griechen erhalten, worüber die Eingebornen sehr aufgebracht waren; sie wurden von den Palästinensern den Bürgern zu Jerusalem gleichgestellt, weil sie dahin den Zehnten entrichteten, dieselbe Sprache redeten, gleiche Synedrien und Synagogen hatten 4); sie waren also zuverlässig keine Hellenisten, sondern hebräisch-aramäische Juden. Ausnahmen fanden sich iedoch in dieser großen Stadt; wie es zu Jerusalem eine Synagoge der Alexandriner und Cyrenäer (AG. VI, 5.) für die Hellenisten gab,

worfen. Nun sagt aber Josephus in dieser Stelle, die meisten Bürgerinnen von Damaskus seien Freundinnen des Judenthums gewesen. Es muß also auch schon deßwegen angenommen werden, daß man in den Synagogen dieser Stadt nicht hellenisirte, sondern aramäisirte.

4) Lightfoot in den horis zu AG. VI, 2. und in den addendis, c. I.

gab, die den Juden daselbst (IX, 28.), zu welchen Paulus sprach, ebenfalls gegenüber stehen (V. 29.), so gab es auch zu Antiochien eine oder mehrere Synagogen der Hellenisten; während nun die zerstreuten Hierosolymitaner zu den Antiochenischen Juden sprachen, lehrten die Cyprier und Cyrenaiker, weil sie gräcissirende Juden waren, zu ihren Sprachgenossen, den Hellenisten. Nichts war natürlicher, als dieses; die heidnischen Syrer zu bekehren erlaubte ihnen nicht allein ihre Sprachkenntniß nicht; es würde ihnen auch nicht erlaubt gewesen seyn, diese ausser den Synagogen auf dem Markte, oder an einem anderen öffentlichen Orte zu versammeln; was aber die Proselyten in den Synagogen vernahmen (K. XIII, 44.), das war nicht an sie besonders, sondern an die Israeliten gerichtet; und überdies wissen wir aus der Apostelgeschichte bestimmt, daß, nach einem Privatversuche des Petrus (X, 45. XV, 7.), Paulus und Barnabas zu Antiochien in Pisidien zuerst den Entschluß faßten, sich zu den Heiden zu wenden und sie zu dem Christenthume zu bekehren (XIII, 46. XV, 12. Gal. II, 7.). Die Aufnahme der Variante ἕλληνας beruht also nicht allein auf einem kritischen, sondern auch auf einem exegetischen und historischen Irthum

und

und wird sich künftig kaum auch nur durch einen scheinbaren Grund rechtfertigen lassen.

Von der andern Seite ist das Wort Ἑλληνιστὰς nicht allein die schwerere, durch die Uebereinstimmung der Handschriften, Versionen, Kirchenväter und Ausgaben, sondern auch durch den ganzen, richtig aufgefaßten, Zusammenhang empfohlne und von Michaelis in seiner Uebersetzung des N. T. sehr richtig ausgedrückte Lesart. In der Hellenistensynagoge zu Antiochien war es, wo zuerst einige cyprische und cyrenaische Juden, die sich in Jerusalem zum Christenthume bekehrt hatten (AG. II, 10. VI, 9. VIII, 1.), Jesus den Messias verkündigten. Die Mehrzahl griechischer Juden und Heiden bekannte sich zur neuen Religion (XI, 21.); als die flüchtigen Lehrer nach Jerusalem zurükkehrten, sandte man den Barnabas nach Antiochien, der selbst ein Helleniste war (IV, 36.) und durch seine maiestätische Gestalt (XIV, 12.), so wie durch sein Rednertalent imponirte; Barnabas holte bei dem großen Zuwachs der Gemeinde den Saulus von Tarsus herbei (XI, 25.) der sich schon früher durch seine Vorträge unter den Hellenisten ausgezeichnet hatte (IX, 29.); ausser ihnen tra-

ten noch die Hellenisten Lucius von Cyrene und Menahem, mit dem Herodes Antipas zu Rom erzogen (XII, 1.), an die Spitze der Versammlung; so wurde allmählig die ganze Hellenistensynagoge in eine messianische Gemeinde verwandelt, und nun ist auch der Ursprung des Namens Christianer (XI, 26.) erläutert, der sonst immer noch einige Dunkelheiten übrig läßt. Erwägt man vollends, wie vortheilhaft sich die Alexandriner und Hellenisten überhaupt von jeher vor den Juden in Palästina, Syrien und Chaldäa durch ihre liberale Gesinnung auszeichneten; so kann man nicht nur die freiere Bildung der Christengemeinde zu Antiochien vor der hierosolymitanischen weit leichter historisch erklären und aus ihren Quellen nachweisen, sondern es lassen sich auch Folgen für den Hellenism mehrerer Bücher des N. T. aus dieser Ansicht überhaupt ableiten, welche aber über die Grenzen dieser Abhandlung hinaus führen.

I. Exegese.

3. Göttingen bei Dieterich: Novum Testamentum Graece, perpetua annotatione illustratum. Editionis Koppianae Vol. III. part. I. complectens acta apostolorum. Continuavit Ioannes Henricus Heinrichs. 272 und 407 S. in 8. 1812.

Das einzige Buch von Bedeutung, welches für die Exegese des N. T. in der Michaelismesse des vorigen Jahres, nachdem die erste Abtheilung schon vor einigen Jahren erschienen war, in vollständigen Umlauf gesezt worden ist. Bekantlich erwartete man seit langer Zeit die Bearbeitung der Schriften des Lukas von dem Hrn. HR. Tychsen in Göttingen; und ein solcher Ausleger war auch der Apostelgeschichte zu wünschen, deren Erklärung die ausgebreitetesten und mannichfaltigsten Kentnisse fordert. Indessen hat auch Hr. Hein-

richs, nun Superintendent zu Burgdorf bei Celle, seinen Beruf zu diesem Geschäfte hinlänglich bewährt, und wir geben ihm nach einem fleissigen Gebrauche seines Commentars mit Vergnügen das Zeugniß, daß er ihn mit Gelehrsamkeit, Sachkentniß und nach liberalen Ansichten bearbeitet hat. Er folgt meistens den treflichen Vorarbeiten des Hrn. Ritters Eichhorn, an dessen exegetischem Primate in Deutschland Niemand zweifeln wird; die von ihm beigebrachte Literatur ist zwar nicht vollständig, aber doch gewählt; und häufig ist auch sein eigenes Urtheil hinlänglich zur Beistimmung der Leser motivirt. Bei diesem verdienten Lobe können alle nun folgende Gegenerinnerungen keinen andern Endzweck haben, als den, den Verfasser zu ermuntern, daß er bei einer neuen Ausgabe seine Hand nicht von dem Buche abziehen, sondern es zu einer immer höhern Vollkommenheit erheben möge.

Schon in den Prolegomenen der ersten Hälfte (S. 54 ff.) wird der Schwierigkeiten gedacht, die Chronologie der Reisen Pauli nach Jerusalem, besonders der zweiten (II, 30. 12, 25.) mit der eigenen Bestimmung des Apostels (Gal. 2, 1.) auszugleichen. Unser Verfasser läßt daher den

Pau-

Paulus und Barnabas mit Geschenken der Antiochenischen Gemeinde schon vor der Hungersnoth (ante famem ad providenda beneque praeparanda omnia) i. J. 44. nach Jerusalem reisen, weil er diese Landplage selbst in das Jahr 46. sezt; damit nun das zu Gal. 2, 1. stimme; wird auf die sehr zweideutige Autorität der alexandrinischen Chronik (ut videtur, sagt Griesbach zweifelnd von ihr) gelesen, διὰ τεσσάρων ἐτῶν (S. 61). Der Abschreiber sollte ΔᾹΤΕΣΣΑΡΩΝ copiren; er mahlte zuerst διὰ und stand auf; als er wieder kam, vergaß er seine Mahlerei und pinselte noch einmal δεκατεσσάρων, und so entstand unser ieztiger Text; Paulus spricht also in dem Briefe an die Galater von keiner andern Reise nach Jerusalem, als der zweiten i. J. 44. — Die lange Reihe dieser Vermuthungen (S. 52—62) hängt aber an Nichts; denn es ist sonderbar, anzunehmen, die Antiochener hätten schon für eine in zwei Jahren mögliche Hungersnoth ihrer Brüder zu Jerusalem eine Collecte veranstaltet; die Coniectur διὰ τεσσάρων ἐτῶν ist eben so kühn, als von allen Seiten grundlos; und aus der Vergleichung von AG. 15, 1. mit Gal. 2, 4. und AG. 15, 12. und Gal. 2, 7. erhellt, wie

aus

aus dem genauen Realzusamenhange beider Stellen, unwidersprechlich, daß die Reise, welche Paulus die zweite nennt (πάλιν ἀνέβην Gal. 2, 1.), die dritte des Lukas ist (AG. 15, 2.). Das ὅτε Gal. 1, 15. ist nemlich der terminus a quo, die Bekehrung Pauli um das Jahr 36—37.; die drei ἔπειτα V. 18. 21. K. 2, 1. bezeichnen die Aufeinanderfolge von drei verschiedenen Reisen des Apostels; das διὰ δεκατεσσάρων ἐτῶν aber das ganze Intervall von der Bekehrung des Apostels an, bis zu seiner zweiten Reise nach Jerusalem mit Barnabas (Paulus sagt nicht μετὰ δ. ἔτη, sondern διὰ, *durante* quatuordecim annorum *spatio*, wie AG. 1, 3. Luk. 5, 5.). Zur Vereinigung der verschiedenen Ansichten, welche zwei berühmte Gelehrte, die Herren Doctoren Keil und Vogel, in dem frühern Laufe dieses Journals von der streitigen Stelle genommen haben, hat also Hr. H. auf keine Weise etwas beigetragen. Der erste Gelehrte wird sich auf πάλιν berufen und für die andere Reise Pauli entscheiden; der zweite hingegen, des Rec. verehrter College, wird den ganzen Inhalt des 2. Kap. im Briefe an die Galater in Anspruch nehmen, und sich für die dritte Reise des Apostels erklären. Ohne

ne Schwierigkeit [illegible] man [illegible] [illegible] kaum läugnen; er ist gewagt: die ganze zweite Reise Pauli AG. 11, 30. 12, 25. beruht entweder auf einem Mißverstande des Lukas, der auch sonst AG. 9, 22—30. mit Gal. 1, 15—21. im vielfachen Widerspruche steht; oder Paulus reiste zwar mit Barnabas aus Antiochien, wurde aber verhindert, Jerusalem zu erreichen, blieb zu Tyrus, oder Cäsarea, bis ihn Barnabas und Markus abholte, und bringt daher diese Reise, weil sie von ihm persönlich nicht ganz vollendet worden war, wie billig, nicht in Anschlag. Ohne eine, oder die andere dieser Hypothesen werden die Apostelgeschichte und der Brief an die Galater ewig im Widerspruche stehen. — K. III, 12. ὡς ἰδίᾳ δυνάμει ἢ εὐσεβείᾳ πεποιηκόσι τοῦ περιπατεῖν αὐτόν, bemerkt unsere Ausgabe gar keine Variante, sondern sagt nur, in dem exegetischen Commentar: legunt *nonnulli* (wer?) ἐξουσίᾳ, quae lectio, ut facilior, *manifesto* respuenda est. Die Wahrheit ist: der Syrer, die Vulgata und Irenäus lesen ἐξουσίᾳ, wie es der Zusammenhang und die Parallele Matth. 21, 24. fordern; die Variante εὐσεβείᾳ und *pietate* entstand wahrscheinlich aus einem compen-

dium

dium scribendi EIA, oder ECIA, und pte; sie ist freilich die schwerere Lesart, aber gänzlich sinnlos, da man durch Pietät Niemanden heilt, und sich die Apostel die Frömmigkeit nicht absprechen konten, ohne sich für Freunde der Impietät zu erklären. — K. X, 33. bei ἐνώπιον τοῦ θεοῦ ist die Variante des cod. D., des Syrers und der Vulgata, welche ἐνώπιον σοῦ lesen, gar nicht verzeichnet; diese Lesart verdient aber große Aufmerksamkeit, weil sonst im zweiten Hemistiche für ὑπὸ τοῦ θεοῦ stehen müßte ὑπ' αὐτοῦ, und sich überdies die gemeine Schrift aus ihr erklären läßt. K. XIII, 20. schließt Hr. H. die Worte ὡς ἔτεσι τετρακοσίοις καὶ πεντήκοντα in Parenthese ein, ohne nur das Geringste dadurch für die chronologische Aufklärung der Stelle zu gewinnen; Lukas folgt hier, wie in dem ganzen Buche, der alexandrinisch-hellenistischen Zeitrechnung, die wir auch bei dem Josephus finden. Ebendas. V. 33. soll nach ψαλμῷ das τῷ πρώτῳ ausgestrichen werden; allein es steht in offenbarer Beziehung auf ἑτέρῳ V. 35.; und überdies würde Lukas dann nicht ἐν ψαλμῷ, sondern ἐν ψαλμοῖς geschrieben haben. K. XXI,

ver-

verläßt unser Editor den Griesbachischen Text, welcher mit Recht ἀποσκευασάμενοι vorzieht, und nimmt dafür ἐπισκευασάμενοι auf. Allein die erste Leseart bleibt die einzig richtige; sie ist lectio recepta von einer überwiegend großen Zahl der Handschriften bestätigt; sie ist die schwerere Lesart, welche aus ἐπισκευασάμενοι nie entstehen konte; sie giebt ferner einen sehr guten Sinn in der hellenistischen Bedeutung des Wortes, Lev. XIV, 36. פִּנָּה praeparavit, LXX ἀποσκευάσαι, Aquila ἐκφορεῖν, vergl. 1 Mos. 24, 31. Jes. 40, 3., wo die LXX für פנה ἑτοιμάζειν haben. In unserer Stelle heist also ἀποσκευασάμενοι praeparantes se, vel efferentes sarcinas sc. e domicilio hospitis. Der Syrer hat daher ܐܬܛܝܒܘ *praeparati* und eben so die Vulgata. Stände ἐπισκευασάμενοι im Texte, so müßte ἐπὶ τῶν καμήλων, ἵππων, oder etwas Aehnliches folgen. Der Sinn ist klar genug: sie machten zu Cäsarea ihr Gepäcke zurechte und reißten nach Jerusalem.

Wir wenden uns zu den Bemerkungen, in welchen wir uns auf wenige Gegenerinnerungen beschränken wollen. K. I, 25. heißt es zu πορευ-

ϑῆναι

θῆναι εἰς τὸν τόπον τὸν ἴδιον: so eine eigene Art von Clique, zu welcher er, der Judas, hingehörte, deren er und die seiner würdig war. Welch ein Gedanke! Es ist von der Stelle der Selbstmörder im Hades die Rede (s. St. I. d. Journ. S. 49.). Zu K. XII, 1. wird die bekante Behauptung wiederholt, das Synedrium zu Jerusalem habe unter den römischen Procuratoren Niemanden zum Tode verurtheilen dürfen. Die Stellen Matth. XXVI, 66. Joh. VIII, 7. AG. V, 33 VII, 58. beweisen das Gegentheil hinreichend, anderer Gründe nicht zu gedenken. Ueber bürgerliche Verbrechen entschied allerdings der römische Procurator (Joh. XVIII, 31); Blasphemie und andere kirchliche Frevel hingegen ahndete der hohe Rath nach dem mosaischen Gesetze. Ebend. V. 12. heißt es von der Maria, der Mutter des Markus: *Soror* fuit matris Iesu. Bekanntlich kommen aber im N. T. sechs Marien vor; die Tante Jesu war die Gattin des Clopas (Joh. 19, 25.) und eine von der Mutter des Markus verschiedene Person (s. oben St. II. S. 114. Anm. 8.) Kurz vorher V. 10. soll die πύλη σιδηρᾶ porta *carceris* gewesen seyn, nicht porta urbis: nam a vero *abhorret*, Petrum, vix dum libera-

beratum, denuo intrare urbem, in qua supplicium ei intendebatur, nec potius *subitam fugam* capessere. Allein Petrus, welcher von vier Soldaten bewacht wurde (V. 4.), war den beiden ersten, an die man ihn gekettet hatte, oder hätte ketten sollen (V. 6.), bereits entgangen (V. 7. u. 9.); die πρώτη φυλακὴ (V. 10.) stand also vor der Thüre des Zimmers, die δευτέρα vor dem Kerker und die πύλη σιδηρᾶ war das Hauptthor, welches aus dem von Herodes Agrippa neubefestigtem Quartiere in die Neustadt (Ios. ant. XIX, 7. 2. vergl. B. I. VI, 6.) führte, wohin sich Petrus nach V. 12. vor seiner Entweichung (V. 17.) begeben hatte. K. XIV, 11. zu Λυκαονιςὶ läßt es eine sehr kurze Anmerkung unentschieden, ob man in Lystra griechisch, oder assyrisch sprach; nicht einmal Iablonski Dissertation de lingua Lycaonica, Berlin 1714. ist angeführt. Man kan aber aus dem Sprachgebiete der Provinzen innerhalb des Taurus, aus dem Zusammenhange, weil die Lystrenser die griechisch redenden Apostel verstanden, und aus den Homilien des lycaonischen Bischoff's Amphilochus beweisen, daß das herrschende Idiom zu Lystra ein corrupt griechischer Dialect war. K.

XV,

XV, 7. soll ἀφ' ἡμέρων ἀρχαίων so viel als ab incunabulis *rei christianae* und nicht inde a conuersione Cornelii seyn, welche Erklärung H. frostig (*friger et* oratio) nennt. Allein das πρῶτον V. 14. sagt offenbar, daß sich diese kleine Exaggeration auf die dem Petrus selbst unerwartete (X, 34.) Bekehrung der Heiden zu Cäsarea bezieht. Man vergleiche nur das ἐπίστασθε XV, 7. mit διεκρίνοντο XV, 2. K. XV, 3. ist bei γράψαντες τάδε gar nicht bemerkt, ob das letzte Wort eine Abschrift des Briefes, oder nur die allgemeine Angabe des Inhalts (literas huius *fere* argumenti) bezeichnet; welches sich aus vielen Gründen wahrscheinlich machen lässet, und von den wichtigsten Folgen ist. K. XVII, 9. schwankt der Verf. in der Erklärung des ἱκανὸν λαβόντες, quaenam fuerit illa satisfactio. Bekanntlich ist aber ἱκανοδοσία die *satisdatio*, *iudicatum solui*, nach den institt. l. III. tit. II. §. 5. vergl. *Cuiacii* observatt. l. X. c. 29. Ebend. V. 14. πορεύεσθαι ὡς ἐπὶ τὴν θάλασσαν soll ὡς ein attischer Pleonasm seyn; aber aus dem ἤγαγον und ἐξῄεσαν des 15. V. erhellt deutlich, daß Paulus von Beröa zu

Lan-

Lande reißte. V. 23. hätte Hr. H. nicht zweifeln sollen, daß die Aufschrift ἀγνώστῳ θεῷ irgend einem unbekanten θεὸς ἐγχώριος gelte. Chrysostomus, dessen Zeugniß von Bedeutung ist, sagt ausdrücklich zu dieser Stelle, daß man, um ja keinen unbekanten Gott zu beleidigen (*Gell.* N. A. II. 28. si Deo, si Deae), solche Altäre zu Athen errichtet hatte, wie dieses nach dem Berichte des *Minucius* (aras exstruunt etiam *ignotis numinibus* et manibus, Octau. c. 6.) auch zu Rom der Fall war. K. XVIII, 5. wird συνείχετο τῷ πνεύματι gegen allen Sprachgebrauch übersezt: *incitabatur* ad evangelium promulgandum. Offenbar ist, der bessern Leseart gemäß, von der συνοχῇ λόγου (2. Cor. II, 4.) die Rede. K. XVIII, 12. wird der Proconsul Gallio bestimmt der Bruder des Seneca genannt. In der That rühmt auch diesen dulcis Gallio des Statius der Philosoph in der Vorrede zum vierten Buche der quaestionum naturalium und nennt ihn Gallionem *fratrem* meum, quem nemo non parum amat: aber läßt es sich erweisen, daß dieses der Proconsul in Achaia war, welchen er *dominum* suum nennt, ohne der brüderlichen Verwandtschaft zu gedenken (illud

mihi

mihi in ore erat *domini* mei *Gallionis*, qui, cum in Achaia febrem habere coepisset, protinus nauem adscendit: ep. CIV.)? In dem bedeutungsvollen 10. V. dieses Kapitels sollen sich die Worte εἶχε γὰρ εὐχὴν auf den Aquilas und ein uns unbekantes votum ciuile desselben beziehen. Allein Lukas schrieb ja nicht die Geschichte des Aquilas, sondern des Paulus; κειράμενος hängt offenbar von ἐξέπλει ab; Aquilas reißte nicht nach Jerusalem, sondern blieb in Ephesus (V. 19.), wo ihm das Bescheeren des Hauptes ganz unnüz war; an dem früheren Nasiräatsgelübde des Paulus läßt sich nach K. XXI, 24. kaum zweifeln; und selbst seine iezige vierte (nach Paulus selbst dritte) Reise nach Jerusalem, wo er ganz kurze Zeit verweilte, ohne andere Geschäfte zu betreiben (V. 22.), läßt sich einzig nur aus dieser Voraussetzung erklären. Noch deutlicher wird das aus dem δεδεμένος πνεύματι K. XX, 22. und der Beharrlichkeit, mit welcher der Apostel, aller Warnungen ohngeachtet (XXI, 4. 11.), auf der lezten Reise dahin besteht, die durch die Geschäfte seines Apostelberufes keineswegs, sondern, wie es scheint, einzig durch die Gewissenhaftigkeit seines Gelübdes bestimmt war.

Was

Was uns aber keine Bedenklichkeit übrig läßt, das ist der Rath, den die Kirchenvorsteher zu Jerusalem dem Apostel gaben, diesmal nicht nur seine Gelübde öffentlich mit anderen Nasiräern abzulegen (ἁγνίσθητι XXI, 24. הזיר 4. Mos. VI, 2. εὐχὴν ἁγνείας ἀφαγνίσασθαι nach den LXX.), sondern auch für diese die Kosten zu tragen (καὶ δαπάνησον ἐπ' αὐτοῖς); das ist die Bereitwilligkeit, mit der er, wie zuvor im Stillen (XVIII, 22.), sich dieser vorgeschriebenen (4. Mos. VI, 8.) Feierlichkeit nun öffentlich unterzog (σὺν αὐτοῖς ἁγνισθεὶς εἰσῄει εἰς τὸ ἱερὸν κ. τ. λ. V. 26.) und darüber in Gefangenschaft gerieth (V. 27. ff.). Aber Hr. Superintendent H. denkt auch bei diesem Kapitel nur an vota *quaedam* ciuilia von vier hierosolymitanischen Judenchristen, die sich aus ihrer Religion gar nicht ableiten lassen, und stellt dadurch einen Abschnitt der Apostelgeschichte, welcher der Aufklärung so sehr bedarf, wieder in sein altes Dunkel zurück. Wir wenden uns zu den neun Excursen dieser Ausgabe, deren erster *de Iesu Christo in coelum sublato* handelt. Vorsichtiger, wie gewöhnlich, neigt sich der Verfasser zu der anschaulichsten Darstellung dieses Ereignisses hin; er meint, es

richs, nun Superintendent zu Burgdorf bei Celle, seinen Beruf zu diesem Geschäfte hinlänglich bewährt, und wir geben ihm nach einem fleißigen Gebrauche seines Commentars mit Vergnügen das Zeugniß, daß er ihn mit Gelehrsamkeit, Sachkentniß und nach liberalen Ansichten bearbeitet hat. Er folgt meistens den treflichen Vorarbeiten des Hrn. Ritters Eichhorn, an dessen exegetischem Primate in Deutschland Niemand zweifeln wird; die von ihm beigebrachte Literatur ist zwar nicht vollständig, aber doch gewählt; und häufig ist auch sein eigenes Urtheil hinlänglich zur Beistimmung der Leser motivirt. Bei diesem verdienten Lobe können alle nun folgende Gegenerinnerungen keinen andern Endzweck haben, als den, den Verfasser zu ermuntern, daß er bei einer neuen Ausgabe seine Hand nicht von dem Buche abziehen, sondern es zu einer immer höhern Vollkommenheit erheben möge.

Schon in den Prolegomenen der ersten Hälfte (S. 54 ff.) wird der Schwierigkeiten gedacht, die Chronologie der Reisen Pauli nach Jerusalem, besonders der zweiten (II, 30. 12, 25.) mit der eigenen Bestimmung des Apostels (Gal. 2, 1.) auszugleichen. Unser Verfasser läßt daher den

Pau-

Paulus und Barnabas mit Geschenken der Antiochenischen Gemeinde schon vor der Hungersnoth (ante famem ad providenda beneque praeparanda omnia) i. J. 44. nach Jerusalem reisen, weil er diese Landplage selbst in das Jahr 46. sezt; damit nun das zu Gal. 2, 1. stimme; wird auf die sehr zweideutige Autorität der alexandrinischen Chronik (ut videtur, sagt Griesbach zweifelnd von ihr) gelesen, διὰ τεσσάρων ἐτῶν (S. 61). Der Abschreiber sollte ΔΙΑΤΕΣΣΑΡΩΝ copiren; er mahlte zuerst διὰ und stand auf; als er wieder kam, vergaß er seine Mahlerei und pinselte noch einmal δεκατεσσάρων, und so entstand unser iezziger Text; Paulus spricht also in dem Briefe an die Galater von keiner andern Reise nach Jerusalem, als der zweiten i. J. 44. — Die lange Reihe dieser Vermuthungen (S. 52—62) hängt aber an Nichts; denn es ist sonderbar, anzunehmen, die Antiochener hätten schon für eine in zwei Jahren mögliche Hungersnoth ihrer Brüder zu Jerusalem eine Collecte veranstaltet; die Coniectur διὰ τεσσάρων ἐτῶν ist eben so kühn, als von allen Seiten grundlos; und aus der Vergleichung von AG. 15, 1. mit Gal. 2, 4. und AG. 15, 12. und Gal. 2, 7. erhellt, wie

aus

richs, nun Superintendent zu Burgdorf bei Celle, seinen Beruf zu diesem Geschäfte hinlänglich bewährt, und wir geben ihm nach einem fleisigen Gebrauche seines Commentars mit Vergnügen das Zeugniß, daß er ihn mit Gelehrsamkeit, Sachkentniß und nach liberalen Ansichten bearbeitet hat. Er folgt meistens den treflichen Vorarbeiten des Hrn. Ritters Eichhorn, an dessen exegetischem Primate in Deutschland Niemand zweifeln wird; die von ihm beigebrachte Literatur ist zwar nicht vollständig, aber doch gewählt; und häufig ist auch sein eigenes Urtheil hinlänglich zur Beistimmung der Leser motivirt. Bei diesem verdienten Lobe können alle nun folgende Gegenerinnerungen keinen andern Endzweck haben, als den, den Verfasser zu ermuntern, daß er bei einer neuen Ausgabe seine Hand nicht von dem Buche abziehen, sondern es zu einer immer höhern Vollkommenheit erheben möge.

Schon in den Prolegomenen der ersten Hälfte (S. 54 ff.) wird der Schwierigkeiten gedacht, die Chronologie der Reisen Pauli nach Jerusalem, besonders der zweiten (II, 30. 12, 25.) mit der eigenen Bestimmung des Apostels (Gal. 2, 1.) auszugleichen. Unser Verfasser läßt daher den

Pau-

Paulus und Barnabas mit Geschenken der Antiochenischen Gemeinde schon vor der Hungersnoth (ante famem ad providenda beneque praeparanda omnia) i. J. 44. nach Jerusalem reisen, weil er diese Landplage selbst in das Jahr 46. sezt; damit nun das zu Gal. 2, 1. stimme, wird auf die sehr zweideutige Autorität der alexandrinischen Chronik (ut videtur, sagt Griesbach zweifelnd von ihr) gelesen, διὰ τεσσάρων ἐτῶν (S. 61). Der Abschreiber sollte ΔΙΑΤΕΣΣΑΡΩΝ copiren; er mahlte zuerst διὰ und stand auf; als er wieder kam, vergaß er seine Mahlerei und pinselte noch einmal δεκατεσσάρων, und so entstand unser iezziger Text; Paulus spricht also in dem Briefe an die Galater von keiner andern Reise nach Jerusalem, als der zweiten i. J. 44. — Die lange Reihe dieser Vermuthungen (S. 52—62) hängt aber an Nichts; denn es ist sonderbar, anzunehmen, die Antiochener hätten schon für eine in zwei Jahren mögliche Hungersnoth ihrer Brüder zu Jerusalem eine Collecte veranstaltet; die Coniectur διὰ τεσσάρων ἐτῶν ist eben so kühn, als von allen Seiten grundlos; und aus der Vergleichung von AG. 15, 1. mit Gal. 2, 4. und AG. 15, 12. und Gal. 2, 7. erhellt, wie

aus

aus dem genauen Realzusamenhange beider Stellen, unwidersprechlich, daß die Reise, welche Paulus die zweite nennt (πάλιν ἀνέβην Gal. 2, 1.), die dritte des Lukas ist (AG. 15, 2.). Das ὅτε Gal. 1, 15. ist nemlich der terminus a quo, die Bekehrung Pauli um das Jahr 36—37.; die drei ἔπειτα V. 18. 21. K. 2, 1. bezeichnen die Aufeinanderfolge von drei verschiedenen Reisen des Apostels; das διὰ δεκατεσσάρων ἐτῶν aber das ganze Intervall von der Bekehrung des Apostels an, bis zu seiner zweiten Reise nach Jerusalem mit Barnabas (Paulus sagt nicht μετὰ δ. ἔτη, sondern διὰ, *durante* quatuordecim annorum *spatio*, wie AG. 1, 3. Luk. 5, 5.). Zur Vereinigung der verschiedenen Ansichten, welche zwei berühmte Gelehrte, die Herren Doctoren Keil und Vogel, in dem frühern Laufe dieses Journals von der streitigen Stelle genommen haben, hat also Hr. H. auf keine Weise etwas beigetragen. Der erste Gelehrte wird sich auf πάλιν berufen und für die andere Reise Pauli entscheiden; der zweite hingegen, des Rec. verehrter College, wird den ganzen Inhalt des 2. Kap. im Briefe an die Galater in Anspruch nehmen, und sich für die dritte Reise des Apostels erklären. Ohne

ne Schwertstreich kan man diesen Knoten kaum lösen; er sei gewagt; die ganze zweite Reise Pauli AG. 11, 30. 12, 25. beruht entweder auf einem Mißverstande des Lukas, der auch sonst AG. 9, 22—30. mit Gal. 1, 15—21. im vielfachen Widerspruche steht; oder Paulus reißte zwar mit Barnabas aus Antiochien, wurde aber verhindert, Jerusalem zu erreichen, blieb zu Tyrus, oder Cäsarea, bis ihn Barnabas und Markus abholte, und bringt daher diese Reise, weil sie von ihm persönlich nicht ganz vollendet worden war, wie billig, nicht in Anschlag. Ohne eine, oder die andere dieser Hypothesen werden die Apostelgeschichte und der Brief an die Galater ewig im Widerspruche stehen. — K. III, 12. ὡς ἰδίᾳ δυνάμει ἢ εὐσεβείᾳ πεποιηκόσι τοῦ περιπατεῖν αὐτόν, bemerkt unsere Ausgabe gar keine Variante, sondern sagt nur, in dem exegetischen Commentar: legunt *nonnulli* (wer?) ἐξουσίᾳ, quae lectio, ut facilior, *manifesto* respuenda est. Die Wahrheit ist: der Syrer, die Vulgata und Irenäus lesen ἐξουσίᾳ, wie es der Zusammenhang und die Parallele Matth. 21, 24. fordern; die Variante εὐσεβείᾳ und *pietate* entstand wahrscheinlich aus einem compen-

dium

dium scribendi EIA, oder ECIA, und pie; sie ist freilich die schwerere Lesart, aber gänzlich sinnlos, da man durch Pietät Niemanden heilt, und sich die Apostel die Frömmigkeit nicht absprechen konten, ohne sich für Freunde der Impietät zu erklären. — K. X, 33. bei ἐνώπιον τοῦ θεοῦ ist die Variante des cod. D., des Syrers und der Vulgata, welche ἐνώπιον σοῦ lesen, gar nicht verzeichnet; diese Lesart verdient aber große Aufmerksamkeit, weil sonst im zweiten Hemistiche für ὑπὸ τοῦ θεοῦ stehen müßte ὑπ' αὐτοῦ, und sich überdies die gemeine Schrift aus ihr erklären läßt. K. XIII, 20. schließt Hr. H. die Worte ὡς ἔτεσι τετρακοσίοις καὶ πεντήκοντα in Parenthese ein, ohne nur das Geringste dadurch für die chronologische Aufklärung der Stelle zu gewinnen; Lukas folgt hier, wie in dem ganzen Buche, der alexandrinisch-hellenistischen Zeitrechnung, die wir auch bei dem Josephus finden. Ebendas. V. 33. soll nach ψαλμῷ das τῷ πρώτῳ ausgestrichen werden; allein es steht in offenbarer Beziehung auf ἑτέρῳ V. 35.; und überdies würde Lukas dann nicht ἐν ψαλμῷ, sondern ἐν ψαλμοῖς geschrieben haben. K. XXI,

ver-

verläßt unser Editor den Griesbachischen Text, welcher mit Recht ἀποσκευασάμενοι vorzieht, und nimmt dafür ἐπισκευασάμενοι auf. Allein die erste Leseart bleibt die einzig richtige; sie ist lectio recepta von einer überwiegend großen Zahl der Handschriften bestätigt; sie ist die schwerere Lesart, welche aus ἐπισκευασάμενοι nie entstehen konte; sie giebt ferner einen sehr guten Sinn in der hellenistischen Bedeutung des Wortes, Lev. XIV, 36. פִּנָּה praeparavit, LXX ἀποσκευάσαι, Aquila ἐκφορεῖν, vergl. 1 Mos. 24, 31. Jes. 40, 3., wo die LXX für פנה ἑτοιμάζειν haben. In unserer Stelle heist also ἀποσκευασάμενοι praeparantes se, vel efferentes sarcinas sc. e domicilio hospitis. Der Syrer hat daher ܐܬܛܝܒܘ praeparati und eben so die Vulgata. Stände ἐπισκευασάμενοι im Texte, so müßte ἐπὶ τῶν καμήλων, ἵππων, oder etwas Aehnliches folgen. Der Sinn ist klar genug: sie machten zu Cäsarea ihr Gepäcke zurechte und reißten nach Jerusalem.

Wir wenden uns zu den Bemerkungen, in welchen wir uns auf wenige Gegenerinnerungen beschränken wollen. K. I, 25. heißt es zu πορευθῆναι

θῆναι εἰς τὸν τόπον τὸν ἴδιον: so eine eigene Art von Clique, zu welcher er, der Judas, hingehörte, deren er und die seiner würdig war. Welch ein Gedanke! Es ist von der Stelle der Selbstmörder im Hades die Rede (s. St. I. d. Journ. S. 49.). Zu K. XII, 1. wird die bekante Behauptung wiederholt, das Synedrium zu Jerusalem habe unter den römischen Procuratoren Niemanden zum Tode verurtheilen dürfen. Die Stellen Matth. XXVI, 66. Joh. VIII, 7. AG. V, 33. VII, 58. beweisen das Gegentheil hinreichend, anderer Gründe nicht zu gedenken. Ueber bürgerliche Verbrechen entschied allerdings der römische Procurator (Joh. XVIII, 31); Blasphemie und andere kirchliche Frevel hingegen ahndete der hohe Rath nach dem mosaischen Gesetze. Ebend. V. 12. heißt es von der Maria, der Mutter des Markus: *Soror fuit matris Iesu.* Bekanntlich kommen aber im N. T. sechs Marien vor; die Tante Jesu war die Gattin des Clopas (Joh. 19, 25.) und eine von der Mutter des Markus verschiedene Person (s. oben St. II. S. 114. Anm. 8.) Kurz vorher V. 10. soll die πύλη σιδηρᾶ porta *carceris* gewesen seyn, nicht porta urbis: nam a vero *abhorret*, Petrum, vix dum libera-

beratum, denuo intrare urbem, in qua supplicium ei intendebatur, nec potius *subitam fugam* capessere. Allein Petrus, welcher von vier Soldaten bewacht wurde (V. 4.), war den beiden ersten, an die man ihn gekettet hatte, oder hätte ketten sollen (V. 6.), bereits entgangen (V. 7. u. 9.); die *πρώτη φυλακὴ* (V. 10.) stand also vor der Thüre des Zimmers, die *δευτέρα* vor dem Kerker und die *πύλη σιδηρᾶ* war das Hauptthor, welches aus dem von Herodes Agrippa neubefestigtem Quartiere in die Neustadt (Ios. ant. XIX, 7. 2. vergl. B. I. VI, 6.) führte, wohin sich Petrus nach V. 12. vor seiner Entweichung (V. 17.) begeben hatte. K. XIV, 11. zu *Λυκαονιστὶ* läßt es eine sehr kurze Anmerkung unentschieden, ob man in Lystra griechisch, oder assyrisch sprach; nicht einmal Iablonski Dissertation de lingua Lycaonica, Berlin 1714. ist angeführt. Man kan aber aus dem Sprachgebiete der Provinzen innerhalb des Taurus, aus dem Zusammenhange, weil die Lystrenser die griechisch redenden Apostel verstanden, und aus den Homilien des lycaonischen Bischoff's Amphilochus beweisen, daß das herrschende Idiom zu Lystra ein corrupt griechischer Dialect war. K.

XV,

XV, 7. soll ἀφ' ἡμέρων ἀρχαίων so viel als ab incunabulis *rei christianae* und nicht inde a conuersione Cornelii seyn, welche Erklärung H. frostig (*friger et* oratio) nennt. Allein das πρῶτον V. 14. sagt offenbar, daß sich diese kleine Exaggeration auf die dem Petrus selbst unerwartete (X, 34.) Bekehrung der Heiden zu Cäsarea bezieht. Man vergleiche nur das ἐπίσταθε XV, 7. mit διεκρίνοντο XV, 2. K. XV, 3. ist bei γράψαντες τάδε gar nicht bemerkt, ob das letzte Wort eine Abschrift des Briefes, oder nur die allgemeine Angabe des Inhalts (literas huius *fere* argumenti) bezeichnet, welches sich aus vielen Gründen wahrscheinlich machen lässet, und von den wichtigsten Folgen ist. K. XVII, 9. schwankt der Verf. in der Erklärung des ἱκανὸν λαβόντες, quaenam fuerit illa satisfactio. Bekanntlich ist aber ἱκανοδοσία die *satisdatio*, *iudicatum solui*, nach den instit. l. III. tit. II. §. 5. vergl. *Cuiacii* observatt. l. X. c. 29. Ebend. V. 14. πορεύεσθαι ὡς ἐπὶ τὴν θάλασσαν soll ὡς ein attischer Pleonasm seyn; aber aus dem ἤγαγον und ἐξῄεσαν des 15. V. erhellt deutlich, daß Paulus von Berda zu

Lan-

Lande reißte. V. 23. hätte Hr. H. nicht zweifeln sollen, daß die Aufschrift ἀγνώστῳ θεῷ irgend einem unbekanten θεὸς ἐγχώριος gelte. Chrysostomus, dessen Zeugniß von Bedeutung ist, sagt ausdrücklich zu dieser Stelle, daß man, um ja keinen unbekanten Gott zu beleidigen (*Gell.* N. A. II. 28. si Deo, si Deae), solche Altäre zu Athen errichtet hatte, wie dieses nach dem Berichte des *Minucius* (aras exstruunt etiam *ignotis numinibus* et manibus, Octau. c. 6.) auch zu Rom der Fall war. K. XVIII, 5. wird συνείχετο τῷ πνεύματι gegen allen Sprachgebrauch übersezt: *incitabatur* ad evangelium promulgandum. Offenbar ist, der bessern Leseart gemäß, von der συνοχὴ λόγου (2. Cor. II, 4.) die Rede. K. XVIII, 12. wird der Proconsul Gallio bestimmt der Bruder des Seneca genannt. In der That rühmt auch diesen dulcis Gallio des Statius der Philosoph in der Vorrede zum vierten Buche der quaestionum naturalium und nennt ihn Gallionem *fratrem* meum, quem nemo non parum amat: aber läßt es sich erweisen, daß dieses der Proconsul in Achaia war, welchen er *dominum* suum nennt, ohne der brüderlichen Verwandtschaft zu gedenken (illud

mihi

mihi in ore erat *domini* mei *Gallionis*, qui, cum in Achaia febrem habere coepisset, protinus nauem adscendit: ep. CIV.)? In dem bedeutungsvollen 10. V. dieses Kapitels sollen sich die Worte εἶχε γὰρ εὐχὴν auf den Aquilas und ein uns unbekantes votum ciuile desselben beziehen. Allein Lukas schrieb ja nicht die Geschichte des Aquilas, sondern des Paulus; κειράμενος hängt offenbar von ἐξέπλει ab; Aquilas reißte nicht nach Jerusalem, sondern blieb in Ephesus (V. 19.), wo ihm das Bescheeren des Hauptes ganz unnüz war; an dem früheren Nasiräatsgelübde des Paulus läßt sich nach K. XXI, 24. kaum zweifeln; und selbst seine ietzige vierte (nach Paulus selbst dritte) Reise nach Jerusalem, wo er ganz kurze Zeit verweilte, ohne andere Geschäfte zu betreiben (V. 22.), läßt sich einzig nur aus dieser Voraussetzung erklären. Noch deutlicher wird das aus dem δεδεμένος πνεύματι K. XX, 22. und der Beharrlichkeit, mit welcher der Apostel, aller Warnungen ohngeachtet (XXI, 4. 11.), auf der letzten Reise dahin besteht, die durch die Geschäfte seines Apostelberufes keineswegs, sondern, wie es scheint, einzig durch die Gewissenhaftigkeit seines Gelübdes bestimmt war.

Was

Was uns aber keine Bedenklichkeit übrig läßt, das ist der Rath, den die Kirchenvorsteher zu Jerusalem dem Apostel gaben, diesmal nicht nur seine Gelübde öffentlich mit anderen Nasiräern abzulegen (ἁγνίσθητι XXI, 24. הזיר 4. Mos. VI, 2. εὐχὴν ἁγνείας ἀφαγνίσασθαι nach den LXX.), sondern auch für diese die Kosten zu tragen (καὶ δαπάνησον ἐπ' αὐτοῖς); das ist die Bereitwilligkeit, mit der er, wie zuvor im Stillen (XVIII, 22.), sich dieser vorgeschriebenen (4. Mos. VI, 8.) Feierlichkeit nun öffentlich unterzog (σὺν αὐτοῖς ἁγνισθεὶς εἰσῄει εἰς τὸ ἱερὸν κ. τ. λ. V. 26.) und darüber in Gefangenschaft gerieth (V. 27. ff.). Aber Hr. Superintendent H. denkt auch bei diesem Kapitel nur an vota *quaedam* ciuilia von vier hierosolymitanischen Judenchristen, die sich aus ihrer Religion gar nicht ableiten lassen, und stellt dadurch einen Abschnitt der Apostelgeschichte, welcher der Aufklärung so sehr bedarf, wieder in sein altes Dunkel zurück. Wir wenden uns zu den neun Excursen dieser Ausgabe, deren erster *de Iesu Christo in coelum sublato* handelt. Vorsichtiger, wie gewöhnlich, neigt sich der Verfasser zu der anschaulichsten Darstellung dieses Ereignisses hin; er meint, es

lasse sich nicht erweisen, daß die Juden jener Zeit eine Himmelfahrt des Meßias gelehrt hätten (S. 291.) Das Stillschweigen des Matthäus und Lukas von dieser wichtigen Begebenheit sei zufällig und es folge aus ihm gar nichts (*casu* haec acciderunt et ex silentio *nihil* sequitur S. 296); man habe an ihr nicht gezweifelt, bis es die neuere Zeit gewagt habe, alle Wunderereignisse auf die gemeinen Naturgesetze zurük zu führen (306). Allein man kann Hrn. H. mit Recht erwiedern: wenn man den Lukas, der ohnehin kein Apostel war, mit der Unbefangenheit erklären will, die jedem guten Interpreten eines alten Autors leiten soll, so muß man sich von keiner dogmatischen Ansicht bestimmen lassen. Niemand wird so kühn seyn, es zu läugnen, daß die Erhöhung Jesu in den Himmel eine heilige und von vielen Autoren der Schriften des N. T. bestätigte Lehre sei. Es ist aber hier nicht die Rede von dieser Erhöhung selbst, sondern von dem sichtbaren Aufschweben Jesu in den Wolken-, Sternen- und Herrlichkeitshimmel; diese Ansicht ist rein jüdisch, wie wir aus dem alten Buche Sohar und den Targumim zu dem hundert und zehnten Psalme wissen; es läßt sich gar nicht denken, daß Matthäus und Johannes, diese eigentlich glaubwürdigen

Zeu-

Zeugen eine Begebenheit mit Stillschweigen übergangen haben sollten, die für sie ein so hohes Interesse haben, und von jedem Leser als der Schlußstein an dem Baue ihres Evangelii betrachtet werden mußte. So wie uns nun die Berichte der Evangelisten vor Augen liegen, können wir nicht anders urtheilen, als daß über das Aeussere und Locale dieses wichtigen Ereignisses Matthäus und Johannes anders dachten, als Lukas; wer beide Nachrichten, wie Michaelis in der Auferstehungsgeschichte Jesu, vereinigen will, muß sich in Hypothesen herumdrehen, die mit der Zeit, mit dem Charakter Jesu und mit der Denkart seiner Schüler gleich unverträglich sind; nichts kan daher den freimüthigen Ausleger von der Pflicht entbinden, es offen zu bekennen, daß Lukas von den obigen Evangelisten, und allem Anscheine nach von sich selbst [1]) in dieser Erzählung abweicht, und daß der ihm sonst folgende Markus, dessen sechzehntes Kapitel ohnehin mit einer späteren Compi-

1) Evangel. K. XXIV, 50. ἐξήγαγε δὲ αὐτοὺς. Die Coniunction δὲ erläutert sich von selbst durch das μετὰ τὸ λαλῆσαι αὐτοῖς Mark. XVI, 19. und giebt folglich ein anderes chronologisches Datum, als AG. I, 3.

pilation endigt, sich in seiner kurzen Nachricht von der Entfernung Jesu (XVI, 19.) nicht an die Apostelgeschichte, sondern an das Evangelium (XXIV, 50.) anschließt. Wenn man daher auch, wie billig, von allen diesen esoterischen Bemerkungen in der Volksreligion keinen Gebrauch macht, welcher diese sinnliche Darstellung eines höchst entscheidenden Augenblickes für den Erlöser und seine Verehrer so willkommen ist; so sollte man doch in der Wissenschaft, und um allen Einwürfen der Spötter mit einemmale zu begegnen, den köstlichen Ausspruch Plutarchs von der Apotheose des Romulus nicht vergessen: ἀπογνῶναι μὲν οὖν παντάπασι τὴν θειότητα τῆς ἀρετῆς, ἀνόσιον· οὐρανῷ δὲ μιγνύειν γῆν, ἀβέλτερον [2]). Der zweite Excurs handelt *de prima festorum pentecostalium celebratione ab apostolis instituta, deque phaenomenis in ea obviis effectuque, quem ea produxerunt.* Diese Abhandlung ist freimüthiger, als die vorhergehende und theilt sich zwischen den Ansichten Eichhorns und Meyers; es sei nicht von einem wunderbaren Sprachentalente, sondern von der Landessprache die Rede, in welcher jeder Begeisterte in laute Lobpreisungen

2) Vita Romuli c. XXVIII, opp. ed. Reiske vol. I. p. 141 ss.

Gottes ausbrach (S. 326). Der Verfasser hätte seine Meinung, daß sich die Apostel am Pfingstfeste auf dem ὑπερῷον I, 13. vergl. XII, 12.) versamleten, nicht zurüknehmen sollen (S. 317); denn für den Tempel, in dem sie das Morgengebet schon verrichtet hatten, ist die ganze Scene (II, 2. 6.) nicht geeignet. Bei ἐκάθισε (V. 3.) darf man nicht πνεῦμα ἅγιον suppliren (S. 320), sondern πῦρ; auch ist hier nicht von Blitzen (fulgura de coelo delabentia S. 321) die Rede, sondern von Flammen der Vision, wie sie begeisterte Rabbinen am Pfingstfeste so oft sahen. Excurs. III. *fragmenta nonnulla de primorum hominum Christianorum, maxime in ecclesia matre Hierosolymae degentium vita, moribus, institutis.* Mit Recht betrachtet der Verf. die Gütergemeinschaft der ersten Christianer (AG. IV, 32.) als eine essenische Sitte; aber er glaubt, man müsse diese Stelle nicht eigentlich, sondern gnomisch verstehen: τῶν φίλων πάντα κοινά. Dagegen ist offenbar der Zusammenhang und die folgende Erzählung; man muß nur die enger Verbundenen (V, 4.) christlichen Essener von der grösseren Anzahl der Gemeinde überhaupt unterscheiden. Ungern haben wir hier den Gebrauch

der Mosheimischen Dissertation vermißt: *de vera natura communionis bonorum in ecclesia Hierosolymitana* (diss. ad hist. eccl. pert. Vol. II, 1 ss.). Excursus IV. *de πνεύματι ἁγίῳ, quatenus eius in actibus apostolorum mentio iniicitur, fragmenta nonnulla:* fleißig und mit gründlicher Kentniß der Sache bearbeitet. Excurs. V. *de eis, quae praeter naturae leges miro et insolito rerum eventu accidisse in actibus apostolorum perhibentur.* Wir pflichten dem gelehrten Verfasser vollkommen in der Behauptung bei, daß der Interpret des N. T. keinesweges berufen sei, alle Wundergeschichten desselben aufzuklären. Als grammatischer Ausleger muß er sogar offen gestehen, daß die Verfasser in den meisten Fällen ein Wunder haben berichten wollen; es kommt nur darauf an, ob in dem Genius der Zeit und in der Erzählung selbst, so wie in der Natur der berichteten Thatsache nicht entscheidende Gründe liegen, welche uns den Bericht begreiflich machen; hier öffnet sich dem Scharfsinne und der Kühnheit ein weites Feld; sich da zu beschränken, wo man nichts weiß, ist das Princip des wahren Auslegers. Diesen Ansichten gemäß sollen Ananias und Sapphira vor Schrecken gestorben seyn (S. 356); ja

ja der Verfasser verwirft sogar die Meinung derer nicht gänzlich, welche glauben, Petrus habe sie erstochen (Ananiam et Sapphiram a Petro gladio *interfectos* esse — ea, quae sequuntur (Cap. V, 11. 13.) *minime* obstrepunt (S. 357). Die letzte Meinung, die den Petrus zu einem fanatischen Mörder herabwürdigt, ist eben so grundlos, als abscheulich; zwei Schlagflüsse hinter einander aber halten wir für noch wunderbarer, als die Erzählung des jüdischen Strafwunders selbst, an dem aufgeklärte und moralisch-denkende Christen von jeher nicht ohne Ursache Aergerniß genommen haben. Wir stellen uns die Sache so vor: Ananias, nachdem er sich der Unredlichkeit in öffentlicher Versammlung überführt sah, wurde, ergriffen von dem Bewußtseyn seines Betruges, von der Furchtbarkeit des essenischjüdischen [3]) Bannes und der tiefen Ehrfurcht gegen den Petrus, von einem apoplektischen Anfalle gerührt und starb. So fehlt es in der Gemeinde der Herrenhuther nicht an Beispielen, daß man Personen, gegen die man den Bann nur heimlich ausgesprochen hatte [4]), für todt aus der Ver-

3) Ioseph. de B. I. II, 8. 3 und 8.

4) Man vergleiche des würdigen Herrn Superintendenten Scholl Uebersetzung der Geschichte der

ale

Versammlung weggetragen wurden. Einige Zeit nachher starb auch die Wittwe Sapphire; nun erklärte man auch ihren Tod für ein Strafwunder, und diese Tradition nahm Lukas in die früheste Geschichte der hierosolymitanischen Gemeinde auf. Beide Gatten durch ein Machtwort zu tödten, sie in der Versammlung zu entkleiden, einzusargen und zu begraben, das Alles in drei Stunden, und ohne nur der Sapphire von dem schnellen Ende ihres Mannes Nachricht zu geben, wäre eben so unnatürlich, als grausam gewesen. — Die Blindheit des Elymas (AG. XIII, 11.) wird ebenfalls aus dem Schrecken des Sephisten erläutert: wir setzen hinzu, daß man plötzliche Augenschwächen in der alten Welt für Strafen der erzürnten Gottheit hielt (AG. IX, 17. *Philon.* opp. II, 585. Mang. *Ioseph.* ant. XII, 2 13. besonders die schöne Stelle bei dem *Quintus* Smyrn XII, 400 ff. von dem Laocoon. Dieses Thema eignet sich zu einer besonderen exegetischen Abhandlung). Exc. VI. *de difficultatibus nonnullis historicis in actibus apostolorum passim, praesertim in oratione Stephani obuiis.* Der Verf. denkt bei AG. V, 36. an einen gedoppel-

alten und neuen Herrenhuther aus dem Holländischen. Tübingen 1805. S. 180 f.

pelten Theudas (S. 376.), so wie man zu Luk. III, 1. an einen gedoppelten Lysanias denkt, und in dem VII. exc. *de oratione Stephani nonulla*, nimmt er sogar an, man habe die Rede des Stephanus nachgeschrieben (S. 385.) und Lukas liefere sie uns aus diesem Concepte. Hier müßte Rec. ein Buch schreiben, wenn er seine durchaus abweichende Ansichten bemerken und aus den Reden der Apostelgeschichte selbst nachweisen wollte. Der exc. VIII. handelt von AG. XV, 20. und der IXte von der bekanten Variante XX, 28. — Wir wiederhohlen unsere Versicherung, daß alle diese Erinnerungen nur Beweise unserer aufrichtigen Hochachtung für die Gelehrsamkeit des Verfassers sind, und daß wir auch die Bearbeitung der übrigen historischen Bücher des N. T. von seiner Hand mit Vergnügen erwarten. — In der ersten Abtheilung (S. 106) fanden wir zu unserem Schrecken *ἐξελθηναι*, in der zweiten (S. 40.) *conditionate* und den Lieblingsarchaism *veteriores*; kleine Fehler, auf die wir nur der Zukunft wegen aufmerksam machen. Auch werden bei einer neuen Ausgabe anacolutha, wie folgendes (zu XVII, 31.), gänzlich umzuconstruiren seyn: periculum erat, *ne Paulus* — *plura* admiscuisset, *quae* acumine et subtilitate longe *inferior taedio*

dio esse debuerat philosophorum Graecorum ingeniis.

---

4. Würzburg bei Stahel: Das Buch Ruth: Aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt mit einer vollständigen Einleitung, philologischen und exegetischen Erläuterungen von Dr. Georg Stiegler, Kaplan zu Aub, im Großherzogthume Würzburg. II. und 108 S. in gr. 8. 1812.

Diese neue Bearbeitung eines kleinen, aber interessanten Büchleins unsers alttestamentlichen Kanons empfiehlt sich eben so sehr durch eine lehrreiche Einleitung, als durch gehaltvolle Erläuterungen. Gründlichkeit, Unbefangenheit und Anspruchlosigkeit sind der Hauptcharakter derselben. Das Verdienst der Uebersetzung, die abgesondert von den Anmerkungen denselben vorangeht, besteht hauptsächlich in treuer Darstellung des Sinnes, wenn sich gleich gegen die Form derselben Manches erinnern ließe.

Die

Die Einleitung redet vom Namen und Inhalt des Buchs, wobei der Leztere nach den 4 Kapiteln desselben in 4 Scenen, deren Hauptpersonen in der Unterschrift angegeben sind, freilich für das einfache Büchlein fast zu dramatisch, dargestellt wird; von der Absicht des Buches, nämlich ausführliche Nachrichten von der Abkunft Davids aus einer alten rechtschaffenen Familie zu liefern; von der Zeit, in welcher die Handlung gesezt wird, nämlich am wahrscheinlichsten in die Zeit Deboras und Gideons; vom Verfasser und Alter des Buchs, wobei bemerkt wird: der Verfasser lasse sich nicht wohl bestimmen, und er müsse auf iedem Falle lange nach der Begebenheit, vielleicht erst in den spätern Zeiten des jüdischen Reichs, gelebt haben; wenigstens habe die Schrift aus dem spätern Zeitalter dieses Reichs ihre vollendete dermalige Form, welche mitunter einen chaldaisirenden Anstrich habe, erhalten; von der Glaubwürdigkeit des Buchs, die, wenn man auf die einzelnen Züge der Erzählung sehe, auf keinen Fall in Anspruch zu nehmen sei, sondern allein durch die Stammzahl, welche zwischen Nahasson und David nur fünf Glieder zähle, verdächtig werde, wobei aber alle Schwierigkeit mit der

Be-

Bemerkung verschwinde, daß hier, nach der Gewohnheit orientalischer Genealogien, mehrere Zwischenglieder ausgelassen seyn; ferner vom kanonischen Ansehen des Buchs, welches unbezweifelt sey (nur lesen wir ungern bei diesen Untersuchungen S. 19. wiederholt *Origines* statt *Origenes*); von der Brauchbarkeit und dem Werth des Buchs als einer lehrreichen und anziehenden Erzählung, die schöne Charaktere aufstellt; und endlich von der Literatur des Buches. Wir bemerken über diese zum Theil interessant ausgeführten Puncte blos, daß wir bei I, 5. über die Glaubwürdigkeit dieses Buchs von einem so unbefangenen Ausleger gerne die Meinung Augusti's, nach dessen historisch-kritischer Einleitung ins A. T. S. 185 dieses Familien-Gemälde, als historischer Roman, der Poesie mit größerm Rechte angehört, als der Geschichte, (womit nun auch Hr. D. Bertholdt zusammenstimmt, der Theil I. S. 36 seiner schätzbaren Einleitung ins A. und N. T. das Buch Ruth zu den Büchern der romantischen Poesie rechnet) berücksichtigt gesehen hätten.

Die Uebersetzung geht sehr einfach und ungeschmückt fort, wo im Original schlichte erzäh-

len-

lende Prose ist; dagegen wo sich die Sprache etwas mehr hebt, wie dies bei den Dialogen dieses Büchleins öfter der Fall ist, hat der Verfasser mehr rhythmisch, in abgesetzten Zeilen, größtentheils in Jamben, übersetzt. Allein zu geschweigen, daß sich dieser stete Wechsel der Uebersetzung in ungebundener Rede und in metrisch abgesetzten Zeilen etwas sonderbar ausnimmt, so hat diese Uebersetzung sehr viele Härten, besonders durch die sehr gehäuften und oft unnöthigen Elisionen, z. B.

I. 9. Jehova geb' euch wieder einen ruh'gen Sitz.
I. 16. Dein Volk ist auch das Mein'ge,
Dein Gott, der ist der Meinig'.
II. 5. Wem g'hört dies Mädchen an?
II. 21. Er sagt' mir auch: halt ferner dich zu mein'm Gesind',
Bis meine ganze Aerndt' vollendet ist.
III. 1. Mein' Tochter, sollt ich denken nicht darauf,
Dir zu verschaffen einen ruh'gen Sitz,
Daß dirs wohl gieng?

Diese Proben dienen zugleich zum Beleg, wie steif diese Uebersetzung in manchen Stellen ist; aber

aber sie hat auch noch andere Härten durch unnöthige Dehnungen, wie

III. 4. Dann wird er dir schon sagen, was du thuen sollst;

oder durch Inversionen, wie

III. 9. Ruth ich bin (,) dein Magd; statt: Ruth bin ich, deine Magd.

Indeß alles dies zeugt blos von einer gewissen Ungewandtheit im Uebersetzen, und von Mangel an einem feinen Tact; dagegen Rec. eben so aufrichtig gestehen muß, daß, wenn gleich Ton und Form der Uebersetzung hin und wieder verfehlt sind, der Sinn nicht leicht verfehlt ist.

Doch auf jeden Fall verdienstvoller als die Uebersetzung sind die in philosophischer und antiquarischer und zum Theil selbst in praktischer Hinsicht sehr lehrreichen Anmerkungen, bei denen es uns im Ganzen blos aufgefallen ist, daß der Verfasser z. B. S. 55. 57. mehrere zur Erläuterung beigebrachte mosaische Gesetze, wie einfache Prose sie auch enthalten, gleichfalls in einer metrischen Uebersetzung eingeschaltet hat, die sich aber durch ähnliche Elisionen und andere Härten, wie die Uebersetzung unsers Buchs, auszeichnet.

Wir

Wir können als die gehaltvollsten Anmerkungen blos die Bemerkung zu K. I, 13. unter עָגֵן, welches Hr. St. durch detinuit erklärt, in philologischer Hinsicht; die Bemerkung zu I, 8. über עִמָּכֶם statt עִמָּכֶן u. s. w., in grammatischer Hinsicht; die Bemerkung zu I, 22. und zu II, 2. über die Gersten-Ernte, zu II, 10. über die orientalischen Ehrenbezeugungen, zu II, 14. über die Mahlzeit der Orientaler, besonders über geröstete Aehren, zu II, 17. über die verschiedenen Arten zu dreschen im Orient, zu II, 20. über den Goel, zu III, 2. über das Wurfeln (der Verf. schreibt worfeln) oder Wurfschaufeln des Korns, zu III, 3. über das Salben der Orientaler, zu III, 4. und IV, 5. über die Levirats-Ehe, zu III, 9. über die Bettdecke des Morgenländers, zu IV, 3. vom Verkauf eines Erbackers bei den Hebräern bis zum Jubeljahr, in antiquarischer Hinsicht; und endlich ausser mehrern belehrenden Winken der Einleitung, noch die Bemerkungen zu K. I, 17. II, 11. 13. 16. 19. 20. III, 4. 10. 17. in praktischer Hinsicht auszeichnen; und müssen uns allein auf die Erinnerung beschränken: daß die Verwechselung des suffixi masculini und feminini I, 8. nicht sowohl, wie dort be-

bemerkt wird, darauf führen möchte, daß beide generis communis wären, sondern vielmehr auf einen Archaismus, da man das genus noch nicht so genau unterschied, vielleicht auch auf einen Provincialismus, der hierin weniger genau distinguirte, hinzuführen scheint. Wir wünschen von einem solchen Verfasser gerne mehrere und umfassendere Versuche dieser Art zu erhalten. Nur würden wir in diesem Fall doch rathen, vorzüglich in den antiquarischen Anmerkungen auch das ne quid nimis zu beobachten.

5.

5. Leipzig, bei Barth. Ern. Frid. Car. Rosenmülleri, ling. arab. in Acad. Lips. Prof. Scholia in vet. testam. Partis VIIae Proph. minores continentis Volumen secundum. Lips. 1813. 420. S. 8.

Auch unter dem Titel:

Prophetae minores annotatione perpetua illustravit E. F. C. Rosenmüller. Volumen secundum. Amos, Abadjas et Ionas etc.

Da wir nicht nöthig haben, über die Einrichtung dieser Scholien, deren Werth und Brauchbarkeit längstens anerkant ist, ausführlichen Bericht abzustatten, so wollen wir nur einige der vorzüglichsten Bemerkungen des Hrn. V. auszeichnen. Daß der Aufenthalt des Amos, Thekoa, im Stamme Juda, nicht Aser, lag, ist zur Genüge ausgeführt; minder richtig aber wohl K. 1, 1. Israel in der weitläuftigen Bedeutung, daß auch Ju-

der Mosheimischen Dissertation vermißt: *de vera natura communionis bonorum in ecclesia Hierosolymitana* (diss. ad hist. eccl. pert. Vol. II, 1 ss.). Excursus IV. *de πνεύματι ἁγίῳ, quatenus eius in actibus apostolorum mentio iniicitur, fragmenta nonnulla:* fleissig und mit gründlicher Kentniß der Sache bearbeitet. Excurs. V. *de eis, quae praeter naturae leges miro et insolito rerum eventu accidisse in actibus apostolorum perhibentur.* Wir pflichteu dem gelehrten Verfasser vollkommen in der Behauptung bei, daß der Interpret des N. T. keineswegs berufen sei, alle Wundergeschichten desselben aufzuklären. Als grammatischer Ausleger muß er sogar offen gestehen, daß die Verfasser in den meisten Fällen ein Wunder haben berichten wollen; es kommt nur darauf an, ob in dem Genius der Zeit und in der Erzählung selbst, so wie in der Natur der berichteten Thatsache nicht entscheidende Gründe liegen, welche uns den Bericht begreiflich machen; hier öffnet sich dem Scharfsinne und der Kühnheit ein weites Feld; sich da zu beschränken, wo man nichts weiß, ist das Princip des wahren Auslegers. Diesen Ansichten gemäß sollen Ananias und Sapphira vor Schrecken gestorben seyn (S. 356); ja

ja der Verfasser verwirft sogar die Meinung derer nicht gänzlich, welche glauben, Petrus habe sie erstochen (Ananiam et Sapphiram a Petro gladio *interfectos* esse — ea, quae sequuntur (Cap. V, 11. 13.) *minime* obstrepunt (S. 357). Die letzte Meinung, die den Petrus zu einem fanatischen Mörder herabwürdigt, ist eben so grundlos, als abscheulich; zwei Schlagflüsse hinter einander aber halten wir für noch wunderbarer, als die Erzählung des jüdischen Strafwunders selbst, an dem aufgeklärte und moralisch-denkende Christen von jeher nicht ohne Ursache Aergerniß genommen haben. Wir stellen uns die Sache so vor: Ananias, nachdem er sich der Unredlichkeit in öffentlicher Versammlung überführt sah, wurde, ergriffen von dem Bewußtseyn seines Betruges, von der Furchtbarkeit des essenischjüdischen [3]) Bannes und der tiefen Ehrfurcht gegen den Petrus, von einem apoplektischen Anfalle gerührt und starb. So fehlt es in der Gemeinde der Herrenhuther nicht an Beispielen, daß man Personen, gegen die man den Bann nur heimlich ausgesprochen hatte [4]), für todt aus der Ver-

3) Ioseph. de B. I. II, 8. 3 und 8.

4) Man vergleiche des würdigen Herrn Superintendenten Scholl Uebersetzung der Geschichte der ab-

Versammlung weggetragen wurden. Einige Zeit nachher starb auch die Wittwe Sapphire; nun erklärte man auch ihren Tod für ein Strafwunder, und diese Tradition nahm Lukas in die früheste Geschichte der hierosolymitanischen Gemeinde auf. Beide Gatten durch ein Machtwort zu tödten, sie in der Versammlung zu entkleiden, einzusargen und zu begraben, das Alles in drei Stunden, und ohne nur der Sapphire von dem schnellen Ende ihres Mannes Nachricht zu geben, wäre eben so unnatürlich, als grausam gewesen. — Die Blindheit des Elymas (AG. XIII, 11.) wird ebenfalls aus dem Schrecken des Sephisten erläutert: wir setzen hinzu, daß man plötzliche Augenschwächen in der alten Welt für Strafen der erzürnten Gottheit hielt (AG. IX, 17. *Philon.* opp. II, 585. Mang. *Ioseph.* ant. XII, 2 13. besonders die schöne Stelle bei dem *Quintus* Smyrn XII, 400 ff. von dem Laocoon. Dieses Thema eignet sich zu einer besonderen exegetischen Abhandlung). Exc. VI. *de difficultatibus nonnullis historicis in actibus apostolorum passim, praesertim in oratione Stephani obuiis.* Der Verf. denkt bei AG. V, 36. an einen gedop-

pel-

alten und neuen Herrenhuther aus dem Holländischen. Tübingen 1805. S. 180 f.

pelten Theudas (S. 376.), so wie man zu Luk. III, 1. an einen gedoppelten Lysanias denkt, und in dem VII. exc. *de oratione Stephani nonulla*, nimmt er sogar an, man habe die Rede des Stephanus nachgeschrieben (S. 385.) und Lukas liefere sie uns aus diesem Concepte. Hier müßte Rec. ein Buch schreiben, wenn er seine durchaus abweichende Ansichten bemerken und aus den Reden der Apostelgeschichte selbst nachweisen wollte. Der exc. VIII. handelt von AG. XV, 20. und der IXte von der bekanten Variante XX, 28. — Wir wiederhohlen unsere Versicherung, daß alle diese Erinnerungen nur Beweise unserer aufrichtigen Hochachtung für die Gelehrsamkeit des Verfassers sind, und daß wir auch die Bearbeitung der übrigen historischen Bücher des N. T. von seiner Hand mit Vergnügen erwarten. — In der ersten Abtheilung (S. 106) fanden wir zu unserem Schrecken εξελθηναι, in der zweiten (S. 40.) *conditionate* und den Lieblingsarchaism *veteriores*; kleine Fehler, auf die wir nur der Zukunft wegen aufmerksam machen. Auch werden bei einer neuen Ausgabe anacolutha, wie folgendes (zu XVII, 31.), gänzlich umzuconstruiren seyn: periculum erat, *ne Paulus* — *plura* admiscuisset, *quae* acumine et subtilitate longe *inferior taedio*

dio esse debuerat philosophorum Graecorum ingeniis.

---

4. Würzburg bei Stahel: Das Buch Ruth. Aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt mit einer vollständigen Einleitung, philologischen und exegetischen Erläuterungen von Dr. Georg Stiegler, Kaplan zu Aub, im Großherzogthume Würzburg. II. und 108 S. in gr. 8. 1812.

Diese neue Bearbeitung eines kleinen, aber interessanten Büchleins unsers alttestamentlichen Kanons empfiehlt sich eben so sehr durch eine lehrreiche Einleitung, als durch gehaltvolle Erläuterungen. Gründlichkeit, Unbefangenheit und Anspruchlosigkeit sind der Hauptcharakter derselben. Das Verdienst der Uebersetzung, die abgesondert von den Anmerkungen denselben vorangeht, besteht hauptsächlich in treuer Darstellung des Sinnes, wenn sich gleich gegen die Form derselben Manches erinnern ließe.

Die

Die Einleitung redet vom Namen und Inhalt des Buchs, wobei der Leztere nach den 4 Kapiteln desselben in 4 Scenen, deren Hauptpersonen in der Unterschrift angegeben sind, freilich für das einfache Büchlein fast zu dramatisch, dargestellt wird; von der Absicht des Buches, nämlich ausführliche Nachrichten von der Abkunft Davids aus einer alten rechtschaffenen Familie zu liefern; von der Zeit, in welcher die Handlung gesezt wird, nämlich am wahrscheinlichsten in die Zeit Deboras und Gideons; vom Verfasser und Alter des Buchs, wobei bemerkt wird: der Verfasser lasse sich nicht wohl bestimmen, und er müsse auf iedem Falle lange nach der Begebenheit, vielleicht erst in den spätern Zeiten des jüdischen Reichs, gelebt haben; wenigstens habe die Schrift aus dem spätern Zeitalter dieses Reichs ihre vollendete dermalige Form, welche mitunter einen chaldaisirenden Anstrich habe, erhalten; von der Glaubwürdigkeit des Buchs, die, wenn man auf die einzelnen Züge der Erzählung sehe, auf keinen Fall in Anspruch zu nehmen sei, sondern allein durch die Stammzahl, welche zwischen Nahasson und David nur fünf Glieder zähle, verdächtig werde, wobei aber alle Schwierigkeit mit der

Be-

Bemerkung verschwinde, daß hier, nach der Gewohnheit orientalischer Genealogien, mehrere Zwischenglieder ausgelassen seyn; ferner vom kanonischen Ansehen des Buchs, welches unbezweifelt sey (nur lesen wir ungern bei diesen Untersuchungen S. 19. wiederholt *Origines* statt *Origenes*); von der Brauchbarkeit und dem Werth des Buchs als einer lehrreichen und anziehenden Erzählung, die schöne Charaktere aufstellt; und endlich von der Literatur des Buches. Wir bemerken über diese zum Theil interessant ausgeführten Puncte blos, daß wir bei I, 5. über die Glaubwürdigkeit dieses Buchs von einem so unbefangenen Ausleger gerne die Meinung Augusti's, nach dessen historisch-kritischer Einleitung ins A. T. S. 185 dieses Familien-Gemälde, als historischer Roman, der Poesie mit größerm Rechte angehört, als der Geschichte, (womit nun auch Hr. D. Bertholdt zusammenstimmt, der Theil I. S. 36 seiner schätzbaren Einleitung ins A. und N. T. das Buch Ruth zu den Büchern der romantischen Poesie rechnet) berücksichtigt gesehen hätten.

Die Uebersetzung geht sehr einfach und ungeschmückt fort, wo im Original schlichte erzäh-

len-

lende Prose ist; dagegen wo sich die Sprache etwas mehr hebt, wie dies bei den Dialogen dieses Büchleins öfter der Fall ist, hat der Verfasser mehr rhythmisch, in abgesetzten Zeilen, größtentheils in Jamben, übersetzt. Allein zu geschweigen, daß sich dieser stete Wechsel der Uebersetzung in ungebundener Rede und in metrisch abgesetzten Zeilen etwas sonderbar ausnimmt, so hat diese Uebersetzung sehr viele Härten, besonders durch die sehr gehäuften und oft unnöthigen Elisionen, z. B.

I. 9. Jehova geb' euch wieder einen ruh'gen Sitz.
I. 16. Dein Volk ist auch das Mein'ge,
Dein Gott, der ist der Meinig'.
II. 5. Wem g'hört dies Mädchen an?
II. 21. Er sagt' mir auch: halt ferner dich zu mein'm Gesind',
Bis meine ganze Aerndt' vollendet ist.
III. 1. Mein' Tochter, sollt ich denken nicht darauf,
Dir zu verschaffen einen ruh'gen Sitz,
Daß dirs wohl gieng?

Diese Proben dienen zugleich zum Beleg, wie steif diese Uebersetzung in manchen Stellen ist; aber

aber sie hat auch noch andere Härten durch unnöthige Dehnungen, wie

III. 4. Dann wird er dir schon sagen, was du thuen sollst;

oder durch Inversionen, wie

III. 9. Ruth ich bin (,) dein Magd; statt: Ruth bin ich, deine Magd.

Indeß alles dies zeugt blos von einer gewissen Ungewandtheit im Uebersetzen, und von Mangel an einem feinen Tact; dagegen Rec. eben so aufrichtig gestehen muß, daß, wenn gleich Ton und Form der Uebersetzung hin und wieder verfehlt sind, der Sinn nicht leicht verfehlt ist.

Doch auf jeden Fall verdienstvoller als die Uebersetzung sind die in philosophischer und antiquarischer und zum Theil selbst in praktischer Hinsicht sehr lehrreichen Anmerkungen, bei denen es uns im Ganzen blos aufgefallen ist, daß der Verfasser z. B. S. 55. 57. mehrere zur Erläuterung beigebrachte mosaische Gesetze, wie einfache Prose sie auch enthalten, gleichfalls in einer metrischen Uebersetzung eingeschaltet hat, die sich aber durch ähnliche Elisionen und andere Härten, wie die Uebersetzung unsers Buchs, auszeichnet.

Wir

Wir können als die gehaltvollsten Anmerkungen blos die Bemerkung zu K. I, 13. unter תֵּעָגֵ֫נָה, welches Hr. St. durch detinuit erklärt, in philologischer Hinsicht; die Bemerkung zu I, 8. über עִמָּכֶם statt עִמָּכֶן u. s. w., in grammatischer Hinsicht; die Bemerkung zu I, 22. und zu II, 2. über die Gersten-Ernte, zu II, 10. über die orientalischen Ehrenbezeugungen, zu II, 14. über die Mahlzeit der Orientaler, besonders über geröstete Aehren, zu II, 17. über die verschiedenen Arten zu dreschen im Orient, zu II, 20. über den Goel, zu III, 2. über das Wurfeln (der Verf. schreibt worfeln) oder Wurfschaufeln des Korns, zu III, 3. über das Salben der Orientaler, zu III, 4. und IV, 5. über die Levirats-Ehe, zu III, 9. über die Bettdecke des Morgenländers, zu IV, 3. vom Verkauf eines Erbackers bei den Hebräern bis zum Jubeljahr, in antiquarischer Hinsicht; und endlich ausser mehrern belehrenden Winken der Einleitung, noch die Bemerkungen zu K. I, 17. II, 11. 13. 16. 19. 20. III, 4. 10. 17. in praktischer Hinsicht auszeichnen; und müssen uns allein auf die Erinnerung beschränken: daß die Verwechselung des suffixi masculini und feminini I, 8. nicht sowohl, wie dort

be-

bemerkt wird, darauf führen möchte, daß beide generis communis wären, sondern vielmehr auf einen Archaismus, da man das genus noch nicht so genau unterschied, vielleicht auch auf einen Provincialismus, der hierin weniger genau distinguirte, hinzuführen scheint. Wir wünschen von einem solchen Verfasser gerne mehrere und umfassendere Versuche dieser Art zu erhalten. Nur würden wir in diesem Fall doch rathen, vorzüglich in den antiquarischen Anmerkungen auch das ne quid nimis zu beobachten.

---

5. Leipzig, bei Barth. Ern. Frid. Car. Rosenmülleri, ling. arab. in Acad. Lips. Prof. Scholia in vet. testam. Partis VIIae Proph. minores continentis Volumen secundum. Lips. 1813. 420. S. 8.

Auch unter dem Titel:

Prophetae minores annotatione perpetua illustravit E. F. C. Rosenmüller. Volumen secundum. Amos, Abadjas et Ionas etc.

Da wir nicht nöthig haben, über die Einrichtung dieser Scholien, deren Werth und Brauchbarkeit längstens anerkant ist, ausführlichen Bericht abzustatten, so wollen wir nur einige der vorzüglichsten Bemerkungen des Hrn. R. auszeichnen. Daß der Aufenthalt des Amos, Thekoa, im Stamme Juda, nicht Aser, lag, ist zur Genüge ausgeführt; minder richtig aber wohl K. 1, 1. Israel in der weitläuftigen Bedeutung, daß auch Ju-

Juda mit eingeschlossen sey, genommen worden. Denn Letzteres wird immer nur beiläufig angeführt, das Reich der 10 Stämme ist stets der Hauptgegenstand der Rede des Amos; und so viel ich bemerken kan, wird sonst nicht leicht von den nach der Trennung des Reichs lebenden Schriftstellern, der Name Israel so allgemein gebraucht, wenn nicht gerade von älterer Volksgeschichte die Rede ist. Daher selbst K. 3. es heißt: Bedenkt doch nur ihr Israeliten, was Jehova gegen die ganze Nation die er aus Egypten herausführte, äusserte. K. 1, 5. אֵשׁ und להבה wird eigentlich von feindlicher Verheerung der Städte durch Brand erklärt und V. 6. גָּלוּת שלמה captivitas integra übersetzt. Das למען הרחיב את־גבולם ist sehr gut aus der alten Volksgeschichte Richt. 11, 13., wo schon Jephta die alten Ansprüche der Ammoniten für verjährt erklärte, erläutert, wie auch Justi in seiner Uebersetzung des Amos gethan hat. K. 2, 7. Das Schwere השאפים על עפר־ארץ בראש דלים erklärte Hr. R. *qui in id anhelant*, et toti in hoc incumbunt, *ut sit pulvis* (עַל־עָפָר pro לִהְיוֹת עָפָר) *in capite tenuium*, i. e. ut humi eos raptent et distrahant, ut eorum capita pulvere terrae, quam cal-

cant

cant suis pedibus, aspergant et compleant, ut oppressione sua vexatos in luctum coniiciant. Das Herumziehen und Schleifen auf der Erde ist etwas gesucht. עפר heißt doch wohl in solcher Verbindung wie hier, nichts mehr und nichts weniger, als Ps. 22, 30., Sachen oder Personen von geringem Werthe, und der Sinn, den hier jede Erklärung geben muß, ist nach dem Sinne des Parallelismus: selbst des geringen Vermögens der Armen suchen sie sich zu bemächtigen. Sehr schön und kritisch ist der Unterschied zwischen ענוים und עניים auseinandergesetzt, da erstere eigentlich mansueti, die andern afflicti sind. Bei למען in diesem Verse würde Recens. doch lieber die effectuelle, als die causative Bedeutung vorgezogen haben. Wodurch ihr meinen Namen entheiligt, lieber, als: um zu entheiligen rc.; denn die Israeliten thaten dies ja nicht gerade in der schlimmen Absicht, den Jehova gleichsam herabzuwürdigen und ihm Troz zu bieten, aber Folge ihrer Aufführung war dies. Eben so kann ich kaum glauben, daß V. 9. den Israeliten besonders die vorsorglichen Wohlthaten Gottes in Vertreibung der Amoriter oder Canamiter vorgehalten worden, quia de-

decem tribus, utpote maior populi numerus, Israelitarum nomine vocabantur et gloriabantur, ideo ipsis haec exprobrat. Die allgemeinen Wohlthaten des allgemeinen Nationalgottes giengen das ganze Volk an, und eben Rücksicht auf diese allgemeinen Wohlthaten hätten die Israeliten nicht vom allgemeinen Nationalgott trennen sollen. Auch darüber möchte ich mit dem Hrn. Verfasser rechten, ob in diesem Verse gerade die riesenmäßige Größe der Canaaniter, oder vielmehr das Imposante der Nationen gemeint sei. K. 3, 12. möchte wohl die Härte der Construction, die Hr. R. der Döderleinischen Erklärung (die doch eigentlich Faber in seinen Anmerkungen zu Harmar zuerst aufbrachte): ברמשק ערש auf seidenen, damascenischen, oder Prachtsopha's vorwirft, indem es dann wohl besser בערש רמשק hätte heissen sollen, seine eigene Erklärung: *sic evadent Israelitae, qui habitant in Samaria in angulo lecti, et in Damasco in strato*, wo nicht mehr, doch gewiß eben so stark treffen können; denn auch da fehlt entweder vor ערש das ב, oder es ist ein Wort, das dem פאת parallel ist ausgelassen; zu geschweigen, daß zwischen der Hauptstadt des

Rei-

Reiches, Samaria, und der vielleicht nur temporären, eroberten Stadt Damascus, keine rechte Harmonie ist. Eben so gut, und vielleicht besser, würde Jerusalem genannt worden seyn, wenn die angeführte Stelle 2 König 14, 28. historisch richtig und besonders der Ausdruk ליהודה בישראל genau erklärt würde. Dahingegen, sobald man דמשק nicht gerade für Seide, sondern für seidene Teppiche nimmt, Parallelismus und Grammatik bei der Uebersetzung: die in Samaria im Winkel des Sopha und auf seidenen Polstern des Ruhebettes sitzen, schwerlich etwas zu erinnern haben mögten. Denn die Handschriften, wenn sie auch, welches doch selten geschieht, das diakritische Pünktchen über das ש setzen, haben es in unserer Stelle bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel. Kap. 4, 1. sind die basanitischen Kühe die Reichen und Schwelgenden der vornehmeren Volksklasse, die wegen ihrer Weichlichkeit und Schwelgerei Kühe genannt werden. Ueber die folgenden Verse dieses Kapitels habe ich nichts besonders gefunden; die gewöhnlichen und bekanten Erklärungen sind aber sehr deutlich auseinandergesetzt. Die לשלשת ימים darzubringenden Ze-

henden versteht Hr. R. ironisch wie Aben Esra. Spottend sage Amos, sie sollten, die sonst nur im dritten Jahre darzubringen befohlenen Zehenden, um ja nichts zu wenig zu thun, ihren Gözen lieber alle drei Tage darbringen. Von V. 6. bis V. 11. an zieht er die Uebersetzung im Imperfectum, der von Mehreren angenommenen Uebersetzung im Futurum vor. V. 10. ist die mir sehr wahrscheinliche Erklärung des בדרך מצרים, daß die Pest gewöhnlich ihren Ursprung in Aegypten nimt, und sich von da nach Asien und Europa ausbreitet, übergangen worden; obgleich auch die Erklärung aus Jes. 10, 24. 26. sich gut hören läßt. Indem nun V. 12. auf den 2. und 3. Vers bezogen wird: so schließt sich die Rede des vierten Kapitels mit Ermahnung zur Buße und einer schönen Darstellung der Allmacht Gottes. Kap. 5, 9. nimmt Hr. R. das Wort שׂד passivisch, qui refocillat vastationem, i. e. devastatum, der dem Unterdrükten gegen den Mächtigern beistehet. V. 10. bestätigt sich die vom Grotius schon angenommene Erklärung, *oderunt*, qui *in porta* sunt, i. e. judices, *recte monentem*, schon durch die Accente, indem בַּשַּׁעַר nicht zu מוכיח, sondern zu שנאו gezogen wird. Es

ist

ist überhaupt ein besonderer Vorzug der Rosenmüllerischen Erklärungsart, daß er nicht nach Veränderungen des Textes, oder verschiedenen Lesarten mühsam hascht, sondern lieber sucht, die angegebene Texteslesart, selbst in den Mikrologien, zu erläutern, und nach ihnen den Sinn meistens glüklich, wenigstens annehmbar zu bestimmen. Daher wird man nicht viele veränderte Lesarten vorgeschlagen finden. Eben so ist die beständige Rüksicht auf die alten griechischen, die chaldäische und syrische Uebersetzungen, besonders mit Zuziehung des Hieronymus und Benutzung der Vaterischen Ausgabe des Amos, eine vortrefliche, nuzbare Seite dieses Commentars. Kap. 5, 25. 26. Im ersten Verse wird das He für interrogativ angenommen, und dahin erklärt, daß die Opfer in den vierzig Wanderungsjahren nicht mit den gehörigen Gesinnungen und vermengt mit Gözzenopfern dargebracht worden wären; der 26te Vers aber heißt *atque gestastis statuam* (vel *palum*) סִכּוּת *regis* (i. e. Dei) *vestri*, *et coaptationem* (typum) *simulacrorum vestrorum*, (i. e. idolorum vestrorum); so daß כִּיּוּן monumentum, effigiatum im appellativen Sinne von כּוּן efformare ist. Doch ist auf die gewöhnlichen

lichen Erklärungen, nach welchen כִּיּוּן Saturn seyn soll, mit vieler Gelehrsamkeit Rüksicht genommen worden. Durch die vorhin angeführten Grundsätze geleitet, zieht Hr. R. Kap. 6, 1. die ältere Erklärung von שאננים *vae tranquillis!* vor, und glaubt, daß dieß Kapitel auch die Juden oder das davidische Reich betreffe, worüber hier wenigstens der Ort nicht ist, zu streiten. Wahrscheinlich aus den nehmlichen Ursachen wird V. 2. gesagt, daß die LXX. und Hieronymus dem יקום eine transitive und intransitive Bedeutung beigelegt hätten, wo meines Bedünkens, die so leichte, veränderte Lesart יקים statt יקום leichter anzunehmen gewesen wäre. Cap. 8, 8. wird aber doch כיאר aus K. 9, 5. statt כאר angenommen. Was V. 12. die Schifffahrten, oder die weiten Reisen zur See, beim Ausdrucke מים עד ים thun sollen, kann ich nicht recht einsehen, da durch diesen Ausdruck, so wie durch den folgenden מצפון ועד מורח nur die Himmelsgegenden und die dazwischen liegenden Länder, hier ganz Palästina, vom mittelländischen Meere bis an das todte Meer gemeint seyn können.

Be-

Beschluß der im vorigen Stücke S. 212 abgebrochenen Recension: Das Messiasreich, von Ballenstedt.

Ueber die Bedeutung des Wortes πνευμα.

Es werden aus Philo die verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes aufgezählt, und ihre Entwickelung gezeigt. Vorzugsweise ist das πνευμα (oder nach der formula plena das πν. ἁγιον) das Princip der göttlichen Eingebung, welches z. B. in allen Propheten des A. T. gewirkt hat. Von dem λογος ist dasselbe in sofern verschieden, als dieser die dirigirende, das πνευμα ἁγιον aber die wirkende Kraft bei der göttlichen Inspiration ist. Um nun den Messias über alle Menschen, die jemals unter dem Einflusse des πν. ἁγ. gestanden sind, hinaufzusetzen, hat man geglaubt, daß sich der λογος körperlich mit ihm vereinigen werde, damit er ein gezeugter und geborner Prophet würde. Daher wird dann in dem Evangelium Johannis Jesus als der geborne Christus dargestellt; er war es durch das Recht und den Vorzug

zug seiner Geburt, weil der λογος sich in sein Fleisch gesenkt hat: Das Wort ward Fleisch, heißt es auf eine imposante Weise. Hingegen von den Propheten wurde nur gesagt: Das Wort des Herrn geschahe zu den Propheten. Am Schlusse dieser Anzeige bemerken wir, daß des Verfassers lange und genaue Bekantschaft mit den Schriften des Philo, welche ihm übrigens zu nicht gemeiner Ehre gereicht und welcher wir auch diese interessante Schrift verdanken, auf seinen Vortrag einen etwas nachtheiligen Einfluß äussert. Er spielt, gleich seinem Muster, gern mit den Begriffen, er liebt Digressionen und declamirt oft. Auch haben wir S. 61. einen Ausdruck gefunden, welcher unter der Würde des Gegenstandes ist. Er sagt von dem Täufer, er habe geahndet, daß nicht er selbst die Früchte seiner Bemühungen ärndten werden, sondern daß Jesus die Braut heimführen würde.

II.

II. Glaubenslehre.

6. Tübingen bei Cotta: Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion. Fortgesetzt von Dr. Friedrich Gottlieb Süskind. Siebzehntes Stück. 180 S. in 8. 1812.

Fortdauernd behauptet sich dieses Magazin in dem Werthe, den ihm eine Reihe bedächtlicher Forschungen, besonders auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie, und in Beziehung auf die zu rasche Neuerungssucht der letzten Zeit, gesichert hat. Wir erhalten diesmal I. eine Prüfung der Schellingischen Lehre von Gott, Weltschöpfung, Freiheit, moralischem Guten und Bösen. S. 1—164. Herr Dr. Süskind, der Verfasser dieser scharfsinnigen Abhandlung, verwahrt sich in dem Vorberichte gegen

gen ieden Vorwurf der Partheilichkeit; er habe es durchaus nur mit der Lehre Schellings zu thun, so wie sie in seiner Abhandlung über die Freiheit in dem ersten Theile seiner philosophischen Schriften, und in dem Denkmale rc. vorgetragen ist, und nicht mit seiner Person; iene könne man bedenklich finden, ohne deßwegen dem Charakter zu nahe zn treten. Diese Lehre prüft er nun in ihrem ganzen Zusammenhange mit einer Bestimmtheit, Schärfe und Klarheit, die ihre Unhaltbarkeit iedem Unbefangenen vollkommen ins Licht stellt, und wenigstens den christlichen Theolgen künftig abhalten wird, von ihren Hauptsätzen in dem Vortrage der Glaubenslehre weiter Gebrauch zu machen. Bei der genauen Verbindung der Ideen dieses Aufsatzes ist zwar ein vollständiger Auszug nicht möglich; indessen werden schon die vorzüglichsten Gegenbemerkungen desselben hinreichen, unser Urtheil zu bestätigen. Bei der Prüfung der Schellingischen Lehre von dem höchsten Wesen komt es nämlich vorzüglich darauf an, ob man sagen könne, daß der Grund der Existenz Gottes ein dunkles, noch bewußtloses Princip in ihm selbst sei: ob aus diesem Grunde, als dem prius, sich Gott erst im eminenten Sinne evol-

vire:

vire; ob Gott dadurch eine Person werde, daß sich die Dualität seines intelligenten und nicht intelligenten Princips in der Liebe vereinige; ob diese Persönlichkeit Gottes dadurch ihre Vollkommenheit erhalte, daß Gott in der Schöpfung sich ausbreite und durch alle Periode derselben bis ans Ende sich verwirkliche; und ob endlich der Mensch ein aus dem dunklen Princip Gottes hervorgehendes Centralwesen in Gott sei? Herr Dr. Süskind erinnert dagegen: „Wir sind überall nicht berechtiget, einen von Gott verschiedenen Grund seiner Existenz anzunehmen; es führt das nothwendig zur Frage von dem Grunde dieses Grundes, wodurch der Begriff der göttlichen Aseität, als der Nothwendigkeit seines Seyns ausser der Zeit, zerstört und somit der Begriff Gottes selbst aufgehoben wird. Ein werdender, sich zum Allervollkommensten evolvirender Gott, ist ein Endliches, das zum Unendlichen übergeht, folglich ein baarer Widerspruch. Das Endliche kan zwar ins Unendliche perfectibel, aber niemals intensiv unendlich, oder absolut vollkommen werden; ist aber die Welt das Werk eines Urhebers, welcher selbst erst vollkommen wird,

so

so läßt sich nicht verbürgen, ob sie so von ihm geschaffen werden konte, daß sie frei von Gebrechen, seiner künftigen Vollkommenheit entspricht? Ganz unstatthaft ist es, anzunehmen, daß zur Persönlichkeit Gottes eine wahrhafte Endlichkeit gehöre, wodurch er in die Enge gebracht und zum Bewußtseyn concentrirt werde: denn die Persönlichkeit des höchsten Wesens besteht nicht, wie bei dem Menschen, in dem Reflex seines Geistes in dem inneren Sinne, sondern in der Vereinigung seiner höchsten Vollkommenheiten zur beharrlichsten Identität seines Ich. Ein dunkles, bewußtloses Princip in Gott, aus dem er sich selbst als vollkommenstes Wesen evolvirt, in dem die geschaffenen Dinge werden, und aus dem sogar der Feind und Verführer der Menschen, der Teufel, wird, erfüllt auch das Gemüth des ruhigsten Beurtheilers mit Schrecken. Durch die Ausbreitung Gottes in der Schöpfung und seine Immanenz in den Creaturen wird die Individualität und Substantialität der Geschöpfe nothwendig aufgehoben; ein Tiberius und Caligula gehört dann zur Substanz Gottes, und der Vorwurf des Pantheismus mit seinen bekanten Folgen kan unmöglich vermieden werden. Ueberhaupt ist nicht abzusehen, wie mit der Behauptung, daß der Mensch mit dem

im-

einwohnenden finstern Princip des Bösen geboren werde, und daß dem, was er nun im Guten, oder im Bösen ist, eine ausserzeitliche That seiner intelligiblen Prädestination vorangehe, die wahre Freiheit und Zurechnungsfähigkeit desselben bestehen kan, da sowohl das Wesen des moralisch Guten, als des Bösen dadurch gänzlich aufgehoben wird.“ Indem wir es unseren Lesern überlassen, die einzelnen Beweise und Belege dieser Säze in dem Magazin selbst nachzulesen, können wir eine gedoppelte Frage nicht unterdrücken. Einmal: gehen alle diese Phantasieen, gegen welche die unendlichen Genealogien der Gnostiker und Dualisten nur eine Kleinigkeit sind, nicht sämtlich aus dem mißverstandenen Begriffe der Aseität Gottes hervor? Uneigentlich und bildlich kan ich wohl sagen: Gott ist die Ursache von sich selbst, er trägt die Wurzel des Seyns in seinem Wesen, er hat sich selbst gezeugt und selbst gebohren. Buchstäblich hingegen und eigentlich genommen enthalten alle diese Säze einen vollkommenen Widerspruch; denn die erste Ursache der Dinge muß ihrer Natur nach ein Princip, sie muß absolut und ewig seyn; das höchste Princip aber hat keinen Ursprung; es ist, ohne zu werden und ohne geworden zu seyn; ein Gott, der sich erst entwickelt, ist unter allen Undingen

das

Juda mit eingeschlossen sey, genommen worden. Denn Letzteres wird immer nur beiläufig angeführt, das Reich der 10 Stämme ist stets der Hauptgegenstand der Rede des Amos; und so viel ich bemerken kan, wird sonst nicht leicht von den nach der Trennung des Reichs lebenden Schriftstellern, der Name Jsrael so allgemein gebraucht, wenn nicht gerade von älterer Volksgeschichte die Rede ist. Daher selbst K. 3. es heißt: Bedenkt doch nur ihr Jsraeliten, was Jehova gegen die ganze Nation die er aus Egypten herausführte, äusserte. K. 1, 5. אֵשׁ und להבה wird eigentlich von feindlicher Verheerung der Städte durch Brand erklärt und V. 6. גָּלוּת שלמה captivitas integra übersetzt. Das למען הרחיב את־גבולם ist sehr gut aus der alten Volksgeschichte Richt. 11, 13., wo schon Jephta die alten Ansprüche der Ammoniten für veriährt erklärte, erläutert, wie auch Justi in seiner Uebersetzung des Amos gethan hat. K. 2, 7. Das Schwere השאפים על עפר־ארץ בראש דלים erklärte Hr. R. *qui in id anhelant*, et toti in hoc incumbunt, *ut sit pulvis* (עַל־עָפָר pro לִהְיוֹת עָפָר) *in capite tenuium*, i. e. ut hnmi eos raptent et distrahant, ut eorum capita pulvere terrae, quam calcant

cant suis pedibus, aspergant et compleant, ut oppressione suà vexatos in luctum coniiciant. Das Herumziehen und Schleifen auf der Erde ist etwas gesucht. עפר heißt doch wohl in solcher Verbindung wie hier, nichts mehr und nichts weniger, als Ps. 22, 30., Sachen oder Personen von geringem Werthe, und der Sinn, den hier jede Erklärung geben muß, ist nach dem Sinne des Parallelismus: selbst des geringen Vermögens der Armen suchen sie sich zu bemächtigen. Sehr schön und kritisch ist der Unterschied zwischen ענוים und עניים auseinandergesetzt, da erstere eigentlich mansueti, die andern afflicti sind. Bei למען in diesem Verse würde Recens. doch lieber die effectuelle, als die causative Bedeutung vorgezogen haben. Wodurch ihr meinen Namen entheiligt, lieber, als: um zu entheiligen rc.; denn die Israeliten thaten dies ja nicht gerade in der schlimmen Absicht, den Jehova gleichsam herabzuwürdigen und ihm Troz zu bieten, aber Folge ihrer Aufführung war dies. Eben so kann ich kaum glauben, daß V. 9. den Israeliten besonders die vorsorglichen Wohlthaten Gottes in Vertreibung der Amoriter oder Cananiter vorgehalten worden, quia de-

decem tribus, utpote maior populi numerus, Israelitarum nomine vocabantur et gloriabantur, ideo ipsis haec exprobrat. Die allgemeinen Wohlthaten des allgemeinen Nationalgottes giengen das ganze Volk an, und eben Rücksicht auf diese allgemeinen Wohlthaten hätten die Israeliten nicht vom allgemeinen Nationalgott trennen sollen. Auch darüber möchte ich mit dem Hrn. Verfasser rechten, ob in diesem Verse gerade die riesenmäßige Größe der Canaaniter, oder vielmehr das Imposante der Nationen gemeint sei. K. 3, 12. möchte wohl die Härte der Construction, die Hr. R. der Döderleinischen Erklärung (die doch eigentlich Faber in seinen Anmerkungen zu Harmar zuerst aufbrachte): ברמשק ערש auf seidenen, damascenischen, oder Prachtsopha's vorwirft, indem es dann wohl besser בערש רמשק hätte heissen sollen, seine eigene Erklärung: *sic evadent Israelitae, qui habitant in Samaria in angulo lecti, et in Damasco in strato*, wo nicht mehr, doch gewiß eben so stark treffen können; denn auch da fehlt entweder vor ערש das ב, oder es ist ein Wort, das dem פאת parallel ist ausgelassen; zu geschweigen, daß zwischen der Hauptstadt des

Rei-

Reiches, Samaria, und der vielleicht nur temporären, eroberten Stadt Damascus, keine rechte Harmonie ist. Eben so gut, und vielleicht besser, würde Jerusalem genannt worden seyn, wenn die angeführte Stelle 2 König 14, 28. historisch richtig und besonders der Ausdruk ליהודה בישראל genau erklärt würde. Dahingegen, sobald man דמשק nicht gerade für Seide, sondern für seidene Teppiche nimmt, Parallelismus und Grammatik bei der Uebersetzung: die in Samaria im Winkel des Sopha und auf seidenen Polstern des Ruhebettes sitzen, schwerlich etwas zu erinnern haben mögten. Denn die Handschriften, wenn sie auch, welches doch selten geschieht, das diakritische Pünktchen über das ש setzen, haben es in unserer Stelle bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel. Kap. 4, 1. sind die basanitischen Kühe die Reichen und Schwelgenden der vornehmeren Volksklasse, die wegen ihrer Weichlichkeit und Schwelgerei Kühe genannt werden. Ueber die folgenden Verse dieses Kapitels habe ich nichts besonders gefunden; die gewöhnlichen und bekanten Erklärungen sind aber sehr deutlich auseinandergesetzt. Die לשלשת ימים darzubringenden Ze-

decem tribus, utpote mai[illegible] [illegible]ie Aben Esra.
Israelitarum nomine voc[illegible] die sonst nur
tur, ideo ipsis haec ex[illegible] [illegible]lenen Zehen-
nen Wohlthaten des a[illegible] [illegible]n, ihren Gö-
giengen das ganze Vo[illegible] [illegible]gen. Von V. 6.
auf diese allgemeinen [illegible] [illegible]bersetzung im Im-
liten nicht vom all[illegible] [illegible]ngenommenen Ueber-
sollen. Auch dar[illegible] [illegible]. 10. ist die mir sehr
Verfasser rechten [illegible] [illegible]g des ברךך מצרים,
riesenmäßige [illegible] [illegible] ihren Ursprung in Aegyp-
mehr das J[illegible] [illegible]n da nach Asien und Europa
K. 3, 12. m[illegible] [illegible]ngen worden; obgleich auch die
die Hr. [illegible] [illegible]Jes. 10, 24. 26. sich gut hören
doch eig[illegible] [illegible]n V. 12. auf den 2. und 3. Vers
Harmar [illegible] so schließt sich die Rede des vier-
seid[illegible] mit Ermahnung zur Buße und ei-
[illegible] Darstellung der Allmacht Gottes. Kap.
[illegible] [illegible]mt Hr. R. das Wort שׁד passivisch,
[illegible] [illegible]oillat vastationem, i. e. devastatum,
[illegible]em Unterdrükten gegen den Mäch-
[illegible]en beistehet. V. 10. bestätigt sich die vom
[illegible]tius schon angenommene Erklärung, *oderunt,*
[illegible]i *in porta* sunt, i. e. judices, *recte monen-*
tem, schon durch die Accente, indem בַשַּׁעַר nicht
zu מוכיח, sondern zu שׁאר gezogen wird. Es
ist

"vt ein besonderer Vorzug der Rosen-
-klärungsart, daß er nicht nach
.es Textes, oder verschiedenen
.n hascht, sondern lieber sucht, die
.extesleßart, selbst in den Mikrolo-
erläutern, und nach ihnen den Sinn
glüklich, wenigstens annehmbar zu be-
.n. Daher wird man nicht viele veränder-
.esarten vorgeschlagen finden. Eben so ist die
eständige Rüksicht auf die alten griechischen, die
chaldäische und syrische Uebersetzungen, besonders
mit Zuziehung des Hieronymus und Benutzung
der Vaterischen Ausgabe des Amos, eine vortref-
liche, nuzbare Seite dieses Commentars. Kap.
5, 25. 26. Im ersten Verse wird das He für
interrogativ angenommen, und dahin erklärt, daß
die Opfer in den vierzig Wanderungsjahren nicht
mit den gehörigen Gesinnungen und vermengt mit
Gözenopfern dargebracht worden wären; der 26te
Vers aber heißt *atque gestastis statuam* (vel
palum) סִכּוּת *regis* (i. e. Dei) *vestri, et co-
aptationem* (typum) *simulacrorum vestrorum*,
(i. e. idolorum vestrorum); so daß כיון mo-
numentum, effigiatum im appellativen Sinne
von כון efformare ist. Doch ist auf die gewöhn-
lichen

henden versteht Hr. R. ironisch wie Aben Esra. Spottend sage Amos, sie sollten, die sonst nur im dritten Jahre darzubringen befohlenen Zehenden, um ja nichts zu wenig zu thun, ihren Gözen lieber alle drei Tage darbringen. Von V. 6. bis V. 11. an zieht er die Uebersetzung im Imperfectum, der von Mehreren angenommenen Uebersetzung im Futurum vor. V. 10. ist die mir sehr wahrscheinliche Erklärung des בדרך מצרים, daß die Pest gewöhnlich ihren Ursprung in Aegypten nimt, und sich von da nach Asien und Europa ausbreitet, übergangen worden; obgleich auch die Erklärung aus Jes. 10, 24. 26. sich gut hören läßt. Indem nun V. 12. auf den 2. und 3. Vers bezogen wird: so schließt sich die Rede des vierten Kapitels mit Ermahnung zur Buße und einer schönen Darstellung der Allmacht Gottes. Kap. 5, 9. nimmt Hr. R. das Wort שׂר passivisch, qui refocillat vastationem, i. e. devastatum, der dem Unterdrükten gegen den Mächtigern beistehet. V. 10. bestätigt sich die vom Grotius schon angenommene Erklärung, *oderunt*, qui *in porta* sunt, i. e. judices, *recte monentem*, schon durch die Accente, indem בַשַּׁעַר nicht zu מרכיח, sondern zu שכאר gezogen wird. Es ist

ist überhaupt ein besonderer Vorzug der Rosenmüllerischen Erklärungsart, daß er nicht nach Veränderungen des Textes, oder verschiedenen Lesarten mühsam hascht, sondern lieber sucht, die angegebene Texteslesart, selbst in den Mikrologien, zu erläutern, und nach ihnen den Sinn meistens glüklich, wenigstens annehmbar zu bestimmen. Daher wird man nicht viele veränderte Lesarten vorgeschlagen finden. Eben so ist die beständige Rüksicht auf die alten griechischen, die chaldäische und syrische Uebersetzungen, besonders mit Zuziehung des Hieronymus und Benutzung der Vaterischen Ausgabe des Amos, eine vortrefliche, nuzbare Seite dieses Commentars. Kap. 5, 25. 26. Im ersten Verse wird das He für interrogativ angenommen, und dahin erklärt, daß die Opfer in den vierzig Wanderungsjahren nicht mit den gehörigen Gesinnungen und vermengt mit Gözenopfern dargebracht worden wären; der 26te Vers aber heißt *atque gestastis statuam* (vel *palum*) סכּוּת *regis* (i. e. Dei) *vestri*, *et coaptationem* (typum) *simulacrorum vestrorum*, (i. e. idolorum vestrorum); so daß כיּוּן monumentum, effigiatum im appellativen Sinne von כון efformare ist. Doch ist auf die gewöhnlichen

lichen Erklärungen, nach welchen כִּיּוּן Saturn seyn soll, mit vieler Gelehrsamkeit Rüksicht genommen worden. Durch die vorhin angeführten Grundsätze geleitet, zieht Hr. R. Kap. 6, 1. die ältere Erklärung von שאננים *vae tranquillis!* vor, und glaubt, daß dieß Kapitel auch die Juden oder das davidische Reich betreffe, worüber hier wenigstens der Ort nicht ist, zu streiten. Wahrscheinlich aus den nehmlichen Ursachen wird V. 2. gesagt, daß die LXX. und Hieronymus dem יקום eine transitive und intransitive Bedeutung beigelegt hätten, wo meines Bedünkens, die so leichte, veränderte Lesart יקים statt יקום leichter anzunehmen gewesen wäre. Cap. 8, 8. wird aber doch כיאר aus K. 9, 5. statt כאר angenommen. Was V. 12. die Schifffahrten, oder die weiten Reisen zur See, beim Ausdrucke מים עד ים thun sollen, kann ich nicht recht einsehen, da durch diesen Ausdruck, so wie durch den folgenden מצפון ועד מורח nur die Himmelsgegenden und die dazwischen liegenden Länder, hier ganz Palästina, vom mittelländischen Meere bis an das todte Meer gemeint seyn können.

Be-

Beschluß der im vorigen Stücke S. 212 abgebrochenen Recension: Das Messiasreich, von Ballenstedt.

Ueber die Bedeutung des Wortes πνευμα.

Es werden aus Philo die verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes aufgezählt, und ihre Entwickelung gezeigt. Vorzugsweise ist das πνευμα (oder nach der formula plena das πν. ἁγιον) das Princip der göttlichen Eingebung, welches z. B. in allen Propheten des A. T. gewirkt hat. Von dem λογος ist dasselbe in sofern verschieden, als dieser die dirigirende, das πνευμα ἁγιον aber die wirkende Kraft bei der göttlichen Inspiration ist. Um nun den Messias über alle Menschen, die jemals unter dem Einflusse des πν. ἁγ. gestanden sind, hinaufzusetzen, hat man geglaubt, daß sich der λογος körperlich mit ihm vereinigen werde, damit er ein gezeugter und geborner Prophet würde. Daher wird dann in dem Evangelium Johannis Jesus als der geborne Christus dargestellt; er war es durch das Recht und den Vor-

zug

zug seiner Geburt, weil der λογος sich in sein Fleisch gesenkt hat: Das Wort ward Fleisch, heißt es auf eine imposante Weise. Hingegen von den Propheten wurde nur gesagt: Das Wort des Herrn geschahe zu den Propheten. Am Schlusse dieser Anzeige bemerken wir, daß des Verfassers lange und genaue Bekantschaft mit den Schriften des Philo, welche ihm übrigens zu nicht gemeiner Ehre gereicht und welcher wir auch diese interessante Schrift verdanken, auf seinen Vortrag einen etwas nachtheiligen Einfluß äussert. Er spielt, gleich seinem Muster, gern mit den Begriffen, er liebt Digressionen und declamirt oft. Auch haben wir S. 61. einen Ausdruck gefunden, welcher unter der Würde des Gegenstandes ist. Er sagt von dem Täufer, er habe geahndet, daß nicht er selbst die Früchte seiner Bemühungen ärndten werden, sondern daß Jesus die Braut heimführen würde.

II.

II. Glaubenslehre.

6. Tübingen bei Cotta: Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion. Fortgesetzt von Dr. Friedrich Gottlieb Süskind. Siebzehntes Stück. 180 S. in 8. 1812.

Fortdauernd behauptet sich dieses Magazin in dem Werthe, den ihm eine Reihe bedächtlicher Forschungen, besonders auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie, und in Beziehung auf die zu rasche Neuerungssucht der letzten Zeit, gesichert hat. Wir erhalten diesmal I. eine Prüfung der Schellingischen Lehre von Gott, Weltschöpfung, Freiheit, moralischem Guten und Bösen. S. 1 — 164. Herr Dr. Süskind, der Verfasser dieser scharfsinnigen Abhandlung, verwahrt sich in dem Vorberichte gegen

gen jeden Vorwurf der Partheilichkeit; er habe es durchaus nur mit der Lehre Schellings zu thun, so wie sie in seiner Abhandlung über die Freiheit in dem ersten Theile seiner philosophischen Schriften, und in dem Denkmale rc. vorgetragen ist, und nicht mit seiner Person; jene könne man bedenklich finden, ohne deßwegen dem Charakter zu nahe zn treten. Diese Lehre prüft er nun in ihrem ganzen Zusammenhange mit einer Bestimmtheit, Schärfe und Klarheit, die ihre Unhaltbarkeit jedem Unbefangenen vollkommen ins Licht stellt, und wenigstens den christlichen Theolgen künftig abhalten wird, von ihren Hauptsätzen in dem Vortrage der Glaubenslehre weiter Gebrauch zu machen. Bei der genauen Verbindung der Ideen dieses Aufsatzes ist zwar ein vollständiger Auszug nicht möglich; indessen werden schon die vorzüglichsten Gegenbemerkungen desselben hinreichen, unser Urtheil zu bestätigen. Bei der Prüfung der Schellingischen Lehre von dem höchsten Wesen komt es nämlich vorzüglich darauf an, ob man sagen könne, daß der Grund der Existenz Gottes ein dunkles, noch bewußtloses Princip in ihm selbst sei: ob aus diesem Grunde, als dem prius, sich Gott erst im eminenten Sinne evol-

vire:

vire; ob Gott dadurch eine Person werde, daß sich die Dualität seines intelligenten und nicht intelligenten Princips in der Liebe vereinige; ob diese Persönlichkeit Gottes dadurch ihre Vollkommenheit erhalte, daß Gott in der Schöpfung sich ausbreite und durch alle Periode derselben bis ans Ende sich verwirkliche; und ob endlich der Mensch ein aus dem dunklen Princip Gottes hervorgehendes Centralwesen in Gott sei? Herr Dr. Süskind erinnert dagegen: „Wir sind überall nicht berechtiget, einen von Gott verschiedenen Grund seiner Existenz anzunehmen; es führt das nothwendig zur Frage von dem Grunde dieses Grundes, wodurch der Begriff der göttlichen Aseität, als der Nothwendigkeit seines Seyns ausser der Zeit, zerstört und somit der Begriff Gottes selbst aufgehoben wird. Ein werdender, sich zum Allervollkommensten evolvirender Gott, ist ein Endliches, das zum Unendlichen übergeht, folglich ein baarer Widerspruch. Das Endliche kan zwar ins Unendliche perfectibel, aber niemals intensiv unendlich, oder absolut vollkommen werden; ist aber die Welt das Werk eines Urhebers, welcher selbst erst vollkommen wird,

so

so läßt sich nicht verbürgen, ob sie so von ihm geschaffen werden konte, daß sie frei von Gebrechen, seiner künftigen Vollkommenheit entspricht? Ganz unstatthaft ist es, anzunehmen, daß zur Persönlichkeit Gottes eine wahrhafte Endlichkeit gehöre, wodurch er in die Enge gebracht und zum Bewußtseyn concentrirt werde: denn die Persönlichkeit des höchsten Wesens besteht nicht, wie bei dem Menschen, in dem Reflex seines Geistes in dem inneren Sinne, sondern in der Vereinigung seiner höchsten Vollkommenheiten zur beharrlichsten Identität seines Ich. Ein dunkles, bewußtloses Princip in Gott, aus dem er sich selbst als vollkommenstes Wesen evolvirt, in dem die geschaffenen Dinge werden, und aus dem sogar der Feind und Verführer der Menschen, der Teufel, wird, erfüllt auch das Gemüth des ruhigsten Beurtheilers mit Schrecken. Durch die Ausbreitung Gottes in der Schöpfung und seine Immanenz in den Creaturen wird die Individualität und Substantialität der Geschöpfe nothwendig aufgehoben; ein Tiberius und Caligula gehört dann zur Substanz Gottes, und der Vorwurf des Pantheismus mit seinen bekanten Folgen kan unmöglich vermieden werden. Ueberhaupt ist nicht abzusehen, wie mit der Behauptung, daß der Mensch mit dem

im-

einwohnenden finstern Princip des Bösen geboren werde, und daß dem, was er nun im Guten, oder im Bösen ist, eine ausserzeitliche That seiner intelligiblen Prädestination vorangehe, die wahre Freiheit und Zurechnungsfähigkeit desselben bestehen kan, da sowohl das Wesen des moralisch Guten, als des Bösen dadurch gänzlich aufgehoben wird."
Indem wir es unseren Lesern überlassen, die einzelnen Beweise und Belege dieser Sätze in dem Magazin selbst nachzulesen, können wir eine gedoppelte Frage nicht unterdrücken. Einmal: gehen alle diese Phantasieen, gegen welche die unendlichen Genealogien der Gnostiker und Dualisten nur eine Kleinigkeit sind, nicht sämtlich aus dem mißverstandenen Begriffe der Aseität Gottes hervor? Uneigentlich und bildlich kan ich wohl sagen: Gott ist die Ursache von sich selbst, er trägt die Wurzel des Seyns in seinem Wesen, er hat sich selbst gezeugt und selbst gebohren. Buchstäblich hingegen und eigentlich genommen enthalten alle diese Sätze einen vollkommenen Widerspruch; denn die erste Ursache der Dinge muß ihrer Natur nach ein Princip, sie muß absolut und ewig seyn; das höchste Princip aber hat keinen Ursprung; es ist, ohne zu werden und ohne geworden zu seyn; ein Gott, der sich erst entwickelt, ist unter allen Undingen

das

das größte. Ich bin, der ich bin, sagt die Schrift von dem wahren Gott; er ist der erste und der lezte, nicht der Zahl und dem Werden, sondern der Unendlichkeit seines Wesens nach, die alles Endliche umfaßt. Ferner: der Gott des Spinoza ist nur ein Gott des Verstandes und nicht der Vernunft; er ist, nach seinem eigenen Geständniß, so wenig frei, als die Bewegung und Ruhe (ethic. p. I. prop. 32. tot.); ein ehernes, geistloses Fatum waltet über seinem Haupte, und vernichtet iedes sittliche Ideal in ihm und in seiner Schöpfung; er ist ein geometrisches Expansum, halb Gott, halb Götze. Sollte es nicht endlich einmal Zeit seyn, von diesem Wirbelgotte zu schweigen und seine rein geistige Natur, nicht mehr, wie Hr. Süskind treffend bemerkt (S. 48), nach einer geometrischen, sondern nach der sittlichen Nothwendigkeit, nach dem heiligen Ideale zu deduciren, welches der erhabene Stifter des Christenthums in seiner ganzen Herrlichkeit aufstellt? Wozu länger auch eine eiserne Gottheit in einer schon eisernen Zeit! II. Noch etwas über die Frage: warum haben die Apostel, Matthäus und Johannes, nicht eben so, wie die zwei Evangelisten, Markus und Lukas, die Himmelfahrt

Je-

Jesu ausdrücklich erzählt? Von α. β. Vom Johannes, meint der Verfasser, sei dieses klar; denn er habe ja die drei übrigen Evangelisten gelesen und ergänzt, und da diese schon hierüber Auskunft gegeben hatten, es nicht weiter nöthig gefunden, Etwas zu ihrem Berichte hinzuzusetzen. Matthäus hingegen habe keine Worte gefunden, das ganz Ausserordentliche, was er gesehen hatte, auszudrücken. Jesus war mit seinem irdischen Leibe von dem Tode auferstanden; mit diesem konte er sich nicht in die höheren Regionen erheben, wo für diesen Körper weder Speise, noch Trank, noch die gehörig temperirte Luft zu finden war; er mußte plözlich verwandelt, in feine Dünste, welche eine Wolke bildeten, aufgelößt und verklärt werden. So wenig ein zu Lima, in Südamerika, Geborner ein Wort für den Regen hat, den er nie sah, eben so wenig konte Matthäus dieses ausserordentliche Ereigniß in seiner Sprache ausdrücken." Wer aber, mögte man fragen, behauptet noch, daß das Evangelium des Johannes ein Supplement der übrigen sei; wer weiß es nicht, daß auch der gemeinste Jude die Himmelfahrt des Henoch, Elias und Moses sich besser, als wir, zu denken und sie in

Wor-

Worten darzustellen vermogte; und wie viele, ungleich schwerere und weniger nationale Begriffe und Gegenstände sind nicht in allen Evangelien deutlich genug bezeichnet? Die versuchte Erklärung dieses Stillschweigens ist übrigens darum merkwürdig, weil aus ihr erhellt, wie unwillkührlich selbst die eifrigsten Apologeten des Wunderbaren zu natürlichen Ansichten ihre Zuflucht nehmen; denn ein in Dünste verwandelter und leichter, als die Luft gewordener Menschenkörper muß seiner Natur nach zum Himmel aufsteigen. Woher läßt es sich aber nur muthmaßen, daß die *δόξα χριστοῦ* nichts, als Dunst, gewesen sei? III. Aus einem Briefe an den Herausgeber in Beziehung auf das Magazin St. XI. S. 25 f. Im Abdollatif (compendium memorabilium Aegypti, ed. *White*, praefatus est *Paulus*. Tübingen 1789. gr. 8. S. 13.) heißt es von der Balsamstaude, der Stamm werde nach dem Abstreifen der Blätter verwundet, تُشْلَخ, ehe man das Oel samle. Hier hat شلخ *fregit*, offenbar die Bedeutung *vulneravit*; es sei also auch das *σῶμα τὸ ὑπὲρ ὑμῶν κλώμενον* 1 Kor. XI, 24. der Leib, der verwundet werden wird; gerade wie Jes. LXI, 1. נשברי לב, die Verwundeten im Herzen sind.

Re-

Recensent sezt aus Timurs Leben (ed. *Manger* Leovard. 1747. t. II. c. 44. am Ende) eine Stelle bei, welche diese treffende Bemerkung (des Hrn. GKRs. Paulus?) vollkommen bestätigt: ما تكبر عليه راس الا . شدخه neque caput supra eum se extollebat, quin *comminueret*; es erhob sich kein Haupt über ihn, das er nicht zerschmetterte. Das auf diese Weise sehr richtig erläuterte *κλώμενον* Pauli ist übrigens schon oft, namentlich von Henke in seinen Lineamenten (corpus proxime *vulnerandum* et *comminuendum*: ed. 2. Helmstädt 1795. §. 135.) in diesem bestimmt richtigen Sinne genommen worden.

---

7. Berlin in der Buchhandlung der Realschule: *De morte Iesu Christi expiatoria commentatio.* Scripsit D. *Guilielmus Martinus Leberecht de Wette*, theolog, prof. publ. ordin. in uniuersitate litteraria Berolinensi. 104 S. in 4. 1813.

Der gelehrte Verfasser widmet zwar diese Schrift zunächst den Mitgliedern der theologischen Facultät zu Breslau, von welchen ihm die höchste Würde der Theologie ertheilt worden war; indessen leidet es keinen Zweifel, das sie sowohl wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, als der gelehrten und freimüthigen Behandlung desselben auch für das größere Publicum ein angenehmes und interessantes Geschenk seyn wird. Eine kritische Behandlung dieses dem Christenthume eigenthümlichen Dogma's, in dem die größten Theologen von ieher einen wesentlichen Unterschied der Lehre Jesu von dem gemeinen Rationalism philosophischer Schulsysteme fanden, darf man zwar hier nicht erwarten; es ist weder von der Versöhnung, noch Sündenvergebung und Genugthu-

ung

ung in systematischer Rüksicht die Rede; dafür sind die Quellen dieser Lehre desto fleissiger erforscht, gereinigt und nach der eigenen Ansicht des berühmten Verfassers dem Systeme der Glaubenslehre zugeführt worden. Der erste Theil seiner Abhandlung beschäftigt sich mit der Frage, ob die Juden zu den Zeiten Jesu und der Apostel einen leidenden und ihre Sünden versöhnenden Messias erwartet haben? Hr. Dr. de Wette neigt sich zu den Gelehrten hin, welche hierauf verneinend antworten; „es lasse sich nicht erweisen, daß auf die Sündopfer der Juden die Schuld und Strafe des Sünders gelegt worden sei; am wenigsten aber hätten sie ie an Menschenopfer geglaubt; denn die einzige Stelle, die man hieher beziehen könne (Jes. LIII, 5 f.), handele nicht von dem Messias, sondern von dem unglüklichen Schiksale eines alten hebräischen Sehers, dem in diesem Abschnitte ein herrliches Denkmal gesezt werde. Aus dem grammatischen Sinne des A. T. hätten daher die Juden niemals den Glauben an einem leidenden und sterbenden Christus schöpfen können. In den Apokryphen des A. T. finde sich auch nicht die leiseste Spur dieses Dogma's; aus der Mischna gehöre hieher die einzige Stelle Sota IX,

15., die zwar dem Zeitalter nächst vor dem Messias ein Hundeantlitz (פני כלב) giebt, aber seiner eigenen Leiden nicht erwähnt; das Buch Sohar sei wahrscheinlich erst aus dem zehnten Jahrhundert; die Targumim endlich, mit Ausnahme der des Onkelos und Jonathan, dann die Compilationen Rabboth, Midraschim, Nezach Israel, Jalkut Schimeon, kämen, ihres späteren Ursprunges wegen nicht in Betracht, weil man annehmen dürfe, daß sie manche Vorstellungen und Gebräuche, z. B. die Proselytentaufe, selbst erst von den Christen aufgenommen hätten. Aus dem N. T., besonders aus Joh. XII, 34. erhelle deutlich, daß die Zeitgenossen Jesu nichts weniger erwarteten, als den Tod des Messias (Luk. XXIV, 25 f.), der ihnen sogar ein Aergerniß war (1 Kor. I, 23.); aus den beiden Stellen Luk. II, 35. und Joh. I, 29. scheine zwar das Gegentheil zu erhellen; aber die erste handele nur von den Hindernissen, welche Jesus zu bekämpfen hatte, und von dem Neide seiner Gegner; und in der zweiten werde Jesus nach Jes. LIII, 7. mit einem versöhnenden Lamme verglichen. Aus den späteren rabbinischen Schriften sei ersichtlich, daß der erste Messias, Davids Sohn, schon vor seiner Erscheinung auf Erden sein Volk versöhnt habe, nach

nach derselben aber nicht sterben, sondern immer leben soll; erst das Buch Sohar und der spätere Rabbinism erkläre Jes. LIII. von dem Messias und lehre, daß er die Sünden der Welt trage; die Fabel von dem anderen Messias, dem Sohne Josephs aber, dessen Tod als versöhnend geschildert wird, sei nur zum Besten der zehn Stämme erdacht worden, um auch sie an Juda's Herrlichkeit durch den ersten, oder wahren Messias Theil nehmen zu lassen." Nun wendet sich der zweite Abschnitt dieser Schrift zu der Frage: zu welchem Zwecke Jesus den Tod gelitten und was er selbst hievon gelehrt habe? „Jesus habe zuerst geglaubt, die Lehre von seinem himmlischen Gottesreiche werde den Beifall der Nation erhalten; darum habe er seinen Schülern bei ihrer ersten Aussendung (Matth. X, 23.) versprochen, er werde, ehe sie ihre Reise vollendet haben würden, in der wahren Messiasgestalt über seine Feinde triumphiren. Allein der Erfolg lehrte, daß er von seinen Schülern und dem ganzen Volke zu viel erwartete. Er sprach also nun in höheren Messiasprädicaten von seiner Wiedererscheinung zum Weltgerichte und der künftigen Beglückung seiner Schüler in seinem Reiche; aber auch diese Hofnung war für sie zu geistig, und er

muß-

mußte überdies fürchten, wenn der Erfolg dieser Erwartung nicht entspreche, so würden sie ihn der Täuschung anklagen und seine Religion ganz verlassen. So blieb ihm nichts übrig, als der Tod (hic nodus expediri non potuit, nisi morte Iesu: S. 89); er fand ihn schon in den Worten Daniels IX, 26. יכרת משיח vorgebildet, und bezog auch die Stelle Jes. LIII, 12. auf ihn (Luk. XXII, 37.); darum erklärte er Joh. X, 15., er müsse für die Seinigen sterben; er nent sogar seinen Tod für sie Matth. XX, 28. ein λύτρον, welches nach Sprüchw. XXI, 18. uneigentlich zu nehmen ist, und nur den Gedanken ausdrükt, er werde durch seine Religion, wenn sie durch seinen Tod bestätigt sei, die Menschen von dem Elende der Sünde befreien. Was Matth. XXVI, 28. und Luk. XXII, 20. von der Vergießung seines Blutes zur Sündenvergebung gesagt werde, sei späterer Zusaz (pro seriore interpretamento habere licebit S. 99). Ausser diesen Stellen habe sich Jesus nirgends über den versöhnenden Zwek seines Todes erklärt; er habe dieses nicht thun können, weil er, einzig auf eine geistige Gottesverehrung dringend, den äusseren Cultus für nichts achtete, und sich auch die Versöhnung der Menschen durch Thiere von der durch den Tod

eines

eines Menschen zu bewirkenden Straflosigkeit gar nicht unterscheidet (S. 100.); er habe es aber auch nicht thun wollen, weil er alle Symbole in der Religion für schädlich hielt, und man also auch zweifeln müsse, ob er das Abendmahl als einen bleibenden Gebrauch angeordnet habe. Die Apostel hätten, ihrer schwachen Fassungskraft gemäß, erst späterhin die iüdische Lehre von den Sündopfern auf den Tod Jesu übergetragen; doch sei dieses von Paulus und dem Verfasser des Briefes an die Hebräer mit Nutzen für das Christenthum geschehen, und dieser habe sich namentlich so sehr um die Religion Jesu verdient gemacht, daß man ihn mit Recht den zweiten Christus nennen dürfe (ut alterum Christum eum appellare possis: S. 103.)."

Mit Vergnügen geben wir dem gelehrten Verfasser das Zeugniß, daß er in dieser gründlich ausgearbeiteten und in einer reinen Sprache vorgetragenen Abhandlung von Neuem den hellen und forschenden Geist gezeigt habe, den wir aufrichtig zu schätzen, wiederholt durch seine kritischen Schriften über das A. T. bewogen wurden. Die Gegenerinnerungen, die sich uns bei dem Studium dieser Schrift darboten, betreffen theils die Haltung

tung des Ganzen, theils einzelne Stellen und Aeusserungen. So sind wir, um von den letzteren anzufangen, der Meinung, daß der Glaube der Juden an das Hinwegnehmen der Schuld und Strafe ihrer Sünden, in welcher doch das Wesentliche der Sühne besteht, nach dem bekannten Unterschiede zwischen ἱλασμὸς und καταλλαγὴ, sowohl aus ihren Sündopfern, als aus der Feier des Versöhnungsfestes und der Hinausstoßung des Azazel in die Wüste deutlich hervorgehe. Wir halten daher die סמיכת ידים 3. Mos. IV, 15. nicht für eine bloße Weihe des Opferthieres, sondern für ein ausdruckvolles Zeichen der Devotion (3. Mos. XVI, 21.); genau wie die Aegypter bevorstehende Strafen einzelner Personen, oder des ganzen Landes symbolisch auf das Opferthier legten (κακὸν ἐς κεφαλὴν τραπέσθαι. Herodot. lib. II. c. 46. ed. Stephan. 103. Valckenaar). Daher selbst Maimonides, der doch, wie Kant, die moralische Erneuerung des Gemüthes als wesentliche Bedingung der Sündenvergebung fordert, ausdrücklich lehrt, daß der Bok der Sünde (שעיר המשתלח) auch ohne Bekehrung die leichten Sünden (הקלות) wegnehme (de poenitentia c. I. §. 5. ed. Clavering. Oxon. 1705. p. 45.). Wir bedauern, daß der

Ver-

Verfasser von diesem Buche, so wie von dem pugio fidei Raimundi *Martini*, welches bei Untersuchungen über die jüdische Theologie sonst so fleissig benüzt worden ist, keinen Gebrauch gemacht hat. Daß man Jes. LIII. schon zu Jesu Zeiten von dem Jesaias, oder einem anderen Propheten erklärt hat, scheint die Frage des Eunuchen (AG. VIII, 34. περὶ ἑαυτοῦ, ἢ περὶ ἑτέρου τινός) deutlich zu beweisen; aber die Meinungen der Ausleger hierüber waren schon damals getheilt; bei weitem die größere Anzahl faßte die Stelle von dem jüdischen Volke, wie wir aus pars I. c. 22. f. des חזוק אמונה von Rabbi Jsak Ben Abraham (*Wagenseil* tela ignea Satanae p. 200. ss.) sehen; die spätere Erläuterung des Abschnittes von dem Messias im Jalkut Chabasch (Eisenmenger II, 54.) beweißt indessen deutlich, daß diese Genugthuungstheorie den jüdischen Grundsätzen von der Sündenvergebung homogen sei. An dem von unserem Verfasser (S. 49.) aufgestellten Grundsatze, welcher die späteren Juden aus dem N. T. schöpfen lässet, haben wir gerechte Ursache, zu zweifeln. Aus dem alten Tractate der Mischna, פרקי אבות und einer Reihe von Parallelen bei Lightfoot scheint vielmehr unwidersprechlich hervorzugehen, daß einzelne Gnomen und Parabeln Jesu

su, wie das Vater Unser, aus jüdischen Sentenzen und Gleichnissen entstanden sind; in der Lehre von dem Reiche Gottes, der Auferstehung der Todten und dem Weltgericht ist diese Genealogie der Ideen historisch erweißlich; und das Alter der Proselytentaufe läßt sich, ausser den bekanten Stellen und Zeugnissen, nicht nur aus der Lehre von den jüdischen Reinigungen, sondern selbst aus dem N. T. (Matth. III, 15. πληρῶσαι πᾶσαν δικαιοσύνην, ich muß der herrschenden Sitte ein Genüge leisten: Joh. I, 25. τί οὖν βαπτίζεις; was weihest du nun Andere durch die Taufe, wenn du kein Lehrer einer neuen Religion bist?) sehr wahrscheinlich machen. Nimmt man überdies an, daß die Evangelisten manche Ereignisse des Lebens Jesu in einer bestimmten Beziehung auf einander darstellen; so wird man auch in der Weissagung Simeons von dem die Seele der Maria durchdringenden Schwerte (Luk. II, 35.) eine Hinweisung auf die Rede Jesu am Kreuze (Joh. XIX, 26.), und in dem Ausspruche des Täufers (Joh. I, 29.) eine Andeutung seines versöhnenden Todes finden (Matth. XX, 28.). Was die Haltung des ganzen Thema's betrift, so pflichten wir zwar insoferne dem Verfas-

fasser bei, daß die moralische Erneuerung des Gemüthes, welche Jesus zuerst von seinen Bekennern forderte, einen wesentlichen Theil seiner Religionslehre ausmacht; dagegen können wir ihm keinesweges beistimmen, wenn er behauptet, daß Jesus einzig nur die Absicht gehabt habe, sein Volk in der geistigen Gottesverehrung zu unterweisen; und am allerwenigsten können wir der kühnen Meinung beitreten, daß er sich in seinem ersten Plane geirrt und zuletzt nur darum den Tod gesucht habe, um aus einer großen Verlegenheit siegreich herauszutreten. Es ist uns vielmehr klar, daß die Befreiung von den Sündenstrafen bei der politischen Palingenesie von Judäa durch den Messias ein wesentliches Merkmal der jüdischen Christologie zu Jesu Zeiten war; wir sind der Meinung, daß Jesus, wie er den ganzen Messianismus spiritualisite, auch diese Hofnung absichtlich in den versöhnenden Glauben an seinen weihenden Tod (Joh. XVII, 19.) verklärt habe; wir finden in seinem Leben einen festen, das Ganze umfassenden Plan und eine frühe Ahndung seines unvermeidlichen Todes (Matth. X, 34—50. Joh. VI, 51.), über die er sich aber freilich stufenweise (Matth. XVI, 21.) erklärt, bis er sie bei der Abendmahlsfeier (Matth. XXVI, 28.)

unverhohlen ausdrükte. Kurze Zeit vor seiner Entfernung von der Erde betrachtet er noch die Lehre von der Sündenvergebung als einen wesentlichen Theil des Evangelii (Luk. XXIV, 47.); es ist also deutlich genug, wie die Apostel zuerst unter der allgemeinen moralischen Bedingung der Besserung (AG. III, 19.), dann unter immer bestimmteren Beziehungen auf den Tod ihres göttlichen Lehrers (AG. X, 43. XIII, 38.) zu ihr zurückkehren, und sie zulezt einstimmig als eine der wichtigsten Grundlehren des Christenthums (Röm. III, 25. Hebr. IX, 15. 1 Petr. I, 19. 1. Joh. II, 1. ff.) mit hoher Begeisterung verkündigen. Diese Beharrlichkeit der Apostel in dem Vortrage einer so wichtigen Wahrheit würde man, nur von der historischen Seite betrachtet, kaum erklären können, wenn sie nicht aus den bestimmtesten Versicherungen Jesu selbst hervorgegangen wäre.

III. Homiletik.

8. Leipzig bei Barth: Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers. Herausgegeben von Dr. Heinrich Gottlieb Tzschirner, ord. Prof. der Kirchen- und Dogmengeschichte zu Leipzig. Dritter Band, erstes Stück 208 S. in 8. 1812.

Ein trefliches Repertorium ausgesuchter Aufsätze aus dem Gebiete der praktischen Theologie für den Prediger von höherer und feinerer Bildung. Da sich mit dem würdigen Herausgeber Männer, wie Martini Laguna, Pahl, Rebe und Fritzsche vereinigt haben; so läßt sich dieser Zeitschrift eine längere Dauer versprechen, als frühere Journale desselben Titels hatten. Wir schränken uns, wie billig, nur auf die Uebersicht des neuesten Stückes ein. I. Ueber Jo-

unverhohlen ausdrükte. Kurze Zeit vor seiner Entfernung von der Erde betrachtet er noch die Lehre von der Sündenvergebung als einen wesentlichen Theil des Evangelii (Luk. XXIV, 47.); es ist also deutlich genug, wie die Apostel zuerst unter der allgemeinen moralischen Bedingung der Besserung (AG. III, 19.), dann unter immer bestimmteren Beziehungen auf den Tod ihres göttlichen Lehrers (AG. X, 43. XIII, 38.) zu ihr zurückkehren, und sie zulezt einstimmig als eine der wichtigsten Grundlehren des Christenthums (Röm. III, 25. Hebr. IX, 15. 1 Petr. I, 19. 1. Joh. II, 1. ff.) mit hoher Begeisterung verkündigen. Diese Beharrlichkeit der Apostel in dem Vortrage einer so wichtigen Wahrheit würde man, nur von der historischen Seite betrachtet, kaum erklären können, wenn sie nicht aus den bestimmtesten Versicherungen Jesu selbst hervorgegangen wäre.

III.

III. Homiletik.

8. Leipzig bei Barth: Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers. Herausgegeben von Dr. Heinrich Gottlieb Tzschirner, ord. Prof. der Kirchen- und Dogmengeschichte zu Leipzig. Dritter Band, erstes Stück 208 S. in 8. 1812.

Ein treffliches Repertorium ausgesuchter Aufsätze aus dem Gebiete der praktischen Theologie für den Prediger von höherer und feinerer Bildung. Da sich mit dem würdigen Herausgeber Männer, wie Martini Laguna, Pahl, Nebe und Fritzsche vereinigt haben; so läßt sich dieser Zeitschrift eine längere Dauer versprechen, als frühere Journale desselben Titels hatten. Wir schränken uns, wie billig, nur auf die Uebersicht des neuesten Stückes ein. I. Ueber Johann

hann Arnd und seinen religiösen Geist, von J. G. Pahl. S. 1—17. Eine kurze Erinnerung an den ascetisch-mystischen Geist dieses treflichen Mannes, der wohl eine ausführlichere Charakteristik verdient hätte. Mölln (S. 12.) liegt nicht im Braunschweigischen, und für Trophäen (S. 14) hätten wir Tropäen gesezt. II. Ueber die Benutzung der Geschichte in den Kanzelvorträgen, von J. G. Pahl. Nebst einigen Zusätzen von dem Herausgeber. S. 18—55. Der geschäzte Verf. dieses Aufsazes empfiehlt einen fleissigen Gebrauch der Profangeschichte auf der Kanzel besonders deswegen, weil „durch Demonstrationen und Syllogismen Niemand weder gut, noch selig werde, und die Mercuriussäule am Wege Niemanden bewege, in die Stadt zu wandeln, auf welche ihr ausgestrekter Arm hindeutet.“ Herr Dr. Tzschirner sezt aber die sehr richtige Bemerkung hinzu, daß die Geschichte ihrer Natur nach nur erläutere, aber nichts beweise, und daß der Prediger aus dem Charakter seiner Rede falle, wenn er sich da, wo er belehren und überzeugen soll, erst auf historische Expositionen einlasse. Nach unserer Ansicht ist der Gebrauch der Geschichte für den Religionsvortrag im Allgemeinen unbedenklich; der

Pre-

Prediger soll ja nicht allein lehren, beweisen und überzeugen, sondern auch bewegen und rühren, das heißt, durch zwekmäßige Individualisirung der Wahrheit auf die Einbildungskraft und das Gefühl wirken. Die Erfahrung lehrt indessen, daß reingeschichtliche Predigten ihren Zwek eben so sehr verfehlen, als reinspeculative und systematische. Es komt folglich im Einzelnen theils darauf an, daß der Lehrer von der Geschichte keinen regulativen, sondern nur einen erläuternden Gebrauch mache, wie dieses auch die Prediger vor der Reformation thaten; theils auf die Bildung der Zuhörer, ob sie dem Prediger erlaubt, die Kentniß der anzuführenden Thatsachen bei ihnen schon voraus zu setzen; theils auf die Veranlassung des Vortrages selbst, die, wie bei Einweihungs- Jubel- Reformations- Huldigungspredigten und so weiter, ihrer Natur nach ein historisch-pragmatisches Interesse vorwalten lässet. Immer aber wird die Homiletik dem Redner Mäßigung empfehlen, selbst bei der Benützung der neuesten Geschichte, so reichen Stoff sie auch den Kanzelredner darbietet.

III. Ueber polnische Kanzelredner und geistliche Beredsamkeit in Polen. In einem an den Herausgeber gerichteten Sendschreiben von Joannes Aloys Martyni-Laguna

S.

S. 56—67. Der als ein treflicher Philolog und Kritiker berühmte Verfasser giebt hier nur einen Vorschmak dessen, was wir aus seinen künftigen Auszügen polnischer Kanzelredner zu erwarten haben. Schon aus den vorläufig mitgetheilten Notizen erhellt die ausgebreitete Belesenheit dieses Gelehrten, der bekanntlich am 16. Mai 1807 das Unglük hatte, ausser andern Habseligkeiten, auch eine zahlreiche und ausgesuchte Bibliothek zu verlieren. Mit Wehmuth hat Rec. schon damals die Empfindung dieses schmerzlichen Verlustes getheilt; ἀλλ᾽ ἔνεστι ἀνδρὶ σοφῷ βιβλιοθήκη, ἣ καὶ ναυαγήσαντι συγκολυμβήσῃ. IV. Ueber Selbstbeobachtung bei der Meditation. Von Dr. Karl Gottfried Bauer. S. 68—89. Eine angefangene Abhandlung über ein interessantes Thema, das sich aber der Verfasser nach einem zu viel zu weiten Umfange aufgegeben hat. Abgesehen von logischen und theologischen Vorschriften kommt es unseres Erachtens hierbei nur auf psychologische Bemerkungen an, die dem Prediger eben so nüzlich zu seiner weiteren Bildung, als zur Vervollkomnung seiner Vorträge werden können. Man denke sich den aufmerksamen Kanzelredner, der als ein unbefangener Beobachter seiner selbst folgende Fragen an sich richtet; warum

ha-

haben deine Dispositionen nicht die gehörige Klarheit; warum fehlt es deiner Sprache an Kraft und Wärme; warum bist du von der Wahrheit, die du vortragen sollst, nur überredet und nicht überzeugt; warum geräthst du bei der Ausführung einzelner Gedanken so oft auf philosophische Gemeinplätze; warum weichest du vielen wichtigen Wahrheiten der Glaubens- und Sittenlehre scheu und verlegen aus; warum vermagst du deine Zuhörer nicht zu rühren; warum gelingt es dir nicht, zu schildern, zu erbauen, zu pragmatisiren? Die treue Beantwortung ieder dieser einzelnen Fragen würde Stoff zu einer eigenen Abhandlung geben. V. Fragment einer Schrift über Behandlung der Bibel in Volksschulen. Von * * S. 90—121. Freimüthige Winke und Andeutungen zur Aufklärung der biblischen Lehren von der Gestalt und den Leidenschaften, die Gott zugeschrieben werden, von den Wundern, den Engeln und dem Teufel nach den Resultaten, die aus der neueren Exegese bekannt sind. Daß die Engel 1 Kor. XI, 10. heidnische Kundschafter seyn sollen, wie der ungenante Verf. (S. 106) nach einer alten Meinung andeutet, können wir keineswegs zugestehen. VI. Ueber Katholicismus und Protestantismus.

Einige nöthige und zeitgemäße Erinnerungen von J. A. Rebe S. 122—154. Veranlassung zu diesen Erinnerungen gab eine zu Königsberg (1811. S. 14 in 4.) gedrukte Rede des Regierungsrathes Delbrück über den Hauptsaz: im Geiste des echten Protestantismus liegt nichts, was innigster Achtung gegen den echten Katholicismus widerstrebt. Es ist in derselben von der neuerungssüchtigen Unruhe der protestantischen Kirche und den nachtheiligen Folgen ihrer Unterwerfung unter die Oberherrschaft der weltlichen Macht die Rede, im Gegensatze der Majestät und Klarheit der in der alten Kirche unter ihrem gemeinsamen Oberhaupte verbundenen geweihten Priesterschaft. Der Verfasser beleuchtet das Einseitige dieser Behauptungen mit Ruhe, Einsicht und Gründlichkeit. Der Hang zu sinnlichen Religionsformen liegt im Geiste der Zeit; wer unter seinem beherrschenden Einflusse steht, ist ein Katholik, ob er sich schon einen Protestanten nennt; und wer sich über ihn zu dem Geiste des Evangeliums erhebt, ist ein Protestant mitten im Schose der alten Kirche. Beide Gemeinden vereinigen sich in dem Mittelpunkte des christlichen Glaubens und der christlichen

chen Sittenlehre; Gründe genug, sich gegenseitig zu achten, zu ehren, und den Vorurtheilen zu steuern, die sie noch einander entfremden. Ein unbedachtsames Verkennen ihrer theuer errungenen Freiheit ziemt wahren Protestanten nicht; auch die toleranteste Politik hat zuweilen unglükliche Augenblicke der Selbstvergessenheit, wo sie uns mit Mauren und unsere Tempel mit Moscheen auf eine Linie stellt; wer mag das die Schwesterhand nennen, die solche Klauen zeigt! VII. Drei Predigten über den Geist des Christenthums; aus dem Englischen des Doctor Jacob Duchal übersezt von J. A. Martyni-Laguna S. 155—185. Der gelehrte Uebersetzer giebt uns diesmal nur die erste über 2 Tim. I. 7. Daß das Christenthum zur Zeit der Noth unser Herz mit Muth erfüllen, unseren Geist gegen Erschlaffung bewahren und ihn für die Geschäfte des Lebens geschikt machen soll. Rec. kann über die Treue der Uebersetzung nicht urtheilen, da ihm das Original nicht zur Hand ist; aber über den Gedankenreichthum des Inhalts, so wie über die Wahl und Schönheit des deutschen Ausdruckes wird wohl nur eine Stimme der Leser seyn. Wir Deutsche hätten freilich das Thema in drei Hauptsätze ab-

getheilt; auch dürfen wir von den vorkommenden Parallelen aus der alten Geschichte und Philosophie nur mit Vorsicht Gebrauch machen. VIII. Zwei Taufreden und eine Abendmahlsrede von M. Rüdel, Subdiaconus an der Nicolaikirche in Leipzig S. 186—201. Gedachte und originelle Reden, obschon nicht frei von eigner Zierlichkeit. IX. Ueber das Evangelium am zwölften Sonntage nach Trinitatis von C. F. Fritzsche, Superintendent(en) in Dobrilugh S. 202—208. Der Abschnitt von dem Taubstummen Mark. VIII, 32 ff. nach Reinhard (Pred. i. J. 1804 gehalten) sehr richtig erklärt. Jesus legte ihm die Finger in die Ohren, „weil er einen Elenden vor sich hatte, der sich in einer Art von dumpfer Sinnlosigkeit befand, dem man sich nicht anders verständlich machen konte, als durch sichtbare Bewegungen und durch fühlbare Berührungen; die Heilung seiner körperlichen Gebrechen sollte zugleich eine Anregung seiner geistigen Kräfte werden und den Grund zu seiner höheren Bildung legen.“

---

9. Berlin bei Dieterici: Glaubensbekentniß Sr. kön. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig von Preußen, nebst der zur Confirmation und ersten Communion des Prinzen gehörigen Reden und einem Anhange herausgegeben von Friedrich Ehrenberg, königl. Hofprediger. 94 S. in 8. 1812.

Wenige Bogen voll Kraft und Geist, die man nicht ohne die innigste Hochachtung gegen den treflichen Verfasser aus der Hand legen wird. Nach einer kurzen Anrede an die höchsten und hohen Personen, die sich um den königlichen Jüngling her versamleten, las der Prinz, der bereits das achtzehnte Jahr angetreten hatte, ein, wie es heißt, von ihm selbst verfaßtes Glaubensbekentniß (S. 5—32) ab, welches die wesentlichen Wahrheiten des Christenthums mit großer Klarheit und Bestimtheit enthält und in jeder Rüksicht als das Muster eines Vortrages dieser Art betrachtet werden kan. Jeder aufgeklärte Christ der drei herrschenden Partheien wird es ohne die ge-

ring-

ringste Bedenklichkeit unterschreiben. Auf die Schlußrede dieser Feierlichkeit folgt die Predigt bei der ersten Communion des Prinzen über 2 Tim. I, 12. „von der Freudigkeit des Glaubens an Jesum.' I. Was sie voraussetze? Gewißheit des Glaubens an Jesum; Lebendigkeit desselben. II. Wodurch die Freudigkeit des Gemüthes in dem gewissen und lebendigen Glauben an Jesum bewirkt werde? Durch das Gefühl der Gewißheit desselben; durch seinen herrlichen Inhalt." Wir müssen gestehen, daß wir in dieser Partition nicht die Deutlichkeit und Klarheit finden, welcher das Thema empfänglich gewesen seyn würde, wenn der Verfasser die beiden ersten Theile hätte zusammenfallen lassen und dafür Quellen, Aeusserungen und Beförderungsmittel dieser Freudigkeit unterscheiden wollen. Zum Schlusse eine Zuschrift an den Prinzen über die wichtigsten Begebenheiten des Menschen, als Erinnerung an die lezten religiösen Betrachtungen des Verfassers mit ihm, reich an freimüthigen Lehren und tiefeindringenden Wahrheiten.

---

10. Jena bei Frommann: Magazin für Prediger. Herausgegeben von Dr. Josias Friedrich Christian Löffler. VII. Bandes 1s Stük. Mit dem Bildnisse des Herrn Oberkirchenraths und Cabinetspredigers Dr. Ludwig Friedrich Schmidt in München 234 S. in 8. 1813.

Dieses Magazin erhält sich in seinem anerkanten Werthe nicht allein durch viele gewählte, dem Zeitbedürfnisse entsprechende, zum Theil trefliche Beiträge, sondern ganz vorzüglich durch den Geist freier Untersuchung und Prüfung, den der verehrungswürdige Verfasser ihm mitzutheilen, und den er mitten in dem Wechsel schnellanfliegender Meinungen unabhängig und selbstthätig zu erhalten weiß. Wir lassen auch hier den Inhalt selbst sprechen. Erste Abtheilung: Abhandlungen. 1. Die Entbehrlichkeit des Glaubens an eine unmittelbare Offenbarung, von dem Herausgeber. S. 1—33. „Die Möglichkeit derselben lasse sich zwar nicht läugnen; aber man könne sich weder selbst überzeugen, eine solche Offen-

fenbarung gehabt zu haben, noch Anderen diese Gewißheit verschaffen. Es sei daher vernünftig, **in allen Puncten, die nicht durch die Vernunft erkenbar sind**, auf den Glauben an die unmittelbare Offenbarung, die Andere gehabt haben wollen, Verzicht zu leisten. Alle begreifliche Wahrheiten können ia als von Gott geoffenbarte mit Wahrheit vorgetragen und als Belehrungen, oder Gebote Gottes eingeschärft werden. Man müsse es also der Klugheit des Lehrers überlassen, welcher Lehrart er bei dem Vortrage christlicher Wahrheiten ohne Anstoß für dieienigen folgen wolle, welche an eine andere, als die allgemeine Offenbarung Gottes glauben." Wenn wir diesen Behauptungen des Verfassers nicht durchaus (s. St. II. S. 151 f. dies. Journ.) beipflichten können; so liegt der Grund dieser verschiedenen Ansichten nicht in einem Mangel an Klarheit und Tiefsinn dieser neuen Untersuchung, sondern in dem Reichthum und der Vielseitigkeit dieser wichtigen Lehre selbst. Wer an einen Gott glaubt, der glaubt auch an seine Vorsehung, also an seine Sorgfalt, die Menschen zu belehren, die wir im Allgemeinen Offenbarung nennen. Dieser Begriff bezeichnet von einer Seite die Thätigkeit Gottes, welcher die Menschen belehrt, und

von

von der anderen die Thätigkeit des Menschen, der sich belehren lässet. Daß iene sich wirksam beweise durch das Medium der Natur, ist keinem Zweifel unterworfen; auch unser Verfasser giebt eine mittelbare Offenbarung als unbestritten zu. Gottes weise Thätigkeit beweißt sich aber auch wirksam in dem Geiste des Menschen, der über die Natur und ihre Mittelursachen erhaben ist; ließe sich nun annehmen, Gott habe die Idee seines unendlichen Wesens, als den Ursprung des Wahren und Guten in das menschliche Gemüth überhaupt gelegt, und sie überdies bei einzelnen Männern mit besonderer Klarheit und Lebendigkeit hervortreten lassen; so würde der Dogmatiker vollkommen berechtigt seyn, dieses eine unmittelbare Belehrung des Menschen von Gott zu nennen. Alles Mittelbare sezt ia ein Höheres und Unmittelbares voraus; auch die geistige Offenbarung, die wir so eben beschrieben, steht schon im Begriffe höher, als die natürliche und mittelbare, und, genau erwogen, kan diese durch iene erst Licht und Deutlichkeit erhalten. Für die Glaubenslehre ist daher die Idee einer unmittelbaren Offenbarung, sowohl nach ihrer logischen, als nach ihrer realen Möglichkeit, nicht nur zuläßig, sondern sogar nothwendig, weil das, was Gott selbst thut,

nicht von den Gesetzen der Zeit abhängt, sondern aus einem ewigen Beschlusse seiner Weisheit abgeleitet werden muß. Die Wirklichkeit dieses Begriffes hängt indessen von der beglaubigten Aussage solcher Weisen ab, die, wie Jesus bestimt von sich behauptet, einer solchen höheren Belehrung von Gott gewürdigt worden sind; ihre Gewißheit hievon war zwar ihrer Natur nach subiectiv und unmittheilbar; indessen haben wir, was den Stifter des Christenthums betrift, keine Ursache, an seinem Vorgeben zu zweifeln, weil Rede, That und Erfolg die Innigkeit seiner Ueberzeugung bewähren, und wir selbst den moralischen Religionslehren wegen ihres unmittelbaren Zusammenhanges mit der Idee Gottes in uns einen höheren Grad von Göttlichkeit zuschreiben, als den entfernteren Wahrheiten der Naturtheologie, welchen erst durch Reflexion und Analogie das Siegel der Wahrheit aufgedrükt wird. An sich ist zwar iede Wahrheit eine göttliche Anordnung; aber die unsichtbare Ordnung der Geisterwelt ist doch höher und der Gottheit näher verwandt, als die subalterne Ordnung der Natur; es ist also begreiflich, wie die erste Kentniß iener, weil sie aus der Sinnenwelt nicht abstrahirt werden konte, von weisen und heiligen Männern als eine unmittelbare Offenbarung Got-

tes

tes selbst geschildert wird. Ihre Aussagen zu prüfen und sie auf die ewigen Gesetze des Wahren zurückzuführen, sind wir, als Lehrer, nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet; Niemand fordert diese Prüfung so nachdrüklich, wie Jesus, und unter allen Boten Gottes an die Menschen kan keiner so viel durch sie gewinnen, wie er. Hat uns aber diese Forschung an die Quellen des Lichtes für die Menschen überhaupt, und namentlich für diesen Einzigen geführt; so ist es auch gerecht, seine Aussage von dem Ursprunge seiner religiösen Einsichten selbst in der Wissenschaft zu ehren; es ist weise, seiner Lehre durch sie in dem Volksunterrichte die so nöthige äussere Autorität und Uebereinstimmung zu sichern; es ist endlich nothwendig, den Glauben an eine den Menschen durch Jesum unmittelbar zu Theil gewordene Belehrung Gottes als einen Hauptartikel des Christenthums zu vertheidigen, weil die mittelbare Offenbarung, isolirt gedacht, ein Gebäude ohne Grund ist, und sich das Evangelium zulezt nach ihr in subiectiven Rationalism, das heißt, in flüchtige Hypothesen unvermeidlich auflößt. Von einem möglichen Mißbrauche dieser Lehre zum Nachtheil der Wahrheit, oder auch nur zur Beschränkung menschlicher Forschungen ist in der Wissen-

sen-

senschaft nichts zu fürchten; denn von der einen Seite lassen sich die verschiedenen Quellen der Erkentniß, aus welchen die heiligen Schriftsteller schöpften, gar wohl unterscheiden; von der anderen tragen wir die untrügliche Probe der Wahrheit in uns selbst und können die Forderung nicht abweisen, nur das für göttlich zu halten, was dem Göttlichen in uns selbst entspricht. Von einer Apologie veralteter Hypothesen kan also bei diesen Erinnerungen überall keine Rede seyn.

2. **Entwickelung des Glaubensgrundes der Religion, von Gebhard.** S. 33 — 44. Der moralisch-Kantische Beweiß für Gottes Daseyn in kurzen, deutlich entwickelten Sätzen. Wenn aber (S. 33.) der Grundsaz aufgestellt wird: „Der Mensch unterscheidet Recht und Unrecht **unbedingt** und **geradezu**, weil es recht und unrecht ist, z. B. Jemanden Etwas zu nehmen, ihm das Seinige zu lassen; so läßt sich einmal fragen, ob man hier vorher nicht Recht und Pflicht trennen, und dann, ob man das Gesez des Rechtes und der Pflicht nicht aus einem höheren Elemente des Bewußtseyns ableiten müsse, wenn man gründlich seyn will? Recensent theilt daher diesen wichtigen Beweiß immer in den rechtlichen, von der Nothwendigkeit des Glaubens an eine ge-

gerechte Vergeltung, in den eigentlich moralischen, von dem Ursprunge des Sittengesetzes und der Pflicht, und in den religiösen, von dem höchsten Gute, als dem Ziele der Pflicht. So treten die Ideen Wahrheit, Pflicht, Tugend und Recht in ihre natürliche Verbindung, und der Streit zwischen theoretischer und praktischer Vernunft ist geschlichtet. Zweite Abtheilung. Recensionen S. 45—71. Aufgaben einiger auszuführenden Materien. S. 71. „Soll die eigentliche Anwendung einer Predigt nie an den Schluß kommen, sondern soll sie sich, nach der Anweisung mancher Homiletiker, immer durch das Ganze ziehen?" Rec. würde antworten: Homilien und synthetische Vorträge dogmatischen, oder theoretischen Inhaltes fordern ihrer Natur nach einen praktischen Epilog. Ist aber der zweite Theil der Predigt, oder der ganze Vortrag praktisch, so wird die Anwendung entweder ganz entbehrlich, oder löst sich doch natürlich in ein kurzes Schlußgebet auf. „Wie macht sich der Prediger die Geschiklichkeit eigen, nach einem kurzen Entwurfe, oder auch fast ganz aus dem Stegreife zu reden, ohne sich dadurch zu einer Nachlässigkeit in seinem Vortrage und zu einer faden Geschwätzigkeit zu verwöhnen?" Rec. würde sagen: Weder dadurch, daß

daß man, wie nun häufig geschieht, nach der langen Ruhe einer ganzen Woche, am Sonnabende, oder Sonntage Morgens irgend eine gedrukte Predigt wiederholt durchließt und sie dann als kecker Improvisatore wiedergiebt. Noch dadurch, daß man sofort anfängt, nach ausführlichen Entwürfen zu predigen und sich dadurch in Versuchung führt, Einfälle für Ideen uud Geläufigkeit der Zunge für Beredsamkeit zu halten. Sondern dadurch, daß man nie aufhört, zu lesen, zu beobachten, zu forschen und seine Vorträge pünktlich auszuarbeiten und zu memoriren. Nun wird sich die Fertigkeit frei, und im Nothfalle, aus dem Stegreife zu sprechen, von selbst bilden. Aber zehn Finger auf dem Fortepiano sind noch keine Harmonie, und die Phantasien des größten Künstlers bleiben immer nur Versuche und werden nie Concerte. Dritte Abtheilung. 1. Predigtentwürfe: a) Ueber die Evangelien und Episteln. Drei ausgearbeitete Predigten über die Verwandlung des Menschen im Tode, und die Hofnung des Wiedersehens nach dem Tode, von Dr. Kochen, Hauptpastor in Wilster, in Holstein. Der Verfasser konte getrost eine strenge Kritik von seinen Recensenten fordern; denn seine Arbeit ist musterhaft und eine Zierde

die-

dieses Magazins. Drei Predigtentwürfe von Gebhard: die innige Verbindung edler Vorsätze und Wünsche am Neuiahrstage; Regeln der Weisheit fürs Leben; der Hochmuth als eine Quelle vieler Laster: Die Dispositionen scheinen nicht vollkommen klar und deutlich zu seyn; bekante Liederverse sind ohne Abkürzung eingerückt; einzelne Sätze bedürfen einer genaueren Bestimmung. So heißt es S. 104: „Wünsche, Güter betreffend, die gar nicht in unserer Gewalt stehen, sondern ganz von Gott abhängen, sind Unverstand, der Gott vorgreift.“ Unser Leben hängt gewiß von Gott ab, und doch ist der Wunsch, zu leben, wenn es Gott gefällt, keinesweges Unverstand. S. 109: „Heiterkeit ist Pflicht;“ Besser heißt es auf der folgenden Seite: „wenigstens ist das Streben nach Heiterkeit Pflicht, so weit sie möglich ist.“ b) Ueber selbstgewählte Texte. Auszüge von drei Predigten vor einer Landgemeinde an die erwachsenere Jugend gehalten, von Röver, in Kl. Rhüden. Was Kinder beobachten müssen, um ihren Eltern ihre beste Freude nicht zu verderben; Ueber einige Mittel, ein glückliches Alter hoffen zu dürfen. Ueber das, was man

in

in den Jugendiahren vorzüglich aussäen muß, um in den männlichen Jahren Früchte davon zu erndten. Der Text der letzten Predigt (Sir. VI, 18 — 20.) hätte eine größere Bestimtheit des Hauptsatzes gestattet; auch sind diese Entwürfe zu reich an Gnomen, iedoch im Ganzen brauchbar und beifallswerth. c) Entwürfe zu Homilien über Psalmen von Dr. Stolz. Ueber Ps. 129. und 146. Der Verfasser geht in der ersten Homilie zwar tief in die Geschichte des Psalms ein, vergütet aber das Trokne dieser historischen Digression durch trefliche und ansprechende Lehren der Weisheit und des Patriotismus. S. 131. wird der Egoisten und S. 133. des katholischen Grußes, gelobt sei J. C. ꝛc. gedacht. Originell bezeichnet man in Zürch (S. 141.) die analytische Erklärung einzelner Bibelabschnitte mit dem Namen: die Prophezey treiben. II. Casuistische Entwürfe und Predigten. Luthers Aufenthalt auf Wartburg, über Psalm 41, 2. u. 3. von Heydenreich in Merseburg. Eine trefliche historische Predigt, durch Verhältnisse des Ortes und der Zeit (am 4. März 1521. wurde Luther nach dem Schloße Wartburg gebracht) hinlänglich motivirt. Abschiedspredigt in Bremen über Matth.

6,

6, 9 — 15. am 18. Aug. 1811 von Stolz. Ein fast durchaus individueller, einige zarte Puncte vielleicht zu stark berührender, aber im Ganzen männlicher, kräftiger, herrlicher Vortrag, der jeden Leser für den würdigen Verfasser gewinnen muß. Einführungsrede von Hahn; zwekmäßig und beifallswerth. Eine Trau- und Taufrede von dem Herausgeber; beide musterhaft und edler Rührungen voll. Vierte Abtheilung. I. Katechetik und katechetische Entwürfe. Welche Empfindungen kan die Betrachtung der Frühlingsnatur in unseren Herzen bilden und stärken? Von M. Hergang in Zittau. Eine schöne, vollständig ausgearbeitete Katechese; nur müssen bei dem Gebrauche, den junge Katecheten von ihr machen können, die Zwischenreden des Lehrers den Zöglingen abgefragt werden. II. Liturgik und liturgische Formeln. Ein metrisches Gebet von Burbach; Unser Vater metrisch umschrieben von Cäsar; ein Neujahrsgebet in Prosa und eines in gebundener Rede von Demme (vorzüglich); Lieder bei der Confirmation; eine Taufrede; Beichtrede; Anrede an die Beichtenden und Communicanten von Schmidt in Gotha (sehr

zwekmäßig). Eine speciellere Kritik müssen wir den homiletischen Zeitschriften überlassen [5].

IV. Religionsphilosophie.

7. Nürnberg bei Schrag: Allgemeine Zeitschrift. Herausgegeben von Schelling. Ersten Bandes erstes Heft. 140 S. in 8. 1813.

Nicht sowohl die in der Vorrede gegebene Versicherung, daß diese Zeitschrift dem Zeitalter vorangehen soll, als der Ruhm des selbstdenkenden Herausgebers und der vielversprechende Inhalt des ersten Stückes werden eine große Anzahl von Lesern um diese Blätter her versamlen. Wir geben hier nur von zwei Abhandlungen Kentniß, die in den Plan unseres Journals eingreifen:

Eschen-

5) Z. B. dem kritischen Jahrbuche der Homiletik und Ascetik von Dr. Hanstein und Wilmsen. Erstes Quartalheft. Berlin 1813, das wir unseren Lesern als ungemein lehrreich empfehlen.

Eschenmayer an Schelling über dessen Abhandlung von der menschlichen Freiheit S. 38—78. und Schellings Antwort auf dieses Schreiben S. 79—129. Hr. Eschenmayer erinnert mit dem ihm eigenen Scharfsinne: „Wenn Gott den Grund seiner Existenz in sich selbst hat, so hört gerade dadurch der Grund auf, Grund zu seyn und fällt mit der Existenz in Eins zusammen. Die Idee Gottes liegt in der Vernunft, dem universellen Organ, in welchem ausschliessend die Allheit wohnt; auf sie dürfen die Stammbegriffe des Verstandes von Grund und Folge keine Anwendung mehr finden, weil die Freiheit die Allheit nicht auszumessen vermag und die Vernunft nicht wieder rükwärts in den Verstand, als das populäre Organ aufgenommen werden kan. Nicht im Gebiete des Nothwendigen, von dem sich die Naturphilosophie nie wird losmachen können, sondern in dem Gebiete des Allerfreiesten ist Gott zu suchen. Nur von dem Standpuncte des Particularismus aus kan man Gott die Sehnsucht leihen, sich selbst zu gebähren, als ob in Gott ein Wunsch seyn könte, etwas zu werden, was er noch nicht wäre. Gott hat keine Natur, keinen Grund in sich; das in Sich und ausser Sich hat keine Bedeutung in Gott, es

giebt

giebt keinen von Gott unabhängig fortwirkenden Grund, der die Möglichkeit des bösen Princips enthalten soll. Es giebt nicht zwei gleich ewige Anfänge aus einer Indifferenz; denn das Ewige ist nicht Eins und Zwei, sondern das All. Es ist ausser Zeit und Raum; das Prädicat der Existenz gilt von ihm nur immanent auf das Vernunftsystem. Die Religion und der Glaube allein lösen dieses Räthsel; ihm ist das Prädicat der Existenz gleichgültig; er ist sich selbst die Urkunde der Gottheit, die keines Zeugen aus dem Verstande bedarf. Wir sind in Gott — dieß ist unbezweifelte Wahrheit — aber wie der Lichtstrahl in der Sonne, das Sandkorn im Universum, oder die einzelne Vorstellung im ganzen Vernunftsystem. Weil wir auf diesem Erdensphäroid nichts Höheres haben, mit dem wir uns vergleichen könten, so fällt uns ein, uns zum Ebenbilde Gottes zu machen. Ein Sonnenbewohner müßte lächeln, wenn er vernähme, daß der Mensch auf dem halbverbrannten Teller, Erde genant, sich als Ebenbild Gottes brüstete, wie wir lachen würden, wenn die Philosophie der Würmchen im Grase so weit gienge, sich zu Ebenbildern der Menschen zu machen. Der Ausruf: es ist ein Gott,

Gott, der aus aller Menschen Munde komt, was ist er anders, als eine Uebersetzung des Glaubens in den Verstand, wobei dieser das Prädicat Existenz beimischt? Doch wäre dieses das unschuldigste, wenn nur der Verstand Gott nicht auf seine positive Seite herüberzöge, wo die Natur liegt, und wo des Construirens kein Ende ist. Nun geht der Verstand aus dem Verstandlosen, die Ordnung aus dem Chaos, das Licht aus dem finsteren Grunde der Nacht hervor. Sollte uns etwas hindern, diese Gegensätze noch weiter fortzusetzen und die Tugend aus dem Laster, das Heilige aus der Sünde, den Himmel aus der Hölle und Gott aus dem Teufel hervorgehen zu lassen? Was man den dunklen Grund der Existenz Gottes nent, ist doch so etwas Aehnliches vom Teufel." Hr. von Schelling erwiedert hierauf in der Hauptsache: „Sein Gegner sei noch zu sehr vom Fichteanism befangen, als daß er das Ganze der Naturphilosophie zu würdigen vermöge; dieses Ganze komme nicht zu ihm, er müsse zu ihm kommen, wie einer, der das Münster zu Straßburg mit Augen erblicken will, von seinem Sitze aufbrechen und dorthin gehen muß, weil es sich nicht von seiner Stelle regen und zu ihm kommen kan. Der Grund zur Existenz Gottes und die

Existenz selbst fallen allerdings in Eins zusammen, nicht aber der Grund und das existirende Subiect; denn der Grund ist das Nicht-Subiect, das nicht selber Seyende, also von der Existenz, sofern darinnen das Subiect schon mit begriffen wird, nothwendig verschieden. Es ist nicht die Rede von einem Unterschiede zwischen der Existenz und dem Grunde zur Existenz, sondern von dem Unterschiede zwischen dem Existirenden und dem Grunde zur Existenz, welches ein bedeutender Unterschied ist. Daraus, daß der Grund und das Subiect der Existenz zu Einem Urwesen gehören, folgt nicht, daß sie beide unter sich gar nicht unterschieden seyen; vielmehr gerade, weil sie zu Einem Wesen gehörig, müssen sie in andrer Hinsicht unterschieden, ja entgegengesezt seyn. Gemüth und Geist der Menschen gehören zu Einem Wesen und fallen, auf die bestimte Person bezogen, wirklich in Eins zusammen, d. h. sie machen zusammen nur das Eine Urwesen aus, von welchem die wirkliche Person die bloße Entfaltung ist; aber in dieser Entfaltung sind sie nothwendig unterschiedene, von einander unabhängige Potenzen, die bekantlich sogar in Widerspruch miteinander gerathen können. Der Gegner des Ver-

fassers wolle nicht, daß man die Prädicate der Allmacht, der Selbstständigkeit und Persönlichkeit auf Gott übertrage, ia er verbiete sogar am Ende, von ihm zu sagen, er ist; weil das alles nur Menschlichkeiten, aus unserem Gedanken- und Gemüthsprocesse geschöpfte Particularitäten und der Würde Gottes unangemessen seyen. So nimt man aber Gott, um ihn ia recht hoch und fern von allem Menschlichen zu stellen, alle verständige und verständliche Eigenschaften, Kräfte und Wirkungen ab; man sagt, Gott muß schlechterdings übermenschlich seyn, und vergißt, daß er ist, was er seyn will; wenn er selbst von iener Höhe herabsteigt und sich mit der Creatur gemein macht, warum sollte ich ihn mit Gewalt auf dieser Höhe erhalten wollen? Daß das Böse, als solches, nur in der Creatur entspringen kan, ist in der Abhandlung über die Freiheit ausdrüklich erklärt; das anfängliche Grundwesen, worunter eben iener dunkle Grund der Existenz Gottes verstanden wird, kan nie an sich böse seyn. Die Behauptung, daß nach diesen Grundsätzen Gott aus dem Teufel hervorgehe, ist Unterschiebung eines durchaus fremden und unerhörten Begriffes; man kan nur sagen, das irrationale, für sich verstandlose Princip in Gott ist für ihn Grund,

Grund, d. i. Grundlage, Bedingung, Medium der Offenbarung seines nur in sich seyenden Subjectes, oder Bedingung seiner äusserlich wirkenden Existenz. Die Vernunft ist es, welche tödtet, und der Verstand, welcher lebendig macht; denn die Vernunft, welche die Allheit über die Einheit sezt, ist der allerärgste Verstand, und während sich Hr. E. gegen den Verstand ereifert, befindet er sich in der Gewalt des allererstorbensten Verstandes, der nur noch abstracte Begriffe, aber nichts Seyendes, Lebendiges zuläßt." Wir müssen es der Zeit überlassen, wie sie diesen Streit der sich überspannenden Vernunft und des kosmoplastischen Verstandes schlichten wird; der Weg des christlichen Deissen wird und muß immer mitten durch beide Systeme hindurchführen. Er ehrt den Glauben des Hrn. Eschenmayer und den Primat desselben vor dem Wissen; aber er macht einen Gott nicht zu dem seinigen, dem das erste Merkmal des Lebens, das Seyn fehlt; dessen wesentlicher Unterschied von der menschlichen Vernunft noch zweifelhaft bleibt; einen Gott, der keine Substanz und Persönlichkeit hat; dessen höchste Vollendung der Verstand nicht in die reinen Begriffe der Allmacht, Weisheit und Liebe auflösen darf; einen Gott endlich, von dem der Verfas-

fasser sagen kan: „wenn er aber Unvollkommenes erschaffen will, wer hat etwas dagegen einzuwenden (S. 46.)?" Von der anderen Seite betrachtet der consequente Deist das ἀγέννητος des Orpheus, das αὐτόματος des Aristoteles, das αὐτάρκης des Plato, das ἀναλλοίωτος des Josephus, das μόνος ἀσύγκριτος des Johannes von Damascus, die *mens soluta, libera et segregata ab omni concretione mortali* des Cicero als wesentliche Prädicate des wahren Gottes, die ieden dunklen Grund, iedes irrationale Princip in ihm als Ueberbleibsale der alten chaotischen Nacht, als Reste unvollkommener Kosmophysik mit Bestimtheit aus der Reinheit und Fülle der göttlichen Idee ausstossen. Wenn die Existenz Gottes und der Grund derselben nicht verschieden sind, so ist auch der Unterschied zwischen seiner subiectiven Existenz und dem Grunde derselben nicht mehr haltbar, weil das, was von der abstracten Existenz zugegeben ist, nicht von der concreten wieder ohne Doppelsinn geläugnet werden kan. Die Vergleichung des menschlichen Geistes und Gemüthes mit Gott ist unpassend; denn das Gemüth des Menschen enthält das Merkmal der Sinnlichkeit und Passivität, das man auf das

höch-

höchste Wesen nicht übertragen darf, ohne es schon in der Idee aufzuheben; und eben so wenig darf man ihm eine Sehnsucht beilegen, die, wie alles Streben nach Befriedigung, den Begriff des Mangels und der Unvollkommenheit in sich schließt. So lange man sich über diese Grundideen nicht verständiget, werden alle weiteren Untersuchungen über diesen hochwichtigen Gegenstand zu keinem fruchtbaren Resultate führen, sondern nur den Ausspruch eines Weisen aus dem sechszehnten Jahrhunderte von der Naturphilosophie und Metaphysik seiner Zeit bestätigen: *intellectus ad omnia incertus non habet, quod teneat, aut sequatur, sed ipsam simplicem theologiam ad verbosam et sophisticam loquacitatem ac chimerinam mathematicam reducit.*

---

7) *Henrici Cornelii* a *Nettesheym* de incertitudine et vanitate scientiarum. Ed. 1530. cap. 49 et. 53.

V. Liturgik.

1. Berlin bei Amelang. Kritische Betrachtungen über die vorzüglichsten alten, neuern und verbesserten Kirchenlieder. Allen Freunden und Verbesserern der christlichen Hymnologie, allen religiösen Dichtern gewidmet von Dr. J. F. Kinderling, Prediger und Rector. 197 S. in 8. 1813.

Ein lehrreicher Beitrag zur Beantwortung folgender Fragen: 1. Sind neue Lieder nöthig und was für welche fehlen uns noch in den alten Gesangbüchern? Die Vergleichung der besten Gesangbücher lehrt, daß es besonders noch an guten Festgesängen und speciellen Feierlichkeiten, z. B. bei der Confirmation der Kinder, fehlt. 2. Haben wir schon Vorrath genug an neuen Liedern? Die Antwort liegt schon in dem vorhergehenden Abschnitte. 3. Was für eine Auswahl der neuen Lieder hat man anzunehmen? Der Verf. entschei-

det

det für Lieder, deren Sprache rein und faßlich, und die in Gebetsform eingekleidet, oder als Selbstgespräche vorgetragen sind, und erläutert diese Vorschrift durch eine Reihe von Beispielen. 4. Soll man die älteren Lieder ganz abschaffen? Keinesweges; nur die zu langen, mystischen, nach schweren und unharmonischen Melodien verfaßten Gesänge mögen unterdrükt werden. 5. Haben die alten Lieder eine Verbesserung nöthig? Allerdings; aber es wird gezeigt, wie oft neue Versuche, sie zu verbessern, mißlungen seien. Rec. würde sagen: das Bedürfniß ist klar, aber das Recht sehr zweideutig. Man schmelze lieber nachahmend den alten Gesang in einer neuen Form um, wenn man nicht Kentniß und Dichtertalent genug besizt, einen besseren hervorzubringen. 6. Worauf soll sich diese Verbesserung erstrecken? Wird an Beispielen gezeigt, da eine regulative Beantwortung der Frage viele Schwierigkeiten hat. — Für die protestantischen Geistlichen des Königreiches Baiern, die einem neuen Gesangbuche, als einem wesentlichen Bedürfniße des gemeinschaftlichen Cultus mit Verlangen entgegensehen, wird dieses kritisch-hymnologische Fragment ein besonderes Zeitinteresse haben.

Kritisches Journal
der neuesten
theologischen Literatur.

Herausgegeben
von

Dr. Christoph Friedrich Ammon,
Oberhofprediger, Kirchenrathe und Oberconsistorialassessor
zu Dresden,

und

Dr. Leonhard Bertholdt,
drittem ordentlichen öffentlichen Professor der Theologie
und Universitätsprediger zu Erlangen.

Ersten Bandes viertes Stück.

Sulzbach,
in des Kommerzienraths J. E. Seidel Kunst- u. Buchhandlung
1814.

[illegible] [illegible] deutschen Zeitschriften die äl-
[illegible]. [illegible] [illegible] wurde sie von D. W. E.
[illegible] unter dem Titel: Nachrichten von
den [illegible] theologischen Büchern be-
[illegible], und [illegible] vom J. 1746 an
unter der Aufschrift: Neue theologische Bi-
bliothek fortgesetzt. Nach einer auf Krafts Tod
erfolgten kurzen Unterbrechung übernahm Dr. J.
A. Ernesti die Redaction derselben und gab ihr
vom J. [illegible] an den Titel: Neueste theolo-
gische Bibliothek. Wegen Ernesti's zu-
nehmender Altersschwäche wurde aber dieselbe im
J. [illegible] unterbrochen, bis im J. 1780 D. J. Chr.
Doederlein die auserlesene theologische
Bibliothek begann, die sich zwar nicht aus-
drücklich als eine Fortsetzung der Ernestischen theo-
logischen Bibliothek ankündigte, aber doch mit
derselben in unmittelbarer Verbindung stand und
auch in dem nämlichen Verlage erschien. Im J.
1792 änderte Döderlein den Titel in: Theo-
logisches Journal um, sein zu frühzeitig er-
folgter Tod erlaubte ihm aber nicht, mehr als den
ersten Band desselben zu liefern; worauf in un-
mittelbarer Folge die Fortsetzung von Dr. H. C.
A. Hänlein und Dr. Ch. F. Ammon unter
dem

dem Namen: Neues theologisches Journal übernommen, und vom J. 1795 an von Dr. H. E. G. Paulus fortgeführt wurde. Im J. 1798 gieng die Redaction an Dr. J. Ph. Gabler über, welcher die Zeitschrift bis zum J. 1801 unter dem Titel: Neuestes theologisches Journal, von da bis zum J. 1804 unter der Aufschrift: Journal für theologische Literatur, und von da bis zum J. 1811 unter der Benennung: Journal für auserlesene theologische Literatur fortführte. Hierauf übernahm wieder Dr. Ch. F. Ammon die Redaction und wählte die Aufschrift: Kritisches Journal der neuesten theologischen Literatur.

In allen Zeiträumen ihrer langen Existenz, unter jedem Namen und unter allen verschiedenen Redactionen hat diese Zeitschrift einen entschieden wohlthätigen Einfluß auf den Gang der theologischen Bildung bewiesen. Auch der neueste Redacteur kann mit Zuverlässigkeit versprechen, daß sie unter seiner Direction ein Beförderungsmittel ächter und gründlicher theologischer Gelehrsamkeit bleiben wird, da eine schon gegenwärtig beträchtliche und sich noch immer vermehrende Anzahl an-

ge-

Vorrede.

Die Amts- und Wohnorts-Veränderung meines mehrjährigen Collegen, des gegenwärtigen Herrn Oberhofpredigers Dr. Ammons, hat die nothwendige Folge gehabt, daß er die erst seit kurzem aufs Neue übernommene Redaction dieses Journals abgeben mußte, ohne daß er aber demselben seine thätige Theilnahme ganz entziehen wird. Seinem Wunsche gemäß habe ich mich der Redaction unterzogen. Das Journal wird zwar unter unsrer beider Namen erscheinen; aber alle Geschäfte und Verbindlichkeiten der Redaction fallen auf mich, welches ich deßwegen bemerke, damit alle Herren Mitarbeiter, Schriftsteller und Verlagshandlungen ihre Zusendungen blos an mich machen.

Diese Zeitschrift darf auf den fortdauernden Beifall des theologischen Publicums schon einigermaßen wegen ihres hohen Alters Anspruch machen. Denn sie bestehet, obgleich unter oft gewechselten Namen, schon 72 Jahre, und ist also wohl gegenwärtig unter allen, besondern wissenschaftlichen

Fä-

Fächern gewidmeten deutschen Zeitschriften die älteste. Im Jahr 1741 wurde sie von D. W. E. Kraft unter dem Titel: Nachrichten von den neuesten theologischen Büchern begonnen, und von ebendemselben vom J. 1746 an unter der Aufschrift: Neue theologische Bibliothek fortgesezt. Nach einer auf Krafts Tod erfolgten kurzen Unterbrechung übernahm Dr. J. A. Ernesti die Redaction derselben und gab ihr vom J. 1771 an den Titel: Neueste theologische Bibliothek. Wegen Ernesti's zunehmender Altersschwäche wurde aber dieselbe im J. 1777 unterbrochen, bis im J. 1780 D. J. Chr. Doederlein die auserlesene theologische Bibliothek begann, die sich zwar nicht ausdrücklich als eine Fortsetzung der Ernestischen theologischen Bibliothek ankündigte, aber doch mit derselben in unmittelbarer Verbindung stand und auch in dem nämlichen Verlage erschien. Im J. 1792 änderte Döderlein den Titel in: Theologisches Journal um, sein zu frühzeitig erfolgter Tod erlaubte ihm aber nicht, mehr als den ersten Band desselben zu liefern; worauf in unmittelbarer Folge die Fortsetzung von Dr. H. E. A. Hänlein und Dr. Ch. F. Ammon unter

dem

dem Namen: Neues theologisches Journal übernommen, und vom J. 1795 an von Dr. H. E. G. Paulus fortgeführt wurde. Im J. 1798 gieng die Redaction an Dr. J. Ph. Gabler über, welcher die Zeitschrift bis zum J. 1801 unter dem Titel: Neuestes theologisches Journal, von da bis zum J. 1804 unter der Aufschrift: Journal für theologische Literatur, und von da bis zum J. 1811 unter der Benennung: Journal für auserlesene theologische Literatur fortführte. Hierauf übernahm wieder Dr. Ch. F. Ammon die Redaction und wählte die Aufschrift: Kritisches Journal der neuesten theologischen Literatur.

In allen Zeiträumen ihrer langen Existenz, unter jedem Namen und unter allen verschiedenen Redactionen hat diese Zeitschrift einen entschieden wohlthätigen Einfluß auf den Gang der theologischen Bildung bewiesen. Auch der neueste Redacteur kann mit Zuverlässigkeit versprechen, daß sie unter seiner Direction ein Beförderungsmittel ächter und gründlicher theologischer Gelehrsamkeit bleiben wird, da eine schon gegenwärtig beträchtliche und sich noch immer vermehrende Anzahl ange-

Fächern gewidmeten deutschen Zeitschriften die älteste. Im Jahr 1741 wurde sie von D. W. E. Kraft unter dem Titel: Nachrichten von den neuesten theologischen Büchern begonnen, und von ebendemselben vom J. 1746 an unter der Aufschrift: Neue theologische Bibliothek fortgesezt. Nach einer auf Krafts Tod erfolgten kurzen Unterbrechung übernahm Dr. J. A. Ernesti die Redaction derselben und gab ihr vom J. 1771 an den Titel: Neueste theologische Bibliothek. Wegen Ernesti's zunehmender Altersschwäche wurde aber dieselbe im J. 1777 unterbrochen, bis im J. 1780 D. J. Chr. Doederlein die auserlesene theologische Bibliothek begann, die sich zwar nicht ausdrücklich als eine Fortsetzung der Ernestischen theologischen Bibliothek ankündigte, aber doch mit derselben in unmittelbarer Verbindung stand und auch in dem nämlichen Verlage erschien. Im J. 1792 änderte Döderlein den Titel in: Theologisches Journal um, sein zu frühzeitig erfolgter Tod erlaubte ihm aber nicht, mehr als den ersten Band desselben zu liefern; worauf in unmittelbarer Folge die Fortsetzung von Dr. H. C. A. Hänlein und Dr. Ch. F. Ammon unter dem

dem Namen: Neues theologisches Journal übernommen, und vom J. 1795 an von Dr. H. E. G. Paulus fortgeführt wurde. Im J. 1798 gieng die Redaction an Dr. J. Ph. Gabler über, welcher die Zeitschrift bis zum J. 1801 unter dem Titel: Neuestes theologisches Journal, von da bis zum J. 1804 unter der Aufschrift: Journal für theologische Literatur, und von da bis zum J. 1811 unter der Benennung: Journal für auserlesene theologische Literatur fortführte. Hierauf übernahm wieder Dr. Ch. F. Ammon die Redaction und wählte die Aufschrift: Kritisches Journal der neuesten theologischen Literatur.

In allen Zeiträumen ihrer langen Existenz, unter jedem Namen und unter allen verschiedenen Redactionen hat diese Zeitschrift einen entschieden wohlthätigen Einfluß auf den Gang der theologischen Bildung bewiesen. Auch der neueste Redacteur kann mit Zuverlässigkeit versprechen, daß sie unter seiner Direction ein Beförderungsmittel ächter und gründlicher theologischer Gelehrsamkeit bleiben wird, da eine schon gegenwärtig beträchtliche und sich noch immer vermehrende Anzahl ange-

Fächern gewidmeten deutschen Zeitschriften die älteste. Im Jahr 1741 wurde sie von D. W. E. Kraft unter dem Titel: Nachrichten von den neuesten theologischen Büchern begonnen, und von ebendemselben vom J. 1746 an unter der Aufschrift: Neue theologische Bibliothek fortgesezt. Nach einer auf Krafts Tod erfolgten kurzen Unterbrechung übernahm Dr. J. A. Ernesti die Redaction derselben und gab ihr vom J. 1771 an den Titel: Neueste theologische Bibliothek. Wegen Ernesti's zunehmender Altersschwäche wurde aber dieselbe im J. 1777 unterbrochen, bis im J. 1780 D. J. Chr. Doederlein die auserlesene theologische Bibliothek begann, die sich zwar nicht ausdrücklich als eine Fortsetzung der Ernestischen theologischen Bibliothek ankündigte, aber doch mit derselben in unmittelbarer Verbindung stand und auch in dem nämlichen Verlage erschien. Im J. 1792 änderte Döderlein den Titel in: Theologisches Journal um, sein zu frühzeitig erfolgter Tod erlaubte ihm aber nicht, mehr als den ersten Band desselben zu liefern; worauf in unmittelbarer Folge die Fortsetzung von Dr. H. E. A. Hänlein und Dr. Ch. F. Ammon unter

dem

dem Namen: Neues theologisches Journal übernommen, und vom J. 1795 an von Dr. H. E. G. Paulus fortgeführt wurde. Im J. 1798 gieng die Redaction an Dr. J. Ph. Gabler über, welcher die Zeitschrift bis zum J. 1801 unter dem Titel: Neuestes theologisches Journal, von da bis zum J. 1804 unter der Aufschrift: Journal für theologische Literatur, und von da bis zum J. 1811 unter der Benennung: Journal für auserlesene theologische Literatur fortführte. Hierauf übernahm wieder Dr. Ch. F. Ammon die Redaction und wählte die Aufschrift: Kritisches Journal der neuesten theologischen Literatur.

In allen Zeiträumen ihrer langen Existenz, unter jedem Namen und unter allen verschiedenen Redactionen hat diese Zeitschrift einen entschieden wohlthätigen Einfluß auf den Gang der theologischen Bildung bewiesen. Auch der neueste Redacteur kann mit Zuverlässigkeit versprechen, daß sie unter seiner Direction ein Beförderungsmittel ächter und gründlicher theologischer Gelehrsamkeit bleiben wird, da eine schon gegenwärtig beträchtliche und sich noch immer vermehrende Anzahl ange-

ge-

gesehener gelehrter und practischer, in akademischen und kirchlichen Aemtern stehender Theologen ihn mit reichlichen Beiträgen unterstützet.

Der Umfang dieser Zeitschrift bleibt, so wie er in der Vorrede zum ersten Stücke dieses Bandes S. 5 bestimmt worden ist. Den humanen Ton, welchen sie von jeher behauptet hat, und der von einem jeden theologischen Blatte unzertrennlich seyn sollte, wird und soll sie auch in der Zukunft nicht verläugnen. Eine bescheidene Freimüthigkeit und ein gemässigter theologischer Geist, eben so weit entfernt von blinder Paläologie als vorwitziger und unreifer Neologie, wird sie fortdauernd characterisiren. Keinem wissenschaftlichen Zeitidol wird sie huldigen, vielmehr aller Abgötterei dieser Art in den Weg treten. Auch die neue Verlagshandlung, durch die rühmlichste Thätigkeit schon längst allgemein bekannt, wird von ihrer Seite alles beitragen, um diese Zeitschrift in der Gunst des theologischen Publicums zu erhalten.

Erlangen den 27. Februar
1814.

Dr. Bertholdt.

Inhalt.

Abhandlung.

Recensionen.

Abhand-

Abhandlungen.

Ueber die blos historische Auslegung der Bücher des Neuen Testaments

von

D. C. F. Stäudlin.

Schon vor sechs Jahren gab ich ein kurzes Programm heraus, in welchem ich darzuthun suchte, daß die blos historische Auslegung der Bücher des Neuen Testaments nicht hinreichend sey, um den vollen Sinn aller Stellen des Neuen Testaments zu ergründen und aufzuklären, daß man sie zu sehr erhebe, sich zu grosse Hoffnungen von ihr mache, sie zu weit ausdehne, oft falsch anwende, und daß sie auf diese Weise der Religion, dem Christenthume und den theologischen Wissenschaften nachtheilig werde.*) Dieser wichtige, vielseitige und schwere Gegenstand konnte natürlich in einer kleinen Gelegenheitsschrift nicht von mir erschöpft wer-

*) de interpretatione librorum Novi Testamenti historica non unice vera Goett. 1807.

werden. Ich brachte also die ganze Untersuchung auf einige Hauptpunkte zurück, von welchen Alles abhängt. Ich widerlegte keinen einzelnen Schriftsteller, sondern beschäftigte mich blos mit dem, was in diesem Zeitalter als historische Interpretation sowohl in der Theorie, als in der Praxis geltend und herrschend geworden war. Ich wußte gar wohl, daß ich einer jezt wenigstens in Deutschland ganz gemein gewordenen Meinung widersprach, und daß ich mir daher fast von allen Seiten Widerspruch zuziehen könnte. Ich war darauf voraus gefaßt, und sah in dem Bewußtseyn, meine von dem Gewöhnlichen ganz abweichende Behauptungen blos aus inneren Gründen und aus Achtung für die heiligen Urkunden des Christenthums aufgestellt zu haben, dem Erfolge derselben mit Ruhe entgegen. Da es übrigens nur ein Programm war, welches kein grosses Publikum zu finden pflegt, worinn ich meine Gedanken vorgetragen hatte, so dachte ich nicht, daß sie viel Aufmerksamkeit erregen, und noch weniger, daß sie mich in Streitigkeiten verwickeln könnten. Allein ein Auszug aus dieser kleinen Schrift in den Götting. gelehrten Anzeigen 1807, St. 114, veranlaßte Hrn. D. Keil zu Leipzig, zu schreiben, „daß das, was ich gegen die historische Interpretation erinnert habe, theils auf Mißverständnissen zu beruhen, theils mehr für als wider dieselbe zu

sprechen

sprechen scheine."*) Da ich gar nicht diese Interpretation überhaupt bestritten, da ich vielmehr ihren Werth und ihre Nothwendigkeit anerkannt, da ich sie selbst öffentlich in Schriften geübt hatte, da ich doch so gut als andere meines Gleichen zu wissen glaubte, was man damit meine, da ich es auch in meinem Programm deutlich genug angegeben hatte, so mußte mich dieß Urtheil allerdings befremden. Dieß Befremden gab ich darauf anderswo zu erkennen, sezte ebendaselbst noch einiges zur Vertheidigung meiner Meinung hinzu, und bemerkte, daß derjenige, welcher jenes Urtheil fällte, schwerlich mein Programm selbst gelesen habe,**) was dann auch in der Folge von ihm eingestanden wurde, und zwar in einer vorzüglich wider mich gerichteten Abhandlung.***)

Ich

*) Lehrbuch der Hermeneutik des N. T. nach den Grundsätzen der historisch-grammatischen Interpretation. Leipz. 1810. S. 8.

**) Geschichte der theologischen Wissenschaften. II. 417.

***) Analekten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie, herausgegeben von Keil und Tzschirner, 1. St. Leipz. 1812. S. 47—85. Vertheidigung der grammatisch-historischen Interpretation der Bücher des N. T. gegen die neuerlich wider sie erregten Zweifel und Vorwürfe. Mein Urtheil, daß der Verfasser des Lehrbuchs der Her-

Ich bin sonst nicht gewohnt, theologische Streitigkeiten zu führen und Antikritiken zu schreiben, auch dießmal ist dieß eigentlich meine Absicht nicht, sondern ich sehe mich aus besondern Ursachen veranlaßt, in dieser Sache noch einmal das Wort zu nehmen. Die Schrift meines Gegners liegt in einem Journale vor dem grössern Publikum da, mein Programm kennt es nur theils aus einem schon vor mehreren Jahren gedruckten Auszug, theils aus dem, was mein Gegner daraus angeführt hat. Auch bin ich in gewissen Punkten ganz mißverstanden worden. Ich mache daher hier mein Programm selbst in weiterer Ausführung und näherer Bestimmung, zugleich mit dem, was ich meinem Gegner zu antworten habe, gleichfalls in einem Journale bekannt. Dazu kommt noch, daß hier von einer ungemein wichtigen Sache die Rede ist, daß Hr. D. Keil die Vertheidigung seiner Grundsätze mit Anstand, Würde und Ruhe führt, und daß

meneutik mein Programm schwerlich gelesen habe, gründete sich darauf, weil ich daselbst recht deutlich und bestimmt angegeben hatte, aus welchen Ursachen und in welchen Bedeutungen man die historische Auslegung aufgestellt habe und mir daher nicht einbilden konnte, daß ein Leser des Programms mir darinn Mißverständnisse zur Last legen könnte. Auch enthielt die Schrift natürlich mehr, als der Auszug.

daß ich hoffen kann, wenigstens eine Annäherung zu befördern und noch anderweitige Untersuchungen über diese Materie zu veranlassen. Gewisse Recensenten haben die Keilische Abhandlung ausgezogen und sind, ohne weitere Gründe hinzuzusetzen, mit Heftigkeit über mich hergefallen, sie haben den Grund meiner Behauptungen gar in gewissen persönlichen Eigenschaften, deren ich mir gar nicht bewußt bin, gesucht, sie haben von oben herab zu mir gesprochen und mich diktatorisch und schulmeisterisch zurechtweisen wollen. Sie glaubten wohl ein Recht dazu zu haben, weil sie die meisten auf ihrer Seite hatten, und etwas Gewöhnliches und Alltägliches gegen mich vertheidigten, welches jedoch nicht immer das Ausgemachte und Wahre ist. Sie machten es wie viele neue Philosophen, welche jedem, der ihre Systeme nicht annimmt, sagen, er verstehe sie nicht, und davon nicht anders reden, als wie von demonstrirten mathematischen Lehrsätzen. Sie würden mich nie zu einer Antwort veranlaßt haben, und werden es auch nicht thun, wenn sie auch über diese Abhandlung ihre Schimpf- und Spottreden ausgiessen sollten. Die Sache, von welcher hier die Rede ist, kann noch nicht für entschieden und abgethan gehalten werden, sie muß tiefer erforscht und in mehreren Beziehungen betrachtet werden, als man gewöhnlich glaubt. Ich

trage

trage hierdurch das Meinige dazu bei, ohne die ganze Materie erschöpfen, sie ganz ins Einzelne verfolgen und meine Behauptungen überall mit Beispielen biblischer Stellen belegen zu wollen, wozu ein Buch erfordert werden würde, welches ich wenigstens jezt nicht schreiben kann.

Man hat von der historischen Auslegung eben so wie von dem historischen Sinne, in verschiedener Bedeutung gesprochen. Bei der Auslegung anderer alten Schriftsteller ist nicht leicht davon die Rede gewesen, sondern nur oder doch fast nur bei der Auslegung der biblischen, besonders der Neutestamentlichen, aus Gründen, welche sich nachher ergeben werden. Und da haben einige die historische Auslegung für einerlei mit der grammatischen oder buchstäblichen ausgegeben, indem es eine Thatsache sey, daß ein Schriftsteller den Sinn, welchen seine Schrift oder eine einzelne Stelle derselben nach den Gesetzen der Grammatik hat, habe ausdrücken wollen, [1]) und diese Thatsache eben so, wie andere, ausgemacht werden müsse. [2])

Dieser

1) Flacii Clavis Script. II. 155.

2) Ernesti Instit. interpret. N. T. I. 1, 1, 14. Sensus literalis idem grammaticus dicitur; imo verbum literalis est latina interpretatio gram-

Dieser Sprachgebrauch ist jedoch nach und nach verlassen, von einigen auch ausdrücklich verworfen worden.[3]) Andere haben die historische Auslegung nur auf historische Stellen und Bücher beschränkt, und darunter die eigentliche Erklärung einer Erzählung verstanden, sie also der tropischen, moralischen, allegorischen Erklärung historischer Stellen entgegengesezt.[4]) In

matici; nec minus recte historicus vocatur, quod, ut caetera, quae sunt in facto, testimoniis et auctoritatibus continetur. Diese Zeugnisse und Autoritäten sind hier natürlich grammatische.

3) Dahin gehört Morus in Acroas. acad. super Hermeneut. N. T. edit. ab Eichstadtio I. 67.

4) Morus l. c. welcher die Sache mit der Erzählung von der Hagar Gen. 16, 15. 21, 2. von welcher Paulus Gal. 5, 24. sagt, daß sie einen allegorischen Sinn haben könne, erläutert. Er sezt noch hinzu: Deinde vero historicum sensum appellamus etiam hunc, quem habuerunt scriptoris verba et phrases certo quodam tempore. Hoc modo formula saepe obvia: possidere terram si historicum sensum spectes h. e. si historiam gentis Judaicae consules, indicabit: Palaestinae certa et secura possessione frui. Pariter ακολυθειν τω χριϛω est historice in multis N. T. locis: Christum in Palaestina circumeuntem comitari

In neueren Zeiten haben viele die historische Interpretation von der grammatischen noch unterschieden (ohne übrigens deswegen zu behaupten, daß die eine von der andern getrennt werden dürfe, oder ihr entgegengesezt werden könne) und unter der ersten mehr begriffen, als sonst gewöhnlich war. Sie haben unter derselben eine solche verstanden, welche aus der Kenntniß des Geistes, des Charakters, der Geschichte der biblischen Verfasser, des Orts, der Zeit, der Veranlassung und des besonderen Zwecks ihrer Bücher, der Geschichte der Juden und ihrer Meinungen nicht nur historische, sondern auch dogmatische, moralische, prophetische Stellen aufklärt, welche den Sinn der Schriftstellen so bestimmt, wie er sich den ersten Lesern und Zuhörern darstellen mußte, welche keinen den Urkunden fremden Sinn, keine neuere dogmatische und moralische Bestimmungen in die Schrift hineinträgt, sondern nur aus der Schrift selbst ihren Sinn und Inhalt entwickelt, welche insbesondere bei der Erklärung der Aussprüche Jesu und der Apostel auf ihre Accommodation nach jüdischen Meinungen Rücksicht nimmt.

So

---

eumque docentem audire ut apostoli eum sequi et audire solebant.

So hatte ich das, was die meisten Neueren unter der historischen Auslegung begreiffen, und für die allein wahre und hinlängliche Auslegung ausgeben, schon in meinem Programme angegeben. Hr. D. Keil wendet dagegen ein: „Wer siehet nicht, daß, so umständlich auch diese Definition ist, sie doch gleichwohl nichts bestimmtes an die Hand giebt, was dieser Erklärung wesentlich und charakteristisch wäre, sondern sie vielmehr manches enthält, was theils nicht wohl miteinander bestehen kann, theils aber jeder richtigen Erklärungsart eigen zu seyn scheint und daher nothwendig bei ihr gefunden werden muß." Allein ich wollte hier keine wissenschaftliche Definition der historischen Auslegung geben, sondern nur zusammenfassen, was die neuesten Hermeneutiker- und Exegeten darunter zu begreiffen pflegen. Gesezt auch, daß Widersprechendes darin läge, so könnte dieß doch mir nicht zur Last gelegt werden. Ich führe hier die Vorstellungen anderer an; liegen Widersprüche darinn, so mögen sie es verantworten; meinem Zwecke, die blos historische Interpretation des N. T. zu bestreiten, konnte es ganz gemäß seyn, diese Widersprüche in der Beschreibung derselben sogleich durchleuchten zu lassen. Daß man aber wirklich das, was ich angegeben habe, in neueren Zeiten unter der historischen Interpretation begriffen habe, ist gar keinem Zweifel aus-

ausgesezt. Ich berufe mich auf Semlern, welcher diese Auslegungsart am meisten in unserem Zeitalter emporgebracht, und obgleich nicht systematisch entwickelt und auf bestimmte Principien zurückgeführt, doch in einer Menge von Stellen seiner Schriften erläutert, eingeschärft und selbst befolgt hat.[5]) Ehe ich mich weiter erkläre, muß ich Hrn. K. fortreden lassen: „Wenn nämlich diese historische Erklärungsart den Sinn der Schrift nur aus ihr selbst zu entwickeln sucht, so sieht man nicht, wie sie denselben auch aus der Geschichte der Juden und jüdischen Meinungen, so wie der anderweitigen Geschichte der biblischen Verfasser und den äussern

---

5) Vorbereitung zur theologischen Hermeneutik, Th. I. Halle 1760. Observat. quibus Wettstenii libelli ad crisin atque interpretationem N. T. illustrantur bei der Ausgabe dieser Schriften Hal. 1766. Apparatus ad liberalem V. T. interpretationem Hal. 1773. Neuer Versuch, die gemeinnützige Auslegung des N. T. zu befördern, Halle 1786. Zur Beförderung der kirchlichen Hermeneutik Halle 1788. Auch in den Observat. et addit. ad Exercitat. paradoxam: Philosophia scripturae interpres, in dem Buche: Von freier Untersuchung des Canons, in seinen Paraphrasen über das N. T. — Auch andere haben Semlers Vorstellung eben so genommen, s. z. E. Storr opusc. acad. I. p. 2. Meyers Gesch. d. Schrifterklärung V. 500 ff.

äussern Umständen ihrer Schriften aufzuklären bemüht seyn könne. Und welche Erklärungsart, die mit irgend einigem Grunde des Rechts auf den Beyfall der Sachverständigen Anspruch machen will, sollte es nicht darauf anlegen, den Sinn der Schrift so viel möglich, aus ihr selbst zu entwickeln, und jedes Hineintragen neuerer dogmatischer Bestimmungen und Philosopheme auf das sorgfältigste zu vermeiden und vielmehr den Sinn derselben so zu bestimmen, wie er sich den ersten Lesern und Zuhörern darstellen mußte, da sie doch wohl diesen zunächst verständlich seyn und werden sollte? Wie könnte dieß also wohl etwas Eigenthümliches einer besonderen Erklärungsart seyn? Daß aber die historische Erklärungsart der Schrift bei Erklärung der Aussprüche Jesu und der Apostel auf ihre Accomodation nach jüdischen Meinungen und Irrthümern Rücksicht genommen wissen wolle, beruhet offenbar auf einem Mißverständnisse, da es bei der Erklärung selbst noch gar nicht vorausgesezt werden darf, daß eine Accomodation bei jenen Aussprüchen zum Grunde liege, sondern erst nach erfolgter Anwendung dieser Interpretations-Methode ausgemittelt werden muß, ob ein mit jüdischen Meinungen und Grundsätzen übereinstimmender Ausspruch Jesu und der Apostel auf einer Accomodation beruhe oder einen andern Grund habe?" — Den Ausdruck:

histo-

historische Auslegung hat man immer nur in Beziehung und im Gegensatz zu anderen Auslegungsarten und gewöhnlich nur von der Auslegung heiliger, für inspirirt gehaltener und zu kirchlicher Autorität erhobener Schriften gebraucht. Bei solchen Schriften war man nämlich geneigt und es wurde auch, sobald sie als solche anerkannt waren, gewöhnlich, sie nicht nach denselbigen Gesetzen zu erklären, wie andere Schriften, man nahm voraus an, daß sie nichts Falsches enthalten könnten, man schrieb ihnen einen andern und höhern Ursprung und Zweck zu, als blos menschlichen Schriften, man glaubte, daß sie nicht blos für gewisse Menschen, Gegenden und Zeiten bestimmt wären, man betrachtete sie als Offenbarungs-Urkunden, gleichsam als Zuschriften Gottes an die Menschheit. Daher kam es, daß man, sobald sie etwas Falsches zu sagen schienen, solche Stellen nicht buchstäblich nahm, sondern sie so erklärte, daß ein wahrer Sinn herauskam, daß man sobald einen mehrfachen und einen tieferen, inhaltsvolleren Sinn, als in andern Schriften, in denselben fand, daß man sie in allen Stücken auf die künstlichste Art einig zu machen suchte, daß man so gerne das, was man für ausgemachte Wahrheit hielt oder in gewissen Stellen dieser Schriften bestimmt und deutlich fand, in dieselbe und in andere Stellen hineintrug und hinein-

hineinerklärte, daß man das theologische System, zu dem man sich bekannte, und die Lehre der Kirche, deren Mitglied man war, so leicht in diesen Schriften wieder fand, daß man bei der Erklärung dieser von Gott eingegebenen Schriften wenig oder nicht auf die historischen Umstände, unter welchen sie entsprungen wären, Rücksicht nehmen zu dürfen, glaubte, daß man sie dogmatisch, moralisch, mystisch, allegorisch auslegte. Nachdem die hohe Meinung von dem Ursprung und Zweck dieser Schriften gesunken war, so kamen andere Hermeneutiker und Exegeten, und sagten, daß man diese Schriften historisch erklären müsse, d. h. daß man den Sinn jeder Stelle als ein Faktum betrachten müsse, also nicht voraus die vollkommene Wahrheit desselben annehmen dürfe, daß man den Sinn ohne diese Rücksicht bestimmen, auch einen Irrthum und eine Abweichung von unsern eigenen Ueberzeugungen in jeder Stelle als möglich annehmen, daß man den jedesmaligen Sinn nicht aus seinem eigenen Kopfe, sondern nur aus den in dem Texte selbst liegenden Gründen entwickeln, daß man endlich aus allen den vorher angeführten historischen Umständen, aus und unter welchen diese Schriften, wie andere menschliche Schriften, entstanden, ihren Sinn bestimmen müsse. Wenn ich also sage: diese Auslegungs-

legungsart bringe es mit sich, daß man keinen fremden Sinn in die heil. Schrift hineintrage, sondern ihren Sinn nur aus ihr selbst entwickele, so ist dieß natürlich nur im Gegensatze gegen diejenigen nichthistorischen Exegeten gesagt, welche der Schrift Gedanken aufdrängen, die ihr fremd sind, nicht aber gegen die, welche sie aus äusseren historischen Umständen aufklären. Ich habe also ganz und gar nichts Widersprechendes in die Beschreibung dieser Erklärungsart gelegt und insofern auch die Vertheidiger desselben nicht, wie ich oben den möglichen Fall sezte, eines Widerspruchs beschuldigen wollen. Wenn mir aber eingewandt wird, daß das, was ich als Eigenschaft dieser Erklärungsart anführe, ihr nicht eigenthümlich sey, sondern jeder vernünftigen Exegese zukomme, so kann ich mich gerade darauf berufen, daß die Vertheidiger dieser Interpretation sie selbst eben so beschreiben, sie für die allein wahre und vernünftige ausgeben und bei jeder Stelle für anwendbar halten. Ich konnte daher diese Eigenschaft in der Beschreibung derselben nicht übergehen. Hr. Keil selbst schließt dieß im Grunde mit ein, wenn er S. 51 sagt, die Interpretation sey insofern eine historische, in wieferne es ihr einzig und allein um die Bestimmung des Faktums zu thun sey, was ein

Schrift-

Schriftsteller bei jeder vorliegenden Stelle seiner Schrift gedacht habe und allen vorhandenen Datis zufolge gedacht haben müsse, und sie es daher nicht etwa auf die Eruirung jedes möglichen, sondern blos des von ihm wirklich intendirten Sinns derselben anlege, und diesen Zweck bei ihrem ganzen Geschäfte im Auge behalte, und lediglich darauf hinarbeite, den Leser der Schrift in den Stand zu setzen, eben das dabei zu denken und zu empfinden, was der Schriftsteller dabei dachte und empfand. Kann man nicht auch sagen, daß dieß bei jeder vernünftigen Erklärung eintreten müsse, und liegt nicht darin auch das, daß man den Sinn nur aus der Schrift heraus, nicht aber in sie hinein erkläre? Was die Berücksichtigung der Accommodation bei der historischen Interpretation betrifft, so hat es keinen Zweifel, daß manche dieß mit zu derselben rechnen,[6]) und dieß war genug, um in einer Schrift, worinn

6) Dieß erhellt selbst aus der wider mich angeführten Stelle aus Voorsts Rede de J. A. Ernestio p. 65. Alius certe generis haec quaestio est, quam nonnulli cum priore illa de interpretatione historica ad grammaticam adjungenda male confundunt, ea nempe, qua disquiritur, an et quatenus scriptores N. T. se ad opiniones falsas suae aetatis accommodaverint?

worinn ich die herrschende blos historische Auslegungsart des N. T. bestreiten wollte, dieser Eigenschaft derselben auch zu gedenken. Was die Sache selbst betrifft, so ist freilich die Frage, ob ein Lehrer oder Schriftsteller sich in einem Ausspruche oder Vortrage nach einem Irrthume des Zuhörers oder Lesers accommodirt habe, zunächst nicht hermeneutisch. Der Ausleger bestimmt zunächst nur, was die Worte und Sätze besagen, und wie sie von denjenigen, welchen sie bestimmt waren, verstanden werden mußten. Ob es dem Lehrer oder Schriftsteller Ernst damit gewesen, ob er seine eigene Meinung, seinen eigenen wahren Sinn damit habe ausdrücken wollen, das erhellt nicht mehr aus seiner Rede selbst, sondern es muß auf anderweitige Art ausgemittelt werden. Allein da es doch auch durch historische Forschungen geschehen muß, da es hier darauf ankommt, zu wissen, was die Personen, an welche eine solche Rede oder Schrift gerichtet ist, für Vorstellungen und Meinungen gehabt haben, was etwa der Lehrer oder Schriftsteller sonst vorgetragen hat, ob er sich nicht widersprochen haben würde, wenn man nicht annähme, daß er das einemal sich bloß accommodirte, ob er nicht selbst zuweilen zu verstehen gegeben habe, daß er sich manchmal accommodiren müsse, da also hier gleiche Operationen vorgenommen werden müssen, wie bei der hi-

stori-

storischen Interpretation, da endlich jene Frage doch die Unterscheidung des wahren und des blos angenommenen Sinns des Lehrers oder Autors betrifft, so ist es nicht zu verwundern, daß man auch die Rücksicht auf die Accommodation mit zur historischen Exegese gerechnet hat.

Man hat überhaupt nach und nach immer mehr, wenn auch nicht gerade in der Theorie, doch in der Praxis der Schriftauslegung, zu dieser historischen Erklärungsart gezogen und ihr immer einen höheren Rang und einen ausschliessenderen Werth zugeschrieben. Das Wort historisch selbst wurde dabei für manche verführerisch. Wer, der in der Lesung neuerer exegetischer Schriften bewandert ist, kann es leugnen, daß es unter den historischen Exegeten immer gewöhnlicher wurde, nicht nur die Bestimmung des Sinns als eine historische Untersuchung, nicht nur den Sinn, sofern er Sinn des Redenden oder Schreibenden ist, als ein Faktum zu betrachten, sondern auch anzunehmen, daß die in den dogmatischen und moralischen Stellen enthaltene Lehren nur noch eine historische Wichtigkeit haben, und nicht, oder doch nicht leicht absolute, ewige Wahrheiten in sich schliessen, daß das, was man durch die historische Erklärung finde, immer auch wieder nur etwas Historisches sey, daß man nicht auch durch diese

Erklärung auf einen Sinn geleitet werden könne, welcher philosophisch ist, welcher nicht blos etwas Geschichtliches, sondern etwas Metaphysisches, eine Vernunftwahrheit ausdrückt? Wer kann es leugnen, daß es bei diesen historischen Exegeten immer mehr herrschende Gewohnheit wurde, Jesum selbst, alles was er war, leistete und lehrte, historisch abzuleiten, den Ursprung seiner Lehre historisch zu erklären, den Sinn und Werth derselben nur nach historischen Beziehungen abzumessen? Wer kann es endlich leugnen, daß man immer mehr alle Operationen, die bei der Schrifterklärung erforderlich wären, blos auf historische zurückführte? 7)

Mir ist vorgeworfen worden, daß ich diejenige historische Interpretationsmethode, die ich für unzulänglich und unbefriedigend halte, nicht genau bestimmt und ihre Grenzen nicht gehörig abgesteckt, daß ich den Begriff derselben, wie er von den meisten befolgt werde, zum Grunde gelegt, aber auch diesen

7) Selbst die grammatische Auslegung hat man häufig unter der historischen mitbegriffen oder für identisch mit derselben erklärt, und dieß thut Hr. Keil selbst Anal. 52. Mir kommt es übrigens hier nicht darauf an, zu bestimmen, ob und wiefern ein Unterschied zwischen beiden sey, da meine Gründe in jedem Falle gleichviel gelten.

diesen auf eine vage und unbestimmte, ja widersprechende Weise angegeben habe. Darauf liegt die Antwort zum Theil schon in dem Vorhergehenden. Ich setze also nur noch Folgendes hinzu.

Meine deutlich ausgedrückte Meinung war und ist noch jezt die, daß überhaupt die historische Auslegung allein, auch die wahre, bei vielen Stellen des N. T. nicht hinreiche, um ihren wahren und vollen Sinn aufzuschliessen. Der Begriff dieser Interpretation, wie auch ich sie anerkenne, und vielfältig in Schriften und Vorlesungen gebraucht habe und noch gebrauche ist der, daß man 1) den Sinn des Autors oder Redners als eine Thatsache betrachte und behandle, also ausmache, was er bei einer Rede oder Stelle gedacht habe, und von andern habe gedacht wissen wollen. 2) Daß man um den von ihm bezweckten Sinn zu bestimmen, die äusseren historischen Umstände, welche hier in Betracht kommen, zu Rathe ziehe. Das Erste versteht sich von selbst; nie hat ein vernünftiger Mensch daran gezweifelt, daß man so auslegen müsse. Es ist so viel als identisch mit Auslegen überhaupt, es braucht keinen besondern Beinamen, es ist gar nichts Besonderes daran, es sagt nichts Bestimmtes über die Auslegungsart aus und dieß allein kann wahrlich das große Kunststück der historischen Auslegung nicht ausmachen. Selbst

die Ausleger, welchen man den Namen der historischen nicht zugestehen will, haben doch immer nur erklären wollen, was der Urheber einer Rede oder Schrift hat sagen wollen. Das zweite gehört wesentlich mit zur historischen Auslegung, und giebt ihr erst einen unterscheidenden Charakter. Wer auf diesem historischen Wege allein den Sinn aller Stellen des N. T. ausmachen will, ist ein blos historischer Ausleger desselben. Die Grenzen dieser Interpretationsart konnte ich nicht genau bestimmen, weil sich diese Grenzen der Natur der Sache nach im Allgemeinen nicht, ja selbst nicht immer im Einzelnen genau und gewiß bestimmen lassen. Es läßt sich wirklich nicht vollständig und entscheidend angeben, wie fern und wie weit äussere historische Umstände zur Bestimmung des Sinns dienen und angewandt werden können. Daher ziehen einige mehr, andere weniger zu dieser historischen Auslegungsweise. Ich habe denjenigen Begriff derselben zum Grunde gelegt, welcher jezt der herrschende ist, und daran gezeigt, daß diese Erklärart allein nicht hinreichend sey, um den vollen Sinn der heiligen Urkunden des Christenthums aufzuschliessen. Daß jener Begriff von mir nicht auf eine vage und unbestimmte Weise angegeben war, wird nun wohl den Lesern klar seyn, da es in dem Programme im Wesentlichen eben so ge-

schehen

schehen ist, wie hier, nur mit dem Unterschiede, daß ich es hier noch weiter ausgeführt habe. Dort habe ich auch etwas blos angedeutet, worauf es gleichfalls bei dieser ganzen Untersuchung ankommt, nämlich die verschiedenen Begriffe von der Auslegung überhaupt. Auslegen, Interpretiren, Erklären — wird in verschiedener Bedeutung und Beziehung gesagt. Man unterscheidet eben so auch Commentare über alte Autoren von verschiedenen Arten, Zwecken und Bestimmungen. Man interpretirt in niederen und auf hohen Schulen. Man macht den Sinn des Autors entweder nur in der Kürze, durch Noten, durch kurze Wort- und Sacherklärungen, durch Uebertragung in andere Worte, die dem Leser oder Zuhörer verständlicher oder geläufiger sind, klar, oder man geht noch weiter und tiefer, man entwickelt den Sinn einer Stelle noch mehr nach ihren einzelnen Theilen, nach ihren Gründen, Folgen, Beziehungen, man sucht sich oder zugleich auch andere ganz in die Denknisse, die Gemüthsstimmung, den Ideenkreis des Verfassers zu versetzen; hat man Wahrheit in einer Stelle gefunden, so macht man sich diese aus inneren Gründen und aus sich selbst klarer und anschaulicher. Hier finden manche Geistesoperationen Statt, die nicht mehr blos historischer Natur sind. Dieß ist die höhere Interpretation. In unse-

unseren Zeiten aber denkt man freilich bei der Interpretation gewöhnlich nur an die kursorische Schulinterpretation. Man hat in unserm Zeitalter zwischen Auslegung und Erklärung unterschieden. Die Hauptveranlassung dazu waren wohl die sogenannten natürlichen Erklärungen der Wunder, die im N. T. erzählt werden. Diejenige, welche sich auf solche Erklärungen legten, sezten oft voraus, oder suchten darzuthun, daß die Verfasser selbst keine eigentliche Wunder hätten erzählen wollen. Da kamen andere und sagten ihnen: ihr habt zwar richtig erklärt, was erzählt wird, es ist wirklich so zugegangen, wie ihr behauptet; aber ihr habt den Text nicht richtig ausgelegt, der Verfasser hat wirklich ein Wunder erzählen wollen; so drückte man sich lieber aus, als daß man sagte, der Verfasser habe sich geirrt, er habe falsch erzählt, er sey ein Abergläubischer. Wenn nun diese Unterscheidung auch an sich gegründet ist, so ist sie doch in Ansehung der Ausdrücke, mit welchen sie bezeichnet wird, dem Sprachgebrauche eben nicht gemäß, welcher diesen Unterschied zwischen Auslegen und Erklären nicht kennt. Mit welchen Ausdrücken man aber auch die Unterscheidung selbst bezeichnen mag, sie hat wirklich Grund, und zwar nicht blos in Beziehung auf die Wundererzählungen, sondern in weiterer Ausdehnung. Die eigentliche

liche Auslegung einer Stelle, die Darstellung ihres Sinns, sammt dem Beweise, daß dieser Sinn wirklich Statt finde, ist verschieden von den Urtheilen, die man über den Sinn und Inhalt einer Stelle fällt und von gewissen anderen Untersuchungen, die man über dieselbe anstellt und die mit ihrem Sinne in keiner oder nun in einer sehr entfernten Verbindung stehen. Doch muß man diesen Unterschied nicht so bestimmen, daß man das, was blos gesteigerte, höhere Auslegung ist, gar nicht mehr als solche gelten läßt. Hr. D. Keil selbst erklärt sich im Allgemeinen über diesen Unterschied so: „Will aber der Ausleger nicht blos den Sinn, sondern auch den Inhalt einer Stelle der Bücher des N. T. befriedigend aufklären, so darf er es offenbar nicht dabei bewenden lassen, blos jenen nach der Vorstellung des zu erklärenden Schriftstellers vollständig und entwickelt, und als richtig erwiesen zu haben, sondern er muß nun auch über den Inhalt derselben nach dessen Verschiedenheit mehrere besondere Untersuchungen anstellen." 8) — Wir wollen es dahingestellt seyn lassen,

8) Lehrbuch der Hermeneut. S. 128. In der Note werden angeführt: Gabler über den Unterschied zwischen Auslegung und Erklärung, erläutert durch die verschiedene Behandlungsart der Versuchungsgeschichte Jesu im neuen theol. Journ. XVII. B. 3.

lassen, ob der Unterschied nicht bestimmter und deutlicher hätte angegeben werden können, und ob zwischen Sinn und Inhalt einer Stelle, zwischen der Aufklärung des einen und des andern ein wesentlicher Unterschied sey und nur anführen, was der Verfasser in Ansehung der dogmatischen und moralischen Stellen nicht zur eigentlichen Auslegung des Sinns, sondern zur Erklärung des Inhalts rechne. „Bei Stellen dogmatischen Inhalts, sagt er, hat der Ausleger, wenn er zuvor den Sinn derselben, der Vorstellung des Schriftstellers gemäß, gehörig bestimmt hat, zuerst darauf zu sehen, daß er das darinn entweder ausführlich behandelte oder auch nur kurz berührte Dogma nach dem, was sowohl in der zu erklärenden selbst, als auch in andern davon handelnden Stellen desselben Schriftstellers vorkommt, noch etwas genauer entwickle und vollständiger auseinandersetze, und dabei zugleich mit darauf aufmerksam mache, auf wie verschiedene Weise und unter welcher mannichfaltigen Abwechslung des bald eigentlichen bald uneigentlichen Ausdrucks dasselbe Dogma von ihm vorgetragen und darge-

St. 224. Vergl. mit Paulus Abhandl. ebendas. VIII. B. 2. St. 749 ff. Beckii Observat. crit. exeget. P. I. Lips. 1795. Observat. I.

dargestellt werde, so wie auch, so viel es sich thun läßt, untersuche, warum es wohl in dieser oder jener Stelle gerade auf diese Weise vorgetragen werde, damit derjenige, den er zu belehren hat, dadurch in den Stand gesezt werde, die verschiedene Lehrart der neutestamentlichen Schriftsteller von der Lehre selbst, so wie das, was allen Zeiten und Menschen angemessen ist, von dem, was nur den damaligen Zeiten und Bedürfnissen gemäß vorgetragen worden ist, zu unterscheiden. Sodann muß er aber auch nach der Quelle forschen, aus welcher der Schriftsteller das vorhabende Dogma und die von ihm gewählte Darstellung desselben wohl geschöpft haben dürfte, und wenn er dann finden sollte, daß er dasselbe mit andern seiner Zeitgenossen und Landsleute gemein gehabt habe, sodann noch untersuchen, ob er es wohl nach seiner eigenen Ueberzeugung, oder aber nur aus Bequemung und Herablassung zu den Vorstellungen jener so vorgetragen habe, wovon er sich nach Verschiedenheit der Fälle, und, je nachdem entweder von Jesu und seinen Aposteln die Rede ist, bald dieses bald jenes anzunehmen genöthiget sehen dürfte." 9)
— Wenn wir auch gerne zugeben, daß das meiste hier angeführte nicht zur eigentlichen Auslegung gehöre,

9) a. O. 133 f.

gehöre, so kann doch die etwas genauere Entwicklung und vollständigere Auseinandersetzung eines Dogmas, welches in einer Stelle vorkommt, und zwar theils aus der Stelle selbst, theils aus anderen Stellen, welche von demselben handeln, nur eine weitere und fortgesezte Auslegung des Sinns der Stelle heissen, ja es ist gar oft nicht einmal möglich, den Sinn einer Stelle zu bestimmen, ohne andere Stellen mit derselben zu vergleichen und zu verbinden. Eben so ist auch das Zurückgehen auf die Quelle, aus welcher ein Lehrer oder Schriftsteller ein Dogma geschöpft hat, oft unumgänglich nothwendig, um den Sinn einer dogmatischen Stelle zu verstehen, und daher Sache der Auslegung, ja ein wesentliches Stück der historischen. „Bei Stellen moralischen Inhalts, fährt der Verfasser fort, hat der Ausleger in Rücksicht ihrer weiteren Erläuterung vorzüglich darauf zu sehen, daß er erstens den jedesmaligen Umfang und die Absicht einer in dergleichen Stellen enthaltenen Vorschrift, vermittelst Vergleichung anderweitiger Vorschriften und Aeusserungen der neutestamentlichen Schriftsteller gehörig zu bestimmen suche, und dabei zugleich der in Gnomen, dergleichen in moralischen Stellen des N. T. sehr häufig vorkommen, gewöhnlichen Art des Ausdrucks stets eingedenk sey; sodann aber auch auf den entweder aus der

Veran-

Veranlassung einer Vorschrift, oder den Umständen, unter denen sie gegeben wurde, oder der Erwägung der Person dessen, dem sie ertheilt wurde, sich ergebenden besonderen Grund und Bestimmung derselben aufmerksam mache, damit man dadurch die localen, temporellen und individuellen Vorschriften des N. T. von den allgemeingültigen zu unterscheiden in den Stand gesezt werde." 10) Da es aber bei allen diesen Operationen auf nichts weiter angesehen seyn kann, als darauf, den Sinn, welchen der Schriftsteller wirklich bezweckte, genauer zu bestimmen, als bei den gewöhnlichen Noten in den Ausgaben und bei der gemeinen Schulinterpretation geschieht, da zu dem Sinne auch die Bestimmung des Umfangs und der Absicht moralischer Vorschriften gehört, da viele moralische Stellen ohne Vergleichung anderer paralleler oder analoger gar nicht ausgelegt werden können, da man die Gnomen im N. T. ohne die Kenntniß der Art, wie sie im Orient ausgedrückt zu werden pflegen, meist gar nicht verstehen kann, da endlich selbst die locale, temporelle, individuelle oder allgemeine Beziehung einer Vorschrift mit zu dem vollen, von ihrem Urheber bezweckten Sinne derselben gerechnet werden muß, so ist nicht einzusehen, warum man

10) a. O. 137.

man nicht alles dieß unter der Auslegung zu begreifen habe. Es macht gerade die edlere, höher gesteigerte Auslegung aus.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

Recensionen.

I. Allgemeine Symbolik.

Institutiones symbolicae, doctrinarum Catholicorum, Protestantium, Socinianorum, Ecclesiae graecae minorumque societatum christianarum summam et discrimina exhibentes. In usum lectionum scripsit *Ph. Marheinecke*, Theol. D. et in Univers. litt. reg. Berol. Prof. P. O. Berolini sumtibus librariae scholae realis. 1812. XVI. und 243 S. in kl. 8.

Bekanntlich hat Hr. Consistorial-Präsident Plank in seinem Abriß der dogmatischen Systeme die Polemik unserer alten Theologen metamorphosirt und mit Beseitigung aller polemischen Zwecke, und lediglich den historischen Gesichtspunkt festhaltend einen neuen wissenschaftlichen Stoff producirt, welchen hernach der Hr. Verfasser dieser anzuzeigen-

genden Schrift in seiner christlichen Symbolik (bis jezt drei Bände) mit Recht erweitert und dafür den Namen einer besondern theologischen Wissenschaft gefordert hat. Dieser läßt sich auch schwerlich versagen; denn wenn auch die allgemeine theologische Symbolik, von welcher Hr. Dr. Marheinecke nunmehr auch obiges Compendium hat an das Licht treten lassen, nicht darauf Anspruch machen kann, für eine unabhängige theologische Disciplin gehalten zu werden, so steht sie doch gerade in demselben Verhältnisse zur Dogmengeschichte, als wie z. B. die biblische Theologie zur Dogmatik; und so wie man mit Unrecht der biblischen Theologie den Namen einer Wissenschaft streitig gemacht hat, so wäre es das nämliche Unrecht, wenn man der allgemeinen theologischen Symbolik in der Reihe der theologischen Disciplinen einen untergeordneten Platz verweigern wollte. Sie ist eine Theilwissenschaft oder Beiwissenschaft von der Dogmengeschichte, wie die Dogmengeschichte wieder eine Theil- oder Beiwissenschaft von der allgemeinen Kirchengeschichte, oder wie die biblische Theologie eine Theil- oder Beiwissenschaft von der Dogmatik ist.

Die innere Einrichtung dieses akademischen Lehrbuches ist diese: nach den Prolegomenen, wor-

in

in von Orthodoxie, Heterodoxie, Polemik nach alter Form, und von besonderer und allgemeiner Symbolik gehandelt wird, werden zuerst der römisch-katholische und lutherische, dann der lutherische und reformirte, hierauf der socinianische und orthodoxe, und endlich der Lehrbegriff der orientalischen und occidentalischen Kirche nach ihren Divergenzpunkten zusammengestellt. Den Beschluß macht die Darstellung der Unterscheidungslehren der Herrnhuther, Mennoniten und Quäker. Vor allen möchte hier der Recensent fragen, warum die so respectable Parthei der Arminianer keine eigene Rubrik erhalten hat; dann kann er aber auch nicht verschweigen, daß ihm diese combinatorische Methode nicht die angemessenste zu seyn scheint. Schon deßwegen nicht, weil sie nicht durchaus anwendbar ist, und daher oft hinkend wird. Denn manche Dogmen haben ja keine bestimmte antithetische Beziehung, z. B. die calvinische Lehre von der Gnade und Prädestination, welche eben so gut im Gegensatze von dem lutherischen Dogma als von dem semipelagianischen Dogma der Katholiken gefaßt werden kann. Und wenn der Herr Verfasser dem socinianischen Lehrbegriff die Theologia orthodoxa entgegenstellt, was ist denn hier der orthodoxe Lehrbegriff? Der Katholik, der Lutheraner und der Reformirte, einer wie der andere behaup-

behauptet, er habe ihn; und betreffen denn nicht manche Abweichungen der Socinianer auch solche Lehrpunkte, welche zwischen Katholiken, Lutheranern und Reformirten controvers sind? Die Hauptsache ist aber diese, daß bei dieser combinatorischen Methode der grosse Vortheil verloren gehet, den Lehrbegriff einer jeden einzelnen Parthei nach seinen Eigenthümlichkeiten in seiner Consequenz darzustellen; und gerade das möchte Rec. zu dem Charakter der allgemeinen theologischen Symbolik machen, wenn sie wissenschaftliche Solidität erhalten soll. Die Unterscheidungslehren jeder einzelnen Corporation sind isolirt nach ihrem Zusammenhange theils untereinander selbst, theils mit dem ganzen Lehrbegriff der Parthei darzustellen; Vergleichungen mit den entgegengesezten Dogmen anderer Partheien lassen sich auch nach dieser Methode, die Rec. in seinen Vorlesungen befolgt, anstellen, und zwar gerade da, wo sie historisch richtig und zum Verständnisse der Sache nothwendig sind. Man muß nämlich in der Anordnung der einzelnen Theile der allgemeinen theologischen Symbolik die Zeitabfolge beobachten und nicht, wie der Hr. Verf. thut, von dem Lehrbegriff der griechischen Kirche erst nach dem katholischen, lutherischen und reformirten Lehrbegriff handeln. Der Lehrbegriff der griechischen Kirche ist der älteste;

teste; der römisch-katholische Lehrbegriff ist eine weitere Fortbildung desselben, und aus dem römisch-katholischen Lehrbegriffe hat sich mit Abstreifung mancher für verwerflich gehaltener Zuthaten der protestantische Lehrbegriff nach den beiden Confessionen entwickelt. Zwar sind die Hauptquellen des römisch-katholischen Lehrbegriffs die dogmatischen Beschlüsse der tridentiner Synode, welche in dem Laufe der Geschichte einen Platz einnimmt, wo der lutherische Lehrbegriff bis auf ein Paar Punkte schon ganz entwickelt dastand. Aber, obgleich die meisten tridentiner Decrete eine antithetische Beziehung auf den Protestantismus haben, so ist es doch dem Hrn. Verf. ganz wohl bekannt, daß auf dieser Synode keine neuen Dogmen decretirt worden sind, sondern daß sich diese theologische Versammlung zum Geschäfte gemacht habe, diejenigen Lehrpunkte des hergebrachten Glaubens, welche durch die Reformation controvers geworden waren, und welche zum Theil noch keine öffentliche Bestätigung erhalten hatten, urkundlich zu sanctioniren. Aus dieser Ursache lassen sich denn die Unterscheidungslehren der katholischen Kirche ganz vollständig und lichtvoll vortragen, ohne daß ihnen der lutherische Lehrbegriff als Antithesis an die Seite gestellt werden müßte. Diese Vereinzelungsmethode läßt sich auch bei allen übrigen Theilen der allgemei-

gemeinen theologischen Symbolik ohne erhebliche Inconvenienzien anwenden. Die Vergleichungen finden bei dem Späteren Statt, der aus dem Früheren hervorgegangen ist.

So viel über die wissenschaftliche Structur dieser Schrift des Hrn. Dr. Marheinecke. Was die Darstellung im Einzelnen betrifft, so sind die Unterscheidungslehren einer jeden Parthei vollständig, grösstentheils genau und mit sorgfältiger Treue aus den besten Quellen angegeben, und Hr. Dr. M. hat sich durch diese Schrift, die sich noch ausserdem durch einen ruhigen Vortrag und meist auch durch gänzliche Unbefangenheit des Urtheils auszeichnet, ein neues Verdienst um diesen Theil der gelehrten Theologie erworben. Der Rec. erlaubt sich nur zu einigen Stellen seine Bemerkungen zu machen. Zu §. 10. über den Lehrsatz von der Kirche, welchen die tridentiner Synode unbestimmt gelassen hat, hätte noch gesagt werden können, daß die Bellarminische Definition: ecclesia est coetus hominum ejusdem fidei christ. confessione et eorumdem sacramentorum communione colligatus, sub regimine legitimorum pastorum ac praecipue unius Christi in terris Vicarii romani Pontificis die gangbarste geworden ist; und §. 12. hätte noch erwähnt werden sollen, daß die Katholiken dem nicänisch-constantinopolitanischen Glau-

bensbekenntnisse gemäß das Kriterium der wahren Kirche Christi in die vier Eigenschaften setzen, daß sie sey una, sancta, catholica et apostolica. §. 19. ist der Ausdruck Hagiographa in einer ganz ungewöhnlichen Bedeutung von allen Büchern des biblischen Kanons (vermuthlich aus Verwechslung mit dem Ausdrucke διαθηκογραφα oder ενδιαθηκα) gebraucht. §. 26. hätte noch gesagt werden sollen, daß die meisten katholischen Dogmatiker justificationem primam et secundam unterscheiden; dieß war um so nöthiger, da der Hr. Verf. selbst hernach §. 29. zur Erläuterung auf diese Unterscheidung hindeuten muß. §. 33. heißt es: quorum (sacramentorum) numerum septenarium Tridentina Synodus primum singulari sanctione definivit; Rec. weiß zwar wohl, daß dieß vielen andern nachgesprochen ist; aber es ist nicht ganz richtig. Denn schon Eugen IV. verlangte auf der Synode zu Florenz im J. 1439 von den Armeniern, daß sie sieben Sacramente glauben sollten; dieß muß schon als eine öffentliche kirchliche Sanction dieses Lehrpunktes angesehen werden. §. 78. ist unrichtig der Volksname Türken als Religionsname (für Muhamedaner) gebraucht. §. 116. wird über die Lehre der Griechen von dem Ausgange des heil. Geistes blos allein vom Vater das harte Urtheil gefällt: omnis haec doctrina desti-

destituta idoneo fundamento est meraque pertinacia tenetur, nec recta aptaque simul methodo et via theologica ab illis demonstratur. Das Urtheil des Rec. lautet gerade entgegen; die Griechen verwerfen die processio spiritus s. ab utroque ausdrücklich deswegen, weil das N. T. nur von einem εκπορευεσθαι παρα τε πατρος spricht und weil auch das nicänisch-constantinopolitanische Glaubensbekenntniß in seiner unverfälschten Gestalt von nichts weiterem weiß; da nun noch überdieß die Griechen ganz genau nach dem N. T., worinn blos von einer πεμψις des heil. Geistes, vom Sohne in Gemeinschaft mit dem Vater die Rede ist, zwischen der processio hypostatica und der processio temporaria (wovon aber der Hr. Verf. nichts meldet) unterscheiden und die leztere aus Vater und Sohn gemeinschaftlich geschehen lassen, so ist es wohl ganz klar, daß dieß Dogma der Griechen sowohl biblischen als historischen Grund hat.

Die Literatur ist überall, obgleich mit Auswahl, dennoch aber reichhaltig angegeben, wodurch der Hr. Verf. seiner Schrift einen neuen Vorzug gegeben hat. Indessen wird doch hin und wieder manches Bedeutende ungern vermißt; z. B. unter den Polemikern der Reformirten S. 6. fehlt gerade das Hauptwerk: Dan. Chamier Panstratiae catholicae corpus; S. 18. fehlt Ko-

chens Abhandlung über die drei oecumenischen Glaubensbekenntnisse in Augusti's theol. Monatsschrift, J. 1802, St. 1 und 7. Doch das sind lauter Kleinigkeiten, die den Werth des Buches nicht verringern können. Der Rec. wollte nur dem Hrn. Verf., den er persönlich schätzt, beweisen, daß er dasselbe mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt studirt habe.

II. Kirchengeschichte.

1) Ueber die Einführung der christlichen Religion als Staatsreligion im römischen Reiche durch den Kaiser Constantin. Eine Abhandlung zur Feier der vier und funfzigsten Wiederkehr des Stiftungstages der k. b. Akademie der Wissenschaften in der öffentlichen Versammlung derselben am 29. März 1813 vorgelesen von Dr. C. D. A. Martini, königl. baier. Kreis-Kirchenrathe und ord. Mitglied der Akademie der Wiss. München 48 S. 4.

Diese herrliche Monographie entspricht durch ihren gediegenen Inhalt und ihren glänzenden Vortrag ihrer erhabenen Veranlassung und Bestimmung

eben so sehr, als sie den Ruhm ihres vortrefflichen Verfassers vermehrt und auf wenigen Seiten den vielfältigsten Beweis giebt, wie viel das Geschichtsstudium durch tiefe Kenntniß der Quellen, durch ächte historische Kritik und durch eine feine Combinationsgabe gewinne. Zur Rechtfertigung dieses Urtheils brauchen wir nur den wesentlichsten Inhalt derselben vorzulegen.

Die alte Staatsreligion der Römer hatte sich bereits überlebt, als das Christenthum über die Grenzen des jüdischen Landes drang, und dasselbe konnte in den andern Provinzen des römischen Reiches um so schnellere Fortschritte machen, da es eine geraume Zeit blos als ein besonderer Zweig des Judenthums angesehen wurde, und deswegen Duldung genoß. Endlich wurde zwar die Regierung auf diese immer größer werdende jüdische Secte aufmerksam, und die Besorgniß, daß durch sie die bestehende, mit der alten Staatsreligion mannichfaltig verflochtene, bürgerliche Verfassung gefährdet werden könnte, zog den Mitgliedern derselben öffentliche Verfolgungen zu. Die ersten unter Nero und Domitian erstreckten sich indessen nicht außerhalb Rom; aber auch die folgenden grösseren und allgemeineren Verfolgungen verfehlten ihren Zweck, weil sie den Eifer der neuen Secte, wenn er erkalten wollte, immer neu entzündeten, und dadurch

die Ausleger, welchen man den Namen der historischen nicht zugestehen will, haben doch immer nur erklären wollen, was der Urheber einer Rede oder Schrift hat sagen wollen. Das zweite gehört wesentlich mit zur historischen Auslegung, und giebt ihr erst einen unterscheidenden Charakter. Wer auf diesem historischen Wege allein den Sinn aller Stellen des N. T. ausmachen will, ist ein blos historischer Ausleger desselben. Die Grenzen dieser Interpretationsart konnte ich nicht genau bestimmen, weil sich diese Grenzen der Natur der Sache nach im Allgemeinen nicht, ja selbst nicht immer im Einzelnen genau und gewiß bestimmen lassen. Es läßt sich wirklich nicht vollständig und entscheidend angeben, wie fern und wie weit äussere historische Umstände zur Bestimmung des Sinns dienen und angewandt werden können. Daher ziehen einige mehr, andere weniger zu dieser historischen Auslegungsweise. Ich habe denjenigen Begriff derselben zum Grunde gelegt, welcher jezt der herrschende ist, und daran gezeigt, daß diese Erklärart allein nicht hinreichend sey, um den vollen Sinn der heiligen Urkunden des Christenthums aufzuschliessen. Daß jener Begriff von mir nicht auf eine vage und unbestimmte Weise angegeben war, wird nun wohl den Lesern klar seyn, da es in dem Programme im Wesentlichen eben so ge-

scheher

schehen ist, wie hier, nur mit dem Unterschiede, daß ich es hier noch weiter ausgeführt habe. Dort habe ich auch etwas blos angedeutet, worauf es gleichfalls bei dieser ganzen Untersuchung ankommt, nämlich die verschiedenen Begriffe von der Auslegung überhaupt. Auslegen, Interpretiren, Erklären — wird in verschiedener Bedeutung und Beziehung gesagt. Man unterscheidet eben so auch Commentare über alte Autoren von verschiedenen Arten, Zwecken und Bestimmungen. Man interpretirt in niederen und auf hohen Schulen. Man macht den Sinn des Autors entweder nur in der Kürze, durch Noten, durch kurze Wort- und Sacherklärungen, durch Uebertragung in andere Worte, die dem Leser oder Zuhörer verständlicher oder geläufiger sind, klar, oder man geht noch weiter und tiefer, man entwickelt den Sinn einer Stelle noch mehr nach ihren einzelnen Theilen, nach ihren Gründen, Folgen, Beziehungen, man sucht sich oder zugleich auch andere ganz in die Denknisse, die Gemüthsstimmung, den Ideenkreis des Verfassers zu versetzen; hat man Wahrheit in einer Stelle gefunden, so macht man sich diese aus inneren Gründen und aus sich selbst klarer und anschaulicher. Hier finden manche Geistesoperationen Statt, die nicht mehr blos historischer Natur sind. Dieß ist die höhere Interpretation. In unse-

unseren Zeiten aber denkt man freilich bei der Interpretation gewöhnlich nur an die kursorische Schulinterpretation. Man hat in unserm Zeitalter zwischen Auslegung und Erklärung unterschieden. Die Hauptveranlassung dazu waren wohl die sogenannten natürlichen Erklärungen der Wunder, die im N. T. erzählt werden. Diejenige, welche sich auf solche Erklärungen legten, sezten oft voraus, oder suchten darzuthun, daß die Verfasser selbst keine eigentliche Wunder hätten erzählen wollen. Da kamen andere und sagten ihnen: ihr habt zwar richtig erklärt, was erzählt wird, es ist wirklich so zugegangen, wie ihr behauptet; aber ihr habt den Text nicht richtig ausgelegt, der Verfasser hat wirklich ein Wunder erzählen wollen; so drückte man sich lieber aus, als daß man sagte, der Verfasser habe sich geirrt, er habe falsch erzählt, er sey ein Abergläubischer. Wenn nun diese Unterscheidung auch an sich gegründet ist, so ist sie doch in Ansehung der Ausdrücke, mit welchen sie bezeichnet wird, dem Sprachgebrauche eben nicht gemäß, welcher diesen Unterschied zwischen Auslegen und Erklären nicht kennt. Mit welchen Ausdrücken man aber auch die Unterscheidung selbst bezeichnen mag, sie hat wirklich Grund, und zwar nicht blos in Beziehung auf die Wundererzählungen, sondern in weiterer Ausdehnung. Die eigentliche

liche Auslegung einer Stelle, die Darstellung ihres Sinns, sammt dem Beweise, daß dieser Sinn wirklich Statt finde, ist verschieden von den Urtheilen, die man über den Sinn und Inhalt einer Stelle fällt und von gewissen anderen Untersuchungen, die man über dieselbe anstellt und die mit ihrem Sinne in keiner oder nur in einer sehr entfernten Verbindung stehen. Doch muß man diesen Unterschied nicht so bestimmen, daß man das, was blos gesteigerte, höhere Auslegung ist, gar nicht mehr als solche gelten läßt. Hr. D. Keil selbst erklärt sich im Allgemeinen über diesen Unterschied so: „Will aber der Ausleger nicht blos den Sinn, sondern auch den Inhalt einer Stelle der Bücher des N. T. befriedigend aufklären, so darf er es offenbar nicht dabei bewenden lassen, blos jenen nach der Vorstellung des zu erklärenden Schriftstellers vollständig und entwickelt, und als richtig erwiesen zu haben, sondern er muß nun auch über den Inhalt derselben nach dessen Verschiedenheit mehrere besondere Untersuchungen anstellen." [8]) — Wir wollen es dahingestellt seyn lassen,

8) Lehrbuch der Hermeneut. S. 128. In der Note werden angeführt: Gabler über den Unterschied zwischen Auslegung und Erklärung, erläutert durch die verschiedene Behandlungsart der Versuchungsgeschichte Jesu im neuen theol. Journ. XVII. B. 3.

gehöre, so kann doch die etwas genauere Entwicklung und vollständigere Auseinandersetzung eines Dogmas, welches in einer Stelle vorkommt, und zwar theils aus der Stelle selbst, theils aus anderen Stellen, welche von demselben handeln, nur eine weitere und fortgesezte Auslegung des Sinns der Stelle heissen, ja es ist gar oft nicht einmal möglich, den Sinn einer Stelle zu bestimmen, ohne andere Stellen mit derselben zu vergleichen und zu verbinden. Eben so ist auch das Zurückgehen auf die Quelle, aus welcher ein Lehrer oder Schriftsteller ein Dogma geschöpft hat, oft unumgänglich nothwendig, um den Sinn einer dogmatischen Stelle zu verstehen, und daher Sache der Auslegung, ja ein wesentliches Stück der historischen.

„Bei Stellen moralischen Inhalts, fährt der Verfasser fort, hat der Ausleger in Rücksicht ihrer weiteren Erläuterung vorzüglich darauf zu sehen, daß er erstens den jedesmaligen Umfang und die Absicht einer in dergleichen Stellen enthaltenen Vorschrift, vermittelst Vergleichung anderweitiger Vorschriften und Aeusserungen der neutestamentlichen Schriftsteller gehörig zu bestimmen suche, und dabei zugleich der in Gnomen, dergleichen in moralischen Stellen des N. T. sehr häufig vorkommen, gewöhnlichen Art des Ausdrucks stets eingedenk sey; sodann aber auch auf den entweder aus der

Veran-

Veranlassung einer Vorschrift, oder den Umständen, unter denen sie gegeben wurde, oder der Erwägung der Person dessen, dem sie ertheilt wurde, sich ergebenden besonderen Grund und Bestimmung derselben aufmerksam mache, damit man dadurch die localen, temporellen und individuellen Vorschriften des N. T. von den allgemeingültigen zu unterscheiden in den Stand gesezt werde." [10]) Da es aber bei allen diesen Operationen auf nichts weiter angesehen seyn kann, als darauf, den Sinn, welchen der Schriftsteller wirklich bezweckte, genauer zu bestimmen, als bei den gewöhnlichen Noten in den Ausgaben und bei der gemeinen Schulinterpretation geschieht, da zu dem Sinne auch die Bestimmung des Umfangs und der Absicht moralischer Vorschriften gehört, da viele moralische Stellen ohne Vergleichung anderer paralleler oder analoger gar nicht ausgelegt werden können, da man die Gnomen im N. T. ohne die Kenntniß der Art, wie sie im Orient ausgedrückt zu werden pflegen, meist gar nicht verstehen kann, da endlich selbst die locale, temporelle, individuelle oder allgemeine Beziehung einer Vorschrift mit zu dem vollen, von ihrem Urheber bezweckten Sinne derselben gerechnet werden muß, so ist nicht einzusehen, warum man

10) a. O. 137.

man nicht alles dieß unter der Auslegung zu begreifen habe. Es macht gerade die edlere, höher gesteigerte Auslegung aus.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

Recensionen.

I. Allgemeine Symbolik.

Institutiones symbolicae, doctrinarum Catholicorum, Protestantium, Socinianorum, Ecclesiae graecae minorumque societatum christianarum summam et discrimina exhibentes. In usum lectionum scripsit *Ph. Marheinecke*, Theol. D. et in Univers. litt. reg. Berol. Prof. P. O. Berolini sumtibus librariae scholae realis. 1812. XVI. und 243 S. in kl. 8.

Bekanntlich hat Hr. Consistorial-Präsident Planck in seinem Abriß der dogmatischen Systeme die Polemik unserer alten Theologen metamorphosirt und mit Beseitigung aller polemischen Zwecke, und lediglich den historischen Gesichtspunkt festhaltend einen neuen wissenschaftlichen Stoff producirt, welchen hernach der Hr. Verfaßer dieser anzuzeigen-

genden Schrift in seiner christlichen Symbolik (bis jezt drei Bände) mit Recht erweitert und dafür den Namen einer besondern theologischen Wissenschaft gefordert hat. Dieser läßt sich auch schwerlich versagen; denn wenn auch die allgemeine theologische Symbolik, von welcher Hr. Dr. Marheinecke nunmehr auch obiges Compendium hat an das Licht treten lassen, nicht darauf Anspruch machen kann, für eine unabhängige theologische Disciplin gehalten zu werden, so steht sie doch gerade in demselben Verhältnisse zur Dogmengeschichte, als wie z. B. die biblische Theologie zur Dogmatik; und so wie man mit Unrecht der biblischen Theologie den Namen einer Wissenschaft streitig gemacht hat, so wäre es das nämliche Unrecht, wenn man der allgemeinen theologischen Symbolik in der Reihe der theologischen Disciplinen einen untergeordneten Platz verweigern wollte. Sie ist eine Theilwissenschaft oder Beiwissenschaft von der Dogmengeschichte, wie die Dogmengeschichte wieder eine Theil- oder Beiwissenschaft von der allgemeinen Kirchengeschichte, oder wie die biblische Theologie eine Theil- oder Beiwissenschaft von der Dogmatik ist.

Die innere Einrichtung dieses akademischen Lehrbuches ist diese: nach den Prolegomenen, worin

in von Orthodoxie, Heterodoxie, Polemik nach alter Form, und von besonderer und allgemeiner Symbolik gehandelt wird, werden zuerst der römisch-katholische und lutherische, dann der lutherische und reformirte, hierauf der socinianische und orthodoxe, und endlich der Lehrbegriff der orientalischen und occidentalischen Kirche nach ihren Divergenzpunkten zusammengestellt. Den Beschluß macht die Darstellung der Unterscheidungslehren der Herrnhuther, Mennoniten und Quäker. Vor allen möchte hier der Recensent fragen, warum die so respectable Parthei der Arminianer keine eigene Rubrik erhalten hat; dann kann er aber auch nicht verschweigen, daß ihm diese combinatorische Methode nicht die angemessenste zu seyn scheint. Schon deßwegen nicht, weil sie nicht durchaus anwendbar ist, und daher oft hinkend wird. Denn manche Dogmen haben ja keine bestimmte antithetische Beziehung, z. B. die calvinische Lehre von der Gnade und Prädestination, welche eben so gut im Gegensatze von dem lutherischen Dogma als von dem semipelagianischen Dogma der Katholiken gefaßt werden kann. Und wenn der Herr Verfasser dem socinianischen Lehrbegriff die Theologia orthodoxa entgegenstellt, was ist denn hier der orthodoxe Lehrbegriff? Der Katholik, der Lutheraner und der Reformirte, einer wie der andere behaup-

behauptet, er habe ihn; und betreffen denn nicht manche Abweichungen der Socinianer auch solche Lehrpunkte, welche zwischen Katholiken, Lutheranern und Reformirten controvers sind? Die Hauptsache ist aber diese, daß bei dieser combinatorischen Methode der grosse Vortheil verloren gehet, den Lehrbegriff einer jeden einzelnen Parthei nach seinen Eigenthümlichkeiten in seiner Consequenz darzustellen; und gerade das möchte Rec. zu dem Charakter der allgemeinen theologischen Symbolik machen, wenn sie wissenschaftliche Solidität erhalten soll. Die Unterscheidungslehren jeder einzelnen Corporation sind isolirt nach ihrem Zusammenhange theils untereinander selbst, theils mit dem ganzen Lehrbegriff der Parthei darzustellen; Vergleichungen mit den entgegengesezten Dogmen anderer Partheien lassen sich auch nach dieser Methode, die Rec. in seinen Vorlesungen befolgt, anstellen, und zwar gerade da, wo sie historisch richtig und zum Verständnisse der Sache nothwendig sind. Man muß nämlich in der Anordnung der einzelnen Theile der allgemeinen theologischen Symbolik die Zeitabfolge beobachten und nicht, wie der Hr. Verf. thut, von dem Lehrbegriff der griechischen Kirche erst nach dem katholischen, lutherischen und reformirten Lehrbegriff handeln. Der Lehrbegriff der griechischen Kirche ist der älteste;

teste; der römisch-katholische Lehrbegriff ist eine weitere Fortbildung desselben, und aus dem römisch-katholischen Lehrbegriffe hat sich mit Abstreifung mancher für verwerflich gehaltener Zuthaten der protestantische Lehrbegriff nach den beiden Confessionen entwickelt. Zwar sind die Hauptquellen des römisch-katholischen Lehrbegriffs die dogmatischen Beschlüsse der tridentiner Synode, welche in dem Laufe der Geschichte einen Platz einnimmt, wo der lutherische Lehrbegriff bis auf ein Paar Punkte schon ganz entwickelt dastand. Aber, obgleich die meisten tridentiner Decrete eine antithetische Beziehung auf den Protestantismus haben, so ist es doch dem Hrn. Verf. ganz wohl bekannt, daß auf dieser Synode keine neuen Dogmen decretirt worden sind, sondern daß sich diese theologische Versammlung zum Geschäfte gemacht habe, diejenigen Lehrpunkte des hergebrachten Glaubens, welche durch die Reformation controvers geworden waren, und welche zum Theil noch keine öffentliche Bestätigung erhalten hatten, urkundlich zu sanctioniren. Aus dieser Ursache lassen sich denn die Unterscheidungslehren der katholischen Kirche ganz vollständig und lichtvoll vortragen, ohne daß ihnen der lutherische Lehrbegriff als Antithesis an die Seite gestellt werden müßte. Diese Vereinzelungsmethode läßt sich auch bei allen übrigen Theilen der allgemei-

gemeinen theologischen Symbolik ohne erhebliche Inconvenienzien anwenden. Die Vergleichungen findet bei dem Späteren Statt, der aus dem Früheren hervorgegangen ist.

So viel über die wissenschaftliche Structur dieser Schrift des Hrn. Dr. Marheinecke. Was die Darstellung im Einzelnen betrifft, so sind die Unterscheidungslehren einer jeden Parthei vollständig, grösstentheils genau und mit sorgfältiger Treue aus den besten Quellen angegeben, und Hr. Dr. M. hat sich durch diese Schrift, die sich noch ausserdem durch einen ruhigen Vortrag und meist auch durch gänzliche Unbefangenheit des Urtheils auszeichnet, ein neues Verdienst um diesen Theil der gelehrten Theologie erworben. Der Rec. erlaubt sich nur zu einigen Stellen seine Bemerkungen zu machen. Zu §. 10. über den Lehrsatz von der Kirche, welchen die tridentiner Synode unbestimmt gelassen hat, hätte noch gesagt werden können, daß die Bellarminische Definition: ecclesia est coetus hominum ejusdem fidei christ. confessione et eorumdem sacramentorum communione colligatus, sub regimine legitimorum pastorum ac praecipue unius Christi in terris Vicarii romani Pontificis die gangbarste geworden ist; und §. 12. hätte noch erwähnt werden sollen, daß die Katholiken dem nicänisch-constantinopolitanischen Glau-

bensbekenntnisse gemäß das Kriterium der wahren Kirche Christi in die vier Eigenschaften setzen, daß sie sey una, sancta, catholica et apostolica. §. 19. ist der Ausdruck Hagiographa in einer ganz un-gewöhnlichen Bedeutung von allen Büchern des biblischen Kanons (vermuthlich aus Verwechslung mit dem Ausdrucke διαθηκογραφα oder ενδιαθηκα) gebraucht. §. 26. hätte noch gesagt werden sollen, daß die meisten katholischen Dogmatiker justificationem primam et secundam unterscheiden; dieß war um so nöthiger, da der Hr. Verf. selbst hernach §. 29. zur Erläuterung auf diese Unterscheidung hindeuten muß. §. 33. heißt es: quorum (sacramentorum) numerum septenarium Tridentina Synodus primum singulari sanctione definivit; Rec. weiß zwar wohl, daß dieß vielen andern nachgesprochen ist; aber es ist nicht ganz richtig. Denn schon Eugen IV. verlangte auf der Synode zu Florenz im J. 1439 von den Armeniern, daß sie sieben Sacramente glauben sollten; dieß muß schon als eine öffentliche kirchliche Sanction dieses Lehrpunktes angesehen werden. §. 78. ist unrichtig der Volksname Türken als Religionsname (für Muhamedaner) gebraucht. §. 116. wird über die Lehre der Griechen von dem Ausgange des heil. Geistes blos allein vom Vater das harte Urtheil gefällt: omnis haec doctrina desti-

destituta idoneo fundamento est meraque pertinacia tenetur, nec recta aptaque simul methodo et via theologica ab illis demonstratur. Das Urtheil des Rec. lautet gerade entgegen; die Griechen verwerfen die processio spiritus s. ab utroque ausdrücklich deswegen, weil das N. T. nur von einem εκπορευεσθαι παρα τε πατρος spricht und weil auch das nicänisch-constantinopolitanische Glaubensbekenntniß in seiner unverfälschten Gestalt von nichts weiterem weiß; da nun noch überdieß die Griechen ganz genau nach dem N. T., worinn blos von einer πεμψις des heil. Geistes, vom Sohne in Gemeinschaft mit dem Vater die Rede ist, zwischen der processio hypostatica und der processio temporaria (wovon aber der Hr. Verf. nichts meldet) unterscheiden und die leztere aus Vater und Sohn gemeinschaftlich geschehen lassen, so ist es wohl ganz klar, daß dieß Dogma der Griechen sowohl biblischen als historischen Grund hat.

Die Literatur ist überall, obgleich mit Auswahl, dennoch aber reichhaltig angegeben, wodurch der Hr. Verf. seiner Schrift einen neuen Vorzug gegeben hat. Indessen wird doch hin und wieder manches Bedeutende ungern vermißt; z. B. unter den Polemikern der Reformirten S. 6. fehlt gerade das Hauptwerk: Dan. Chamier Panstratiae catholicae corpus; S. 18. fehlt Ko-

chens Abhandlung über die drei oecumenischen Glaubensbekenntnisse in Augusti's theol. Monatsschrift, J. 1802, St. 1 und 7. Doch das sind lauter Kleinigkeiten, die den Werth des Buches nicht verringern können. Der Rec. wollte nur dem Hrn. Verf., den er persönlich schätzt, beweisen, daß er dasselbe mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt studirt habe.

II. Kirchengeschichte.

1) Ueber die Einführung der christlichen Religion als Staatsreligion im römischen Reiche durch den Kaiser Constantin. Eine Abhandlung zur Feier der vier und funfzigsten Wiederkehr des Stiftungstages der k. b. Akademie der Wissenschaften in der öffentlichen Versammlung derselben am 29. März 1813 vorgelesen von Dr. C. D. A. Martini, königl. baier. Kreis-Kirchenrathe und ord. Mitglied der Akademie der Wiss. München 48 S. 4.

Diese herrliche Monographie entspricht durch ihren gediegenen Inhalt und ihren glänzenden Vortrag ihrer erhabenen Veranlassung und Bestimmung eben

eben so sehr, als sie den Ruhm ihres vortrefflichen Verfassers vermehrt und auf wenigen Seiten den vielfältigsten Beweis giebt, wie viel das Geschichtsstudium durch tiefe Kenntniß der Quellen, durch ächte historische Kritik und durch eine feine Combinationsgabe gewinne. Zur Rechtfertigung dieses Urtheils brauchen wir nur den wesentlichsten Inhalt derselben vorzulegen.

Die alte Staatsreligion der Römer hatte sich bereits überlebt, als das Christenthum über die Grenzen des jüdischen Landes drang, und dasselbe konnte in den andern Provinzen des römischen Reiches um so schnellere Fortschritte machen, da es eine geraume Zeit blos als ein besonderer Zweig des Judenthums angesehen wurde, und deswegen Duldung genoß. Endlich wurde zwar die Regierung auf diese immer größer werdende jüdische Secte aufmerksam, und die Besorgniß, daß durch sie die bestehende, mit der alten Staatsreligion mannichfaltig verflochtene, bürgerliche Verfassung gefährdet werden könnte, zog den Mitgliedern derselben öffentliche Verfolgungen zu. Die ersten unter Nero und Domitian erstreckten sich indessen nicht ausserhalb Rom; aber auch die folgenden grösseren und allgemeineren Verfolgungen verfehlten ihren Zweck, weil sie den Eifer der neuen Secte, wenn er erkalten wollte, immer neu entzündeten, und dadurch

durch sogar ein Hauptmittel zur weitern Verbreitung und zur Befestigung des Christenthums wurden. Daher war nach den blutigsten Katastrophen am Anfange des vierten Jahrhunderts die Parthei der Christen schon so zahlreich, daß sie in allen Provinzen des römischen Reiches einen bedeutenden, in einigen vielleicht schon den überwiegenden Theil der Bewohner derselben ausmachte. Nunmehr ergriff aber Diocletian, bei noch weiteren Fortschritten des Christenthums den Untergang des Staates fürchtend, solche Maasregeln, die nicht nur äusserst hart, sondern auch mit der feinsten Klugheit darauf berechnet waren, die völlige Unterdrückung der neuen Secte zu beschleunigen. Allein in der Getheiltheit der Reichsverwaltung lag das Hinderniß, warum auch dieser Plan scheiterte. Der Cäsar Constantius Chlorus, welcher Gallien, Spanien und Britannien beherrschte, suchte vielleicht mehr aus natürlicher Milde seines sanften und menschenfreundlichen Charakters als aus politischen Rücksichten die Vollziehung der von Diocletian erlassenen Verfolgungsdecrete möglichst zu beschränken, und sobald er nach Diocletians Abdankung zur Würde des Augustus erhoben war, ward er Freund und Beschützer der Christen, und gewährte ihnen völlige Duldung. Sein Sohn Constantin trat in seine Fußtapfen und erhob, nachdem er zur Al-

keinherrschaft im römischen Reiche gelangt war, sogar die christliche Religion auf den Kaiserthron.

Das erste, was Constantin that, nachdem er im J. 306 in die Würde seines verstorbenen Vaters eingetreten war, war das, daß er den Christen in den ihm als Erbe zugefallenen Provinzen die ungestört freye Ausübung ihres Gottesdienstes zusicherte. Freilich war der stärkste Beweggrund, der ihn zu dieser großmüthigen Handlung bestimmte, der, sich eine Parthei zu sammeln, um bei einem Angriffe, welchen ihn das mehr als zweideutige Benehmen des Galerius nur zu sehr befürchten ließ, nicht ohne sichern Beistand zu seyn. Allein gewiß hatten doch auch die Gefühle der Menschlichkeit, das Beispiel und der Rath seines sterbenden Vaters, und die Ueberzeugung von der Rechtlichkeit der Christen einigen Antheil daran. Aber noch war es blos Duldung, was Constantin den Christen angedeihen ließ; er für seine Person war noch der heidnischen Staatsreligion zugethan, und dachte noch keineswegs an die Erhebung des Christenthums an ihre Stelle, wie viele seiner öffentlichen Handlungen beweisen. Nach der Besiegung des Maxentius dehnte Constantin sein Duldungssystem auch über Italien aus. Ein im J. 312 von ihm erlassenes Edict versicherte den Christen völlig freie Religionsduldung, jedoch

enthielt

enthielt es noch einige beschränkende Klauseln, die man aber nicht kennt. Denn dieses Edict ist verloren gegangen; man kennt es nur noch seinem Hauptinhalte nach aus Euseb. H. E. IX. 9. und aus der Beziehung, welche in dem neuen von Constantin im Gemeinschaft mit dem Licinius im J. 313 von Mailand aus erlassenen Edicte (Euseb. H. E. X. 5. Lactant. de mort. persec. c. 48.) darauf genommen ist. In diesem mailändischen Edicte wurden aber jene Beschränkungen (bei Euseb αἱρέσεις, was nicht mit Valesius und andern durch sectae übersezt werden darf, wie hier S. 13. f. bis zur Evidenz bewiesen wird) zurückgenommen, und die christliche Parthei wurde in alle Rechte einer vom Staate als rechtmäßig anerkannten religiösen Gesellschaft eingesezt. Noch immer handelte Constantin blos aus politischen Gründen, und man thut höchst unrecht, wenn man vorgiebt, er habe schon izt den Plan gehabt, die bisherige Staatsreligion zu abrogiren und die christliche in alle Vorrechte derselben einzusetzen. Das mailändische Edict gewährte dem Christenthume weiter nichts als eine völlige Gleichstellung mit allen andern von dem Staate als rechtmäßig anerkannten Religionen. Constantin war noch immer in seinem Herzen ein Anhänger der heidnischen Religion, wie vieles von dem beweist, was er nach der Be-

sitz-

sitznahme von Italien that, verordnete und geschehen ließ. Er hat zwar in den folgenden Jahren durch seine Bemühungen, die donatistischen Streitigkeiten in Afrika beizulegen, durch die Abreichung beträchtlicher Summen zur Unterhaltung der christlichen Geistlichkeit, durch die derselben ertheilten Vorzüge, Rechte und Immunitäten, und durch andere Begünstigungen der Christenparthei den Schein gegeben, als gehöre er ihr selbst schon an; allein bei dem allen handelte er blos als Regent und in der Absicht, die Christenparthei unauflöslich fest an sich zu ketten. Denn in dem nämlichen Zeitraume verordnete er Manches, was er nicht hätte thun, wenigstens nicht in der Art hätte thun können, wenn jene Verfügungen darinn ihren Grund gehabt hätten, daß er schon in seiner Ueberzeugung ein Christ war.

Im J. 323 und in den nächstfolgenden Jahren nahm aber Constantin ein anderes Benehmen an; ein Benehmen, welches keinen Zweifel ließ, daß er nunmehr die Absicht und den Plan habe, die christliche Religion zur allgemeinen Volks- und Staatsreligion zu machen. Gleich in dem ersten Edicte, welches er nach der Besiegung des Licinius erließ, gab er den lebhaften Wunsch und die Hoffnung zu erkennen, daß alle seine noch dem Polytheismus ergebenen Unterthanen sich zur

Ver-

Verehrung des allein wahren Gottes der Christen wenden würden, und er wandte allerlei Mittel an, daß sein Wunsch realisirt werden möchte. Er selbst bekannte sich öffentlich als einen Anhänger des Christenthums; seinen Prinzen gab er christliche Erzieher und befahl ihnen, sich auch öffentlich als Christen zu bekennen. Dennoch wandte er keine gewaltsamen Mittel an, um die christliche Religion zur alleinigen des Staates zu machen. In demselben Edicte, welches die dringende Bitte enthielt, daß seine noch heidnischen Unterthanen der Wahrheit des Christenthums huldigen möchten, gestattete er ihnen doch völlige Freiheit, bei ihrer bisherigen Religion bleiben zu dürfen. Zwar hat er in der Folge manche Einzelne verfügt, was dem Heidenthume Nachtheil brachte, aber unter allen seinen Gesetzen ist kein einziges vorhanden, welches ein allgemeines und gänzliches Verbot des Heidenthums enthielte. Er bewies sich gegen diejenigen, welche sich nicht von demselben losmachen wollten, fortdauernd duldsam; erst in seinen lezten Jahren hat er auf Einflüstern christlicher Bischöffe einige strengere Maasregeln ergriffen, welche auf eine gänzliche Unterdrückung der heidnischen Religion abzweckten.

Forscht man nun nach den Ursachen, warum Constantin vom J. 323 an auf einmal eine entschiede-

schiedene Vorliebe zum Christenthume zeigte und sich selbst den Bekennern desselben zugesellte, so giebt der Gang der öffentlichen Angelegenheiten des römischen Reiches das beste Licht. Constantinus hatte in diesem Jahr seinen lezten Gegner, den Licinius, zur Unterwerfung gebracht und die Alleinherrschaft über das unermeßliche römische Reich errungen. Der Unterstützung der Christenparthei hatte er es meistens zu verdanken, daß er auf dieser Höhe stand; war es nicht zur Sicherung und Befestigung seines Thrones nothwendig, dieser Parthei eine feste Existenz zu geben und ihre Ausbreitung so viel als möglich zu befördern? Und konnte ihr diese feste und sichere Existenz gegeben werden, ohne daß er das Christenthum in seiner Person und in seinen Nachfolgern auf den Kaiserthron brachte? Politik war also gewiß der erste Beweggrund, daß sich Constantin so schnell entschloß, seine väterliche Religion mit der christlichen zu vertauschen, und daß er sich bemühete, die Bekenner derselben zu vermehren. Politik war es auch, daß er seinen heidnischen Unterthanen die Freiheit ließ, bei ihrer angeerbten Religion zu verbleiben, und diese Freiheit im Allgemeinen bis ans Ende seines Lebens bestehen ließ. Endlich war es auch, wenn man auf die Grundursache zurückgehen will, Politik, daß Constantin nach und nach in seinen zu Gun-

sten

Diese historische Deduction, welche wir nach ihren Grundzügen unsern Lesern vorgelegt haben, bewährt sich selbst als ächt und richtig, weil sie kein Wort enthält, das nicht in den untergesezten zahlreichen gelehrten Anmerkungen aus den lautersten historischen Quellen nachgewiesen wäre, und weil sie den Gang der Sache so darstellt, wie er bei genauer Beleuchtung der damaligen allgemeinen Angelegenheiten des römischen Reiches und des individuellen Characters des öftens von bestochenen Lobrednern zu sehr erhobenen und von partheiischen Tadlern über die Gebühr verunglimpften Kaisers Constantinus nach der natürlichen Ordnung der Dinge gleichsam erfolgen mußte. Indem wir im Namen des theologischen Publikums dem berühmten Herrn Verfasser für dieses schätzbare Geschenk innig danken, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß ihm seine vielseitigen Berufsgeschäfte so viel Muße gestatten möchten, mit seinen literärischen Spenden in der Folge freigebiger wie bisher zu seyn, und insonderheit der gelehrten theologischen Welt die Fortsetzung seiner trefflichen Geschichte des Dogma von der Gottheit Christi nicht länger mehr vorzuenthalten.

---

2) Grund-

2) Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche, von L. T. Spittler. In der fünften Auflage bis auf unsere Zeit herab fortgeführt von Dr. G. J. Planck. Göttingen 1812.

Nicht leicht hätte die nöthig gewordene neue Ausgabe des Spittlerschen Grundrisses der Kirchengeschichte und die Fortsetzung derselben in bessere Hände fallen können, als in die Hände des auf dem Titel genannten würdigen Herausgebers, den, ausser seiner allgemein anerkannten ausgezeichneten kirchenhistorischen Gelehrsamkeit, seine mehr als vierzigjährige Freundschaft mit dem verewigten Spittler zu einer solchen Arbeit vor vielen Andern geschickt machten. Von dem Werthe der Spittlerschen Kirchengeschichte, von welcher Hr. Planck sehr richtig sagt, daß sie, obgleich in den Raum eines kleinen Bandes zusammengedrängt, doch nicht nur ein wahreres, sondern auch ein vollständigeres und ausgemahlteres Bild von dem Zustande der Kirche und der Religion in jeder ihrer verschiedenen Perioden darlege, als irgend eines der viel grösseren Werke älterer Bearbeiter der Kirchengeschichte; von dem Werthe dieses Hauptwerkes hier noch etwas beizufügen, würde ganz überflüssig seyn.

Nur

Nur die Zusätze, mit welchen die neue Ausgabe ausgestattet ist, sind es, auf welche sich diese Anzeige beschränken muß. Mit Recht hat der Herausgeber, anstatt ihnen die Form eines eigenen und besondern Nachtrages zu geben, es für das schicklichste gehalten, sie blos an den gehörigen Stellen einzuschieben. Die Zusätze zu der neueren Geschichte der lutherischen Kirche füllen in der fünften Periode einen Theil des 58sten, und die sieben lezten Paragraphen S. 510—524. In diesen wird der Einfluß, welchen das berufene Preussische Religions-Edict vom Jahr 1807, und der Einfluß, welchen die Kantische Philosophie, oder vielmehr der Enthusiasmus, mit welchem sich auf einmal fast alles in dieselbe hineinwarf, auf den theologischen Zeitgeist gehabt hat, mit eben so vieler Wahrheit als Freimüthigkeit geschildert, und über den gegenwärtigen Zustand unserer Theologie zulezt das gegründete Urtheil gefällt, daß derselbe wenigstens zu eben so vielen Hoffnungen als Besorgnissen, ja vielleicht zu mehr Hoffnungen eines im Ganzen glücklichen Erfolges der zulezt herauskommen, als zu Befürchtungen eines wahren und dauernden Nachtheils, der für das Christenthum daraus erwachsen könnte, Anlaß gebe. — Die Zusäze zu der Geschichte der katholischen Kirche nehmen einen Theil des 698sten und die vierzehn lezten

Para-

Paragraphen S. 532—555 ein. Hier sind es die Bewegungen der deutschen Erzbischöffe gegen den römischen Stuhl und der Embser Congreß, und die Wirkungen der französischen Revolution auf Rom und auf die ganze katholische Kirche, über welche sich der Herausgeber verbreitet. Kenner der Sache werden, ausser der strengsten Unpartheilichkeit und edler Mäßigung, womit alles gesagt ist, die bündige Kürze bewundern, mit welcher auf wenigen Seiten die Hauptmerkwürdigkeiten aus einer so verhängnißvollen Periode zusammengedrängt sind. Wenn man auch etwa hie und da einen wichtigen Umstand anfangs zu vermissen glauben möchte, wird man ihn doch hinterher, und zwar an der schicklichsten Stelle, von der geschickten Hand des Verf. angeknüpft finden. Im übrigen ist, und dieß nach einem sehr richtigen Grundsatze, der Text des Spittlerschen Werks, so wie er in der lezten noch bei seinem Leben herausgekommenen oder der vierten Ausgabe vom J. 1806 anzutreffen ist, ganz unverändert beibehalten worden. Nur bei einigen Stellen hat Hr. Planck, bald um eine kleine eingeschlichene historische Unrichtigkeit zu verbessern, bald um durch Einschiebung eines historischen Umstandes oder eines kleinen historischen Zuges ein historisches Urtheil des seligen Spittler mehr ins Licht zu setzen, dem Text eine Note hinzugefügt.

Solche Noten, welche meistentheils kurz, alle aber sehr zweckmäßig sind, wird man S. 64, 86, 100, 106, 120, 122, 217, 224, 245, 324, 326, 334, 388 und 469 antreffen, und nur bedauern, daß es dem Herausgeber nicht gefallen hat, noch einigen andern Stellen eine berichtigende oder erläuternde Anmerkung beizufügen. Sehr angenehm würde es ohne Zweifel auch den Lesern gewesen seyn, wenn die von Spittler in der Vorbereitung angegebene kirchenhistorische Literatur einige Zusätze und Ergänzungen erhalten hätte. Eine besondere Zierde dieser neuen Ausgabe ist noch die vom Herausgeber dem Werke vorgesezte Abhandlung: Ueber Spittler als Historiker. Wirklich kostet es dem Rec. einige Ueberwindung, aus diesem gehaltreichen höchst belehrenden Aufsatze nicht wenigstens Einiges auszuheben. Aber da diese auch schon früher einzeln ausgegebene Abhandlung bereits in mehrern kritischen Blättern ausführlich ist angezeigt worden; so muß er sich damit begnügen, dieselbe Allen, welchen Spittlers Andenken theuer ist, insbesondere allen angehenden Kirchenhistorikern, zum sorgfältigsten Studio anzuempfehlen.

III. Kirchliche Statistik.

Protestantisches Kirchenjahrbuch für das Königreich Baiern. Erster Jahrgang 1812. Im Verlag der allgemeinen protestantischen Pfarrwittwen-Cassa. Sulzbach in Commission der J. E. Seidelschen Buchhandlung. 508 S. gr. 8.

Ein preiswürdiges Unternehmen der erhabenen königlich-baierischen Regierung, geheiliget durch den edelsten Zweck, und als Beitrag zur kirchlichen Statistik und Topographie Deutschlands von einem nicht geringen wissenschaftlichen Werthe. Es ist in dieser leztern Hinsicht zu wünschen, daß nicht nur auch die katholische Geistlichkeit in dem Königreiche Baiern ein solches Jahrbuch erhalten, sondern daß man überhaupt die Sache auch in andern deutschen Ländern nachahmen möge. Wenn dieß durchgängig geschähe, so liesse sich dann einmal eine ganz vollständige Germania sacra liefern.

In dem Königreiche Baiern ist zwar dieses Jahrbuch in den Händen aller protestantischen Geistlichen, und also nach seiner Einrichtung und seinem Inhalte schon bekannt. Zum Besten des grösseren Theils unserer Leser in andern Ländern müssen

wir aber doch eine kurze Beschreibung desselben machen, was uns zugleich Gelegenheit geben wird, den Statistikern einen ihnen nicht unangenehmen Abriß der äussern Verfassung der protestantischen Kirche in dem Königreiche Baiern vorzulegen.

Die protestantische Geistlichkeit in diesem Königreiche steht unter einem General-Consistorium, das seinen Sitz in der Residenz München hat, und eine Branche des Ministeriums des Innern ist. Sie ist in vier Generaldecanate eingetheilt: a) Das Generaldecanat Baireuth für den Mainkreis; b) das Generaldecanat Ansbach für den Rezatkreis und die Stadt Nürnberg; c) das Generaldecanat Regensburg für den Regen-, Ober- und Unter-Donau-Kreis und die Stadt Augsburg; d) das Generaldecanat München für den Isar-, Iller- und Salzach-Kreis. Ein jedes General-Decanat hat einen Kreis-Kirchenrath, der unter der Direction und Authorität des General-Commissariats oder der obersten Kreis-Behörde die kirchlichen Sachen bearbeitet. Der erste Abschnitt dieses Jahrbuches enthält nun eine Beschreibung sämmtlicher protestantischer Pfarreien in dem Königreiche Baiern, welche nach den vier Generaldecanaten geordnet ist. Ein jedes Generaldecanat ist in Di-

stricts-

stricts decanate eingetheilt, welche nach einer neueren Verordnung in Decanate erster Klasse (die 10 und mehr Pfarreien begreiffen) und in Decanate zweiter Klasse (die weniger als 10 Pfarreien in sich fassen) zerfallen. Das General-Decanat Baireuth zählt 14 Districtsdecanate (Baireuth, Bamberg, Berneck, Hof, Kreußen, Kulmbach, Ludwigstadt, Michelau, Münchberg, Naila, Seibelsdorf, Thurnau, Weiden, Wunsiedel) und eine Inspection (Redwiz) mit 164 Pfarreien. Das Generaldecanat Ansbach zählt 24 Districtsdecanate (Ansbach, Altdorf, Burghaßlach, Dinkelsbühl, Einersheim, Erlangen, M. Erlbach, Feuchtwangen, Gräfenberg, Gunzenhausen, Hersbruck, Insingen, Kadolzburg, Kolmberg, Lauf, Lonnerstadt, Neustadt an der Aisch, Rothenburg an der Tauber, Schwabach, Uffenheim, Wassertrüdingen, Windsbach, Windsheim, Nürnberg) mit 331 Pfarreien. Das Generaldecanat Regensburg zählt im Ober-Donau-Kreise 11 (Harburg, Hechlingen, Leipheim, Nördlingen, Oettingen, Pappenheim, Roth, Sulzkirchen, Thalmessingen, Weissenburg, Augsburg), und im Regenkreise 2 (Sulzbach, Regensburg), in allem 13 Districtsdecanate mit 135 Pfarreien, wovon eine im Unterdonaukreise ist. Das General-Decanat München zählt im Isarkreise 1 (München) und im Illerkreise 2 (Kempten, Memmingen) in

in allem 3 Districtsdecanate mit 22 Pfarreien, wovon eine im Salzach-Kreise ist.

In dieser Parochigraphie sind jedesmal alle Parochialorte, die Filialkirchen nebst den den Pfarrern darinn obliegenden Prästationen, bisweilen die Summe der Häuser oder Seelen in der ganzen Parochie, die Zahl der ansässigen Christen anderer Confessionen und die Zahl der Juden, die Gerichts- und Polizeibehörden, unter welche die Pfarreien gehören, und bei Pfarreien, welche nicht von landesherrlicher Dotation sind, die Patronatsherrschaften angegeben. Die wenigen Pfarreien evangelisch-reformirter Confession formiren keine eigene Corporation, sondern sie sind den Decanaten ihres Districts einverleibt; ohne Zweifel eine Verfügung, welche das gänzliche Aufhören der Trennung zweier Partheien bezweckt, die nach den Veränderungen, welche in den neuern Zeiten in dem Dogma der Lutheraner von dem heil. Abendmahle und in dem Dogma eines Theils der Reformirten von der Prädestination vorgegangen sind, nicht mehr als zwei innerlich abgesonderte Partheien angesehen werden dürfen. Seite 210 dieses Jahrbuches ersieht man sogar, daß der reformirte Pfarrer zu Baireuth das Decanat jenes Districts verwaltet, und der Verfasser dieser Anzeige kann noch die neuere Thatsache berichten, daß die S. 268 als erledigt angegebene reformirte Pfarrei

Wil-

Wilhelmsdorf dem lutherischen Pfarrer zu Emskirchen zur beständigen Verwaltung, jedoch nach der reformirten Liturgie, übergeben worden ist. Die Absichten der königlich baierischen Regierung, dem unnützen, unseligen und durch den zum Bessern fortgeschrittenen Geist der Zeit schon längst antiquirten Schisma zwischen den Lutheranern und Reformirten ohne Geräusch ein Ende zu machen, liegen also klar am Tage.

Man bewundert die Genauigkeit, welche in allen statistischen und topographischen Angaben dieses ersten Abschnitts herrscht. Aber die Vorrede versichert auch, daß den Berichterstattern die größte Sorgfalt, sogar in der Schreibung der Ortsnamen, aufgegeben worden sey. Es läßt sich also, was bei gewöhnlichen statistischen Schriften selten der Fall ist, mit Sicherheit annehmen, daß alle Angaben vollkommen richtig sind; es müßten sich denn beim Abschreiben der Berichte oder beim Drucke erst Fehler eingeschlichen haben. S. 83 haben wir in der Topographie der Pfarrei Emskirchen einen entdeckt; unter den eingepfarrten Weilern wird vom Ziegelhof gesagt, daß er auch Vierzehenmorgen genannt werde. Es sind aber zwei ganz verschiedene Weiler, die fast eine halbe Meile von einander entfernt liegen. S. 77 sind wir auf eine Auslassung gestossen. Bei Erlangen ist näm-

nämlich die Universitätsparochie nicht genannt. Diese Auslassung wurde aber höchst wahrscheinlich blos dadurch verursacht, daß diese Parochie nicht im Decanats-Verbande, sondern unter dem academischen Senate steht, und also in dem Berichte des Erlanger Districtsdecanats nicht aufgeführt werden konnte.

Der zweite Abschnitt liefert den Personalbestand sämmtlicher protestantischer kirchlicher Behörden und geistlicher Stellen in dem Königreiche Baiern (am Schlusse des Jahrs 1811). Es sind durchgängig 9 Colonnen, worinn das Decanat, zu welchem die Geistlichen (ausser den wirklichen Pfarrern sind hier auch die Archidiaconen, Diaconen, Capläne, Subdiaconen ꝛc. aufgeführt) gehören, ihr Wohnort, Name, Zeit und Ort der Geburt, der Gymnasial- und Universitäts-Studien, die Zeit ihrer Aufnahme unter die Candidaten, Zeit und Art ihrer ersten Anstellung, und in der lezten Columne ihre successiven Weiterbeförderungen angegeben sind. Die Summe aller protestantischen geistlichen Stellen im Königreiche Baiern ist 771.

Der dritte Abschnitt enthält ein Verzeichniß der protestantischen Pfarramts-Candidaten des Königreichs Baiern (am Schlusse des J. 1811 waren es 164, wovon aber 59 schon

als

als Rectoren, Cantoren 2c. oder im Auslande angestellt sind); der vierte ein Verzeichniß der als Studien-Lehramts-Candidaten geprüften und aufgenommenen Pfarramts-Candidaten (3); der fünfte ein Verzeichniß der im J. 1811 vorgefallenen Personalveränderungen unter den protestantischen Geistlichen des Königreichs; im sechsten sind die allgemeinen Verordnungen über die Verfassung und Einrichtung der protestantischen Kirche in dem Königreiche Baiern, nebst den ergangenen einzelnen kirchlichen Vorschriften, welche jedem Geistlichen dieser Kirche vollkommen bekannt und als Richtschnur stets bei der Hand seyn sollen, nach der Zeitfolge zusammengestellt. Den Beschluß macht ein Namenregister.

IV. Patristik.

Chrestomathia patristica ad usus eorum, qui historiam dogmatum christianorum accuratius cognoscere cupiunt, adornata a *J. C. W. Augusti*, Th. et Philos. Dr. etc. Vol. II. tractatus ex patribus latinis continens. Lips. ap. Dyck. 1812.

Der erste Theil dieser neuen patristischen Chrestomathie, welcher ausgesuchte Stücke aus griechischen Kirchenvätern enthält, liegt ausserhalb der Grenzen dieses Journals. Wir müssen uns daher begnügen, den vorliegenden 2ten Theil anzuzeigen. Ueber die Tendenz desselben erklärt sich der Verf. in der Vorrede auf folgende Art: „ut in priori huius operis parte theologiam graecorum delineare cogitavimus, ita in hac posteriori epitomen quamdam et quasi medullam theologiae latinorum enucleare nobis propositum fuit." Die einzelnen Schriften lateinischer Kirchenväter, welche der Verf. zur Erreichung dieses Endzwecks hat abdrucken lassen, sind: 1) Tertulliani l. adversus praxeam, nach Rigaltii Ausgabe. 2) Cypriani tract. de unitate ecclesiae; ausserdem zwei Briefe dessel-

den, nämlich Ep. LXIII. gegen diejenigen, welche statt des Weins Wasser im Abendmahle gebrauchten, und Ep. LXXIII. wider die Gültigkeit der Ketzertaufe; — alles nach der Bremer Ausgabe von 1690, die bekanntlich ein Nachdruck der Fellschen Ausgabe ist. 3) Lactantius de rebus novissimis — in s. Institut. div. l. VII. c. 14—26 nach J. G. Walchs Edit. vom J. 1735. 4) Hieronymi ep. ad Paulinum de lectione scripturarum, nach der Ausgabe des Tribbechov. Frankf. 1684. 5) Endlich von Augustin, s. Buch de natura et gratia ad Timasium et Jacobum; sein enchiridion ad Laurentium, die beiden Briefe CXVIII. u. CXIX. (nach der Benedict. Ausgabe Ep. LIV. u. LV.) ad Januarium de ritibus ecclesiae, und Ep. CXLVI. (Ben. CCV.) ad Consentium de corpore Christi; alles nach der Lyoner Ausgabe vom J. 1664. — Was das Urtheil über den Werth dieses Werks betrifft: so wünscht der Verfasser in der Vorrede zum ersten Theil, daß man dasselbe so lange zurückhalten möge, bis der dritte Theil, welcher locos communes ex patribus universis secundum ordinem systematis theologici collectos atque dispositos enthalten soll, erschienen seyn würde. Indessen steht nichts im Wege, daß nicht Rec. schon jetzt über den zweiten Theil sein wohlüberlegtes Urtheil niederschreiben sollte. Ohne

mit

mit dem Verf. darüber rechten zu wollen, warum gerade die angezeigten Stücke allein mit Vorbeilassung anderer eben so wichtigen von ihm gewählt worden, oder warum blos Schriften der Orthodoxen und keine der sogenannten Häretiker, von denen uns doch auch einige sehr wichtige aufbehalten sind, in seine Chrestomathie aufgenommen worden sind, wollen wir nur bemerken, daß sich der Verf. die ganze Arbeit gar zu leicht gemacht zu haben scheint. Denn was kann es doch für Mühe machen, einige sehr bekannte Aufsätze der Kirchenlehrer aus der ersten der besten Ausgabe, die man gerade zur Hand hat, wieder abdrucken zu lassen? Um nichts von dem Mangel kritischer Anmerkungen zu sagen, so hätte doch wenigstens der Charakter eines jeden Kirchenvaters mit wenigen aber kräftigen Zügen gezeichnet, der Hauptinhalt einer jeden hier abgedruckten Schrift in bündiger Kürze angegeben, und der angehende Theolog gleich auf den rechten Standpunkt sollen geführt werden, aus welchen dieselbe angesehen und studirt werden muß. Aber, da das Werk nicht blos für Zuhörer des Verf. oder eines andern Docenten, sondern auch für solche bestimmt ist, die sich durch eignen Fleiß eine genauere Kenntniß der christlichen Dogmengeschichte zu erwerben wünschen; so würden selbst einige mit weiser Oekonomie unter den Text

gesez-

gesezte exegetische und historische Anmerkungen ganz an ihrer Stelle gewesen seyn. Freilich sehen wir die Antwort des Verf. voraus, daß die Kürze, die er sich zum Gesez machen müssen, ihm solches nicht erlaubt habe. Aber würden denn nicht diejenigen, denen überhaupt mit einer solchen Arbeit gedient seyn mag, bei jedem Bande gern ein Paar Bogen mehr bezahlt haben, wenn ihnen, neben einer richtigen Uebersicht des Ganzen einer patristischen Schrift, bei solchen Stellen, bei welchen sie nothwendig anstossen müssen, eine erklärende oder erläuternde Anmerkung zu Hülfe käme? Hierdurch wären sie doch wirklich in das patristische Studium eingeleitet worden. Bei der gegenwärtigen Einrichtung des Werks ist dagegen für sie zu diesem Zweck gar nichts geleistet. Wie viel besser werden sie daher für ihre Bedürfnisse gesorgt finden, wenn sie Semlers Einleitung vor der von ihm herausgegebenen Baumgartenschen Polemik zur Hand nehmen, wo sie alle vorzüglichern dogmatischen Werke der Kirchenväter nach ihrem Hauptinhalte angeführt, die Hauptstellen in ihrem Zusammenhange in der Originalsprache beigebracht, das Eigenthümliche der kirchlichen Sprache überall erläutert, und alles mit einem scharfen und meist treffenden Urtheile belegt antreffen. Die Chrestomathie des Verf. wird nur für diejenigen brauchbar seyn, welche eine Vorlesung

dar-

darüber zu hören Gelegenheit haben. Denn auf die Bedürfnisse derer, die sich durch eigenen Fleiß in das patristische Studium hineinarbeiten wollen, ist nicht die mindeste Rücksicht genommen. In wiefern der versprochene dritte Theil des Werks mehr leisten werde, müssen wir erwarten.

V. Homiletik.

Predigten im Jahr 1812 von Dr. Franz Volkmar Reinhard gehalten, nach dessen Tode herausgegeben und mit einer kurzen Nachricht von den lezten Lebenstagen des Vollendeten begleitet von Dr. Johann Georg August Hacker, königl. sächsischem ersten evangelischen Hofprediger. Fünf und dreißigster und lezter Band. Sulzbach in des Kommerzienraths J. E. Seidel Kunst- und Buchhandlung 1813. gr. u. kl. 8.

Nicht blos mit der längst begründeten Ueberzeugung, etwas Treffliches zu finden, auch mit der Empfindung der innigsten Wehmuth werden die zahlreichen Verehrer des vollendeten Reinhards diesen 35sten Band seiner Predigten zur Hand nehmen; denn es sind leider! die lezten, die wir von diesem

großen

großen Redner erhalten. Der Herausgeber, Herr Hofprediger Dr. Hacker hat diesen Schlußband mit einer kurzen Nachricht von den lezten Lebenstagen des Verewigten in das Publikum eingeführt und demselben zugleich mit der Rede, die er am Sarge Reinhards hielt, auf Verlangen des Verlegers ein wiederholtes und sehr schäzbares Geschenk gemacht. Jene Nachricht macht uns mit den langen und empfindlichen Leiden des Verewigten, aber auch mit der unermüdeten Thätigkeit bekannt, welche selbst die angreifendsten Schmerzen nicht eher zu unterbrechen vermochten, als bis eine gänzliche Abnahme der Kräfte ihr endlich auf immer für diese Erde Schranken sezte. Besonders wird jeden Freund Reinhards der fromme, Gott ergebene christliche Sinn ansprechen, mit der er seine Leiden trug und dem annähernden Tode entgegen gieng. Herr Hofprediger Hacker glaubte bei dieser Gelegenheit es dem Andenken des Rechtschaffenen schuldig zu seyn, ihn gegen die Beschuldigung des Bequemens nach Umständen und Verhältnissen zu vertheidigen und als ehemaliger Schüler, so wie als nachheriger College und vertrauter Freund vor Gott zu bezeugen, daß der Glaube, den Reinhard verkündigte, lebendige Ueberzeugung gewesen sey. Wir ehren dieses Zeugniß; glauben aber, daß wohl nun nicht leicht Jemand mehr den ehrwürdigen Vollendeten einer unedlen

Dupli-

Duplicität fähig halten werde. Livor post fata quiescit! — Die Rede, welche Hr. Dr. Hacker, wider die eingeführte Gewohnheit, nach welcher zu Dresden die Verstorbenen nur unter stillem Gebete beerdiget werden, an der Gruft Reinhards gehalten hat, ist kurz, aber voll Geist und Salbung. Sie spricht die Empfindungen der Wehmuth, der Dankbarkeit und heiliger Entschliessungen aus und beurkundet, wie alle Arbeiten des Hrn. D., ein ausgezeichnetes Rednertalent.

Was die vierzehn Predigten, die uns in dem vorliegenden Bande mitgetheilt werden, selbst betrifft, so sind zehn davon von dem sel. Reinhard noch 1812 vorgetragen, die vier lezten aber schon früher niedergeschrieben, aber kränklicher Umstände wegen nicht gehalten worden. Rec. hätte gewünscht, daß Herr D. H. die Zeit bestimmt haben möchte, in welcher besonders die dreizehnte Predigt, auf die wir unten zurückkommen werden, niedergeschrieben wurde, weil das Thema temporell ist. Bei der vierzehnten ersieht man aus dem Exordium, daß sie im Jahr 1806 gehalten wurde.

Die allgemein anerkannten Vorzüge der Reinhard'schen Predigten: eine reiche unerschöpfliche Gabe der Erfindung, die unübertroffene Kunst, den

ganze

Hauptsatz aus dem Texte abzuleiten, und ihn die ganze Predigt hindurch auf das glücklichste zu benutzen, eine Architectonik in der Anordnung des Ganzen, an der die strengste Logik selten etwas auszustellen findet, eine von dunkler Kürze und verwässernder Weitschweifigkeit gleich weit entfernte, überaus klare, lichtvolle und edle Diction, feine und leichte Uebergänge von einer Unterabtheilung zur andern, ein Feuer der Beredsamkeit, welches das Gefühl erwärmt, während es den Verstand erleuchtet, eine stete Rücksicht auf die Ereignisse, auf die Bedürfnisse und auf den Geist der Zeit; — diese grossen Vorzüge sind auch die Mitgabe dieser seiner lezten Predigten. Ob sie gleich, wie Hr. D. H. bezeugt, unter unbeschreiblichen körperlichen Leiden ausgearbeitet worden sind, so findet man doch von diesem Hinschwinden der Kräfte überall auch nicht die geringste Spur. Ja, Rec. glaubt, daß der innere Mensch dieses wahrhaft grossen Mannes in dem Maase erstarkte, in welchem der äussere ermattete. — Unwiderstehlich fühlte er sich vor allem zu der IX. Predigt hingezogen, weil es die allerlezte ist, die der Verewigte gehalten hat. Sie handelt von dem Gefühle: es gebe schlechterdings kein grösseres Glück, als das, ein Christ zu seyn. Hätte Reinhard es ahnen können, daß er mit diesem Vortrage von sei-

seiner Gemeine Abschied nehmen würde, so wäre es wohl nicht leicht möglich gewesen, eine angemessenere Wahrheit zu wählen. Das Glück, ein Christ zu seyn, das der Vollendete selbst kannte und fühlte und schätzte, und für dessen Verbreitung er mehr als 30 Jahre so rastlos und so ruhmvoll wirkte, schildert er hier nach seiner Beschaffenheit, nach seiner Wahrheit und nach seiner Wichtigkeit mit einer so lebendigen Ueberzeugung und mit einem so begeisterten Enthusiasmus, daß man es sieht und fühlt: pectus facit disertum. Rec. macht hier nur auf die unvergleichlichen Stellen S. 195, 198 und 204 aufmerksam; sie beweisen auf das deutlichste die hohe Kraft des Geistes, mit der Reinh. über einen, wie er ihn nannte, widerspenstigen Körper siegte. Wenn im zweiten und dritten Theil dieser Predigt die zweite und dritte Unterabtheilung sich nicht ganz auszuschliessen scheinen, so beweist dieß nur, daß nichts leichter sey, als auch an dem vollendetesten Gemälde einen Flecken zu finden, aber auch nichts schwerer, als der Symmetrie der Disposition, nicht bisweilen ein solches Opfer zu bringen. Wer hat aber dieß Zusammenfallen in der Ausführung unmerklicher zu machen gewußt, als R.? Immer wird diese Predigt allen seinen Verehrern ein höchst theures Vermächtniß bleiben.

Die

Die zehnte Predigt ist zwar noch 1812 niedergeschrieben, aber nicht mehr gehalten worden. Sie zeigt, wie viel es darauf ankomme, bei Schätzung der göttlichen Wohlthaten die Zukunft mit in Berechnung zu bringen. Er versteht darunter ein nach den Gesetzen der Vernunft eingerichtetes und unser Verhalten bestimmendes Erforschen der Folgen unserer ganzen Verfassung, unserer Verbindungen u. s. w. Der Zweifel, daß es bei weitem nicht immer möglich sey, die Folgen unsers gegenwärtigen Zustandes zu erforschen, hätte vielleicht eine kurze Beantwortung verdient. Unter den Predigten, welche in einer frühern Periode bearbeitet, aber nicht gehalten wurden, nimmt die zwölfte: daß unsere Eigenliebe uns leicht in heuchlerischen Selbstbetrug stürze einen vorzüglichen Platz ein. Sie ist ein unvergängliches Denkmal der tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, von der Reinhard auch in seinen übrigen Arbeiten die überzeugendsten Proben gegeben hat. Schärfer ist die Eigenliebe wohl noch nicht charakterisirt, wahrer sind ihre Verirrungen noch nie aufgedeckt und weisere Rathschläge ihr vorzubeugen, noch nie ertheilt worden als hier. Für das Meisterwerk homiletischer Kunst hält jedoch Rec. die dreizehnte Predigt: Belehrungen, welche uns die Natur bei

den gegenwärtigen Zeitumständen giebt, (bei einem drückenden Mangel in Sachsen, wahrscheinlich 1811). In den Stellen S. 293—295 glüht ein Feuer der Beredsamkeit, weht für die grossen Anstalten in der Natur, eine Begeisterung, die mächtig das Gefühl ergreift und zur Anbetung des Unsichtbaren fortreißt, dessen ewige Kraft und Gottheit aus seinen Werken ersehen wird. Das Wort Dollmetscher S. 292 hätten wir mit dem deutscheren: Ausleger, vertauscht gewünscht. Die vierzehnte Predigt stellt den mächtigen Schutz Gottes dar, der über unsere durch die Reformation entstandene Kirche bisher gewaltet hat. Ein Wort zu seiner Zeit ist es, was im Eingange gesagt wird, daß nicht Luther es war, der sich von der herrschenden Kirche trennte, sondern daß sie es war, die ihn ausstieß, daß nicht er, sondern die Unduldsamkeit seiner Gegner der protestantischen Kirche das Daseyn gab. Indem Reinhard von den Versuchen der List und den Angriffen der Gewalt spricht, bei welchen sich unsere Kirche bis auf diesen Tag erhalten hat, so kann man nicht genug die Umsicht bewundern, mit der er diese delikate Sache zur Sprache bringt, ohne der Pflicht der Freimüthigkeit auch nur das geringste zu vergeben. Unter den Fehlern der eigenen Mitglieder unserer Kirche rügt der Verfasser auch

dies: hat unsre Kirche nicht streitsüchtige Mitglieder gehabt, die nicht aufhörten, über Worte zu zanken und ihre eigenen Mitbrüder anfeindeten, die nur auf hartnäckiges Festhalten gewisser Formeln drangen, ohne die Kraft des Evangelii zu kennen? Eine Apostrophe, die eben so treffend ist, als sie die erleuchtete und unpartheiische Denkart des Vollendeten auf das unwidersprechlichste documentirt. — Ueberraschend ist der Hauptsatz am Neuenjahrstage 1812: Ueber unser ewiges Vorhandenseyn in Gott. Daß hier von keinem realen Daseyn die Rede sey, versteht sich von selbst; aber auch das Ueberraschende fällt weg, da dies Vorhandenseyn so erklärt wird: wir sind von Ewigkeit Vorstellungen der Allwissenheit Gottes, Gegenstände seiner Huld, Zöglinge seiner Vatertreue und zu grenzenlosen Fortschritten bestimmte Bürger seines Reiches gewesen. Durch diese Erklärung erhalten denn auch die Ausdrücke: „wunderbare Art des Seyns, wir sind gewesen, ehe wir noch zum Vorschein kamen; unser wahres Seyn liegt in dem Wesen Gottes; wir gehören in gewisser Hinsicht zu diesem Wesen," ihr volles Licht. Immer eignet sich dieser mit Meisterhand entworfene und ausgeführte Vortrag nur für ein sehr gebildetes Auditorium. Daß aber Reinhard ohne darum den Gebildeten weniger zu genügen,

sich

sich auch herablassen könne, beweist die sechste Predigt. Sie zeigt, wie wir unsre Todesbetrachtungen anzustellen haben, wenn wir dem Exempel Jesu folgen wollen, und ist ein Beispiel von dem aequabile et temperatum orationis genus, wie es Cicero nennt. In dem zweiten Theile S. 123, wo der Redner fordert, daß wir mit möglichster Fassung und Gelassenheit diese Todesbetrachtungen anstellen sollen, wird erinnert, daß, als Jesus den Jüngern seinen Tod vorhersagte, diese Vorhersagung darum so wenig Eindruck auf sie gemacht habe, weil sich Jesus mit so vieler Fassung und Gelassenheit darüber erklärt hätte. Wahrscheinlich werden nicht alle Leser sich die Erscheinung, daß die Jünger des Herrn „der keines vernahmen und nicht wußten, was das gesagt war" aus gleichem Grund erklären, vielmehr geneigt seyn zu glauben: die höchst lobenswerthe Gewohnheit, immer wieder auf den Text zurückzukommen, führe denn doch bisweilen auf Erklärungen, zu denen sich der Redner nur als Homilete bekennen kann. Im vierten Theile derselben Predigt, wo es heißt, daß wir durch das Andenken an den Tod unsere Thätigkeit nicht unterbrechen, sondern erhöhen lassen sollen, wird den Schwachen, die sich durch Todesbetrachtungen nur ängstigen und sich ihn nur schrecklich vorstellen, der weise Rath ertheilt,

theilt, sie lieber gar nicht anzustellen. Eine sehr beherzigungswerthe psychologische Bemerkung! Eben diese Predigt charakterisirt sich, so wie einige andere in dieser Sammlung, in Absicht auf die Form, auch dadurch, daß sie nur mehrere einfache Theile ohne Unterabtheilungen hat. Rec. gesteht, daß ihm diese Abwechslung in der Form auch darum zusagt, weil Predigten, deren Thema in mehrere Haupttheile, und deren Haupttheile wieder in mehrere Subdivisionen zerfallen, oft eine zu große Ausdehnung erhalten. Wenn man die vierte Predigt: Rathschläge zu einem weisen Verhalten beim Unglück der Zeit aus dem Standpunkt der allerneuesten Weltereignisse liest, so kann man mehrere Aeusserungen nicht anders als merkwürdig und höchst interessant finden. Warum, heißt es S. 82, sollte man an einer glücklichen Veränderung verzweifeln? Hat das Unglück der Zeiten nicht schon oft einen erwünschten Ausgang genommen und sind die Ursachen, welche einen solchen Ausgang herbeiführen und beschleunigen können, nicht unzählbar? Ist ein menschlicher Retter nöthig: nur Gott kann ihn ausrüsten und senden. Liegen große Hindernisse im Wege: nur er kann sie heben und vernichten. Bedarf es einer neuen Verknüpfung der Umstände: nur er kann sie veranstalten und zusammen ketten. Sind große Veränderungen in der Natur nöthig:

nur er kann sie zu Stande bringen. — Wir heben der Kürze wegen nur noch die Hauptsätze der übrigen Predigten aus. II. Pred. Ueber das Zusammentreffen frommer Unbefangenheit und boshafter Arglist. III. Pred. Die vornehmsten Gesichtspunkte, aus welchen wir unsre Familienverhältnisse betrachten sollen. Wie viel Segen kann diese einzige Predigt im Kreise christlicher Familien stiften, und wie sehr verdient sie, wegen der trefflichen Belehrungen, Warnungen und Tröstungen, die sie darbietet, in denselben gelesen und wieder gelesen zu werden! V. Pred. Ueber das Würdige und Ehrenvolle unsers Berufs zur Arbeitsamkeit. VII. Pred. Ueber den wunderbaren Einfluß, welchen Gott der Noth auf die geistige und sittliche Welt gegeben hat. Der Einwendung, daß die Noth die Sittlichkeit verderbe, ist treffend begegnet. Nichts kann uns mit drang- und verhängnißvollen Zeiten aussöhnen, wenn es dieser Vortrag nicht vermag. VIII. Pred. Von der Reinheit der Absichten bei guten Handlungen. Den Kenner des Reinhardschen Moralsystems und der Bedürfnisse unsers Geschlechts befremdet es nicht, wenn der Verfasser, den moralischen Rigorismus verschmähend, bei der Würdigung sittlicher Motive einer mit dem Gehor-

sam

sam gegen die Pflicht verbundenen wahren Gottes- und Menschenliebe den Preis zuerkennt. XI. Pred. In welchem hohen Sinne Jesus, der Befreier von aller Bedrückung sey. Alle Predigten ohne Ausnahme werden unfehlbar das ihre dazu beitragen, die Verehrung gegen den Vollendeten und das innige Bedauern zu erhöhen, daß diese hohe Zierde Deutschlands und, man kann es wohl sagen, der Menschheit nicht mehr ist. — Doch sey sie auch verhallt, die lebendige Stimme, unter der fernsten Nachwelt wird Reinhard noch in seinen Werken fortleben, um den uns das Ausland beneiden müßte, wenn es seinen Werth ganz kennte. Würde dieses die classischen Schriften Reinhards nicht mit weit mehr Gewinn auf seinen Boden verpflanzen, als mit welchen wir durch die neuesten Uebertragungen wieder an französische und englische Prediger erinnert werden? Folgende sinnentstellende Druckfehler sind zu verbessern. S. 123, die er nicht einmal heben wird, l. haben. S. 149, dem eigenen Entschluß eines Jeden auch eingegeben, l. eines Jeden anheimgegeben.

VI. Exe-

VI. Exegese.

1) Freyberg, b. Craz u. Gerlach: Vorurtheils-freie Würdigung der mosaischen Schriften, als Beweis, daß dem ersten Buch Mose eine einzige, wohl zusammenhängende, aber stark interpolirte Urschrift zum Grunde liege. Von M. Karl Gottfried Kelle, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf u. Kleinschirm bei Freyberg. Drittes Heft. 1812. XLVIII. und 160 S. 8.

Wir müssen, ehe wir unsern Lesern den Hauptinhalt dieser merkwürdigen und reichhaltigen Schrift darlegen können, ein paar Worte über die beiden ersten Hefte desselben Verfassers voranschicken; um so viel mehr, da in diesem dritten Heft verschiedentlich auf dieselben verwiesen wird, und die dort bereits bemerkten und zum Theil gerechtfertigten Grundsätze auch hier wieder befolgt werden.

Herr Pfarrer Kelle fand sich durch des Hrn. Professors de Wette bekannte Kritik der mosaischen Schriften (Halle 1806, 1807, 8.), und zwar sowohl durch den Inhalt, als durch den entscheidenden und absprechenden Ton derselben, wodurch ihm

ihm das Ansehen dieser Bücher zu sehr gefährdet schien, aufgefordert, als ein Mann, der gründliche Untersuchungen über die Religionsurkunden liebt, seine Stimme darüber abzugeben. Er unternahm daher im ersten Heft dieser vorurtheilsfreien Würdigung der mosaischen Schriften bereits 1811, zur Würdigung jener de Wettischen Kritik der mosaischen Geschichten, eine „Prüfung der Revision, welche Herr de Wette im ersten Bändchen seiner Beiträge zur Einleitung ins A. T. über die geschichtlichen Zeugnisse und Spuren von dem Vorhandenseyn des Pentateuchs als geschriebenen Ganzen angestellt hatte;" und bemühte sich zu zeigen, daß wenigstens Hrn. de W's. Einwendungen uns nicht verhindern, die mosaischen Schriften von Moses selbst herzuleiten. Im zweiten 1812 erschienenen Heft wendet sich Hr. K. zum zweiten Bändchen der de Wettischen Beiträge, das den ganzen Pentateuch allein als eine Epopäe betrachtet, wobei sich die historische Grundlage gar nicht weiter angeben lasse; und unternimmt dagegen eine „Prüfung der mythischen und offenbarungsgläubigen Bibelerklärung," deren Resultat ist: daß die ganze Mythenansicht auf das Bibelstudium sich durchaus nicht anwenden lasse; daß das Bibelstudium durch die Mythenerklärung noch unsicherer und schwankender werde;

daß

daß die historische, ja selbst buchstäbliche Erklärung biblischer Erzählungen der Vernunft gemäßer sey, als die Mythenerklärung (?) u. s. w., worauf dann eine Deduction einer neuen Offenbarungstheorie hinzugefügt wird. Rec. muß sich hier darauf beschränken, den Inhalt dieser beiden Hefte blos anzudeuten; kann aber in eine nähere Prüfung derselben nicht eingehen; um so viel weniger, da er über die mythische oder historische Auffassung der ältesten Urkunden des A. T. an einem andern Orte bereits seine Stimme abgegeben hat; eine Rechtfertigung seiner Ansicht aber, die nicht ohne ein Zurückgehen auf die ersten Principien der Auslegung Statt finden könnte, und die er sich daher für eine andere Gelegenheit vorbehält, ihn hier zu weit führen würde. Er geht vielmehr jezt zu dem dritten Hefte selbst über, dessen Hauptidee schon im zweiten Heft S. 118 vorläufig angedeutet ward, nunmehr aber nach ihren Gründen weitläuftiger dargestellt ist. Sonderbar wird man es freilich nach dem bisher Angegebenen finden, daß der Verf. in der kurzen Vorrede zu diesem dritten Heft wegen seiner hier mitgetheilten Ansichten den Vorwurf der Neuerungssucht befürchtet. Aber eine kurze Andeutung dieser Ansichten wird lehren, daß wenn er auch diesen Vorwurf nicht so sehr verdienen sollte, dennoch die Besorgniß manches Widerspruchs

spruchs gegen seine Ansichten keinesweges ungegründet ist. Er stellt nämlich die Behauptung auf: das erste Buch Mose bestehe eben so wenig aus zusammengestellten Fragmenten, als aus verflochtenen Urkunden, sondern aus einer einzigen Urschrift, welche vielerley Einschaltungen erhielt. Die Einleitung S. IX.—XLVIII. sucht diese Behauptung zu begründen, und die weitere Abhandlung in diesem Heft selbst sucht sie durchs Detail der einzelnen Kapitel, einstweilen bis Cap. XI. der Genesis, zu rechtfertigen. Herr K. bemüht sich nämlich in der Einleitung, erstlich das Unbefriedigende der Urkundenhypothese von Astrüc, Eichhorn und Ilgen anzudeuten, darauf das eben so Ungenügende der Vaterschen Annahme blos zusammengetragener Fragmente, aus denen die Genesis bestehe, in Erinnerung zu bringen, und dadurch auf eine wo möglich befriedigende Lösung so mancher Schwierigkeiten, die uns in der Genesis aufstossen, vorzubereiten; worauf er dann S. XVII. zu den Satz übergeht: „durch die einzige mit Consequenz hindurchgeführte Annahme, daß Einschaltungen in unserm Buche sich finden, lassen sich alle kritischen Schwierigkeiten in demselben ganz ungezwungen lösen." Der Beweis für diese auffallende Behauptung geht von dem leicht zuzugestehenden Satze aus:

aus: daß wir Einschaltungen im 1 B. Mose nicht nur annehmen dürfen, sondern auch müssen; wobei man offenbare und versteckte Einschaltungen unterscheiden könne, und wobei die offenbaren Einschaltungen solche seyen, durch deren Verfassung der Zusammenhang nicht nur nichts verliere, sondern vielmehr gewinne; dergleichen offenbare Einschaltungen lassen sich in der Genesis nicht wenige bemerken, wie durch Beispiele erwiesen wird. Was nun einmal geschehen sey, könne mehrmahls geschehen seyn; es können daher Einschaltungen auch da Statt finden, wo sie nicht so offenbar seyen, wo aber doch bei strenger Prüfung des Textes sich Manches als verdächtig zu erkennen gebe. Man handle nur ganz consequent und ganz gerecht, wenn man wegen erwiesener Einschaltungen überhaupt auch solche Stellen für eingeschaltet erkläre, welche zwar den Zusammenhang weder zerreissen noch verwirren, aber doch so manchen Schein der Unächtheit wider sich haben. Die Gründe des Verdachts seyen überhaupt genommen folgende: 1) alle chronologischen Bestimmungen im 1 B. Mose seyen verdächtig, vorzüglich wegen des Zusammenhangs, in welchem die übrige Chronologie unsers Buchs mit den beiden chronologischen Geschlechtsregistern der Sethschen Familie (Cap. V. XI.) stehe; nämlich das ganze hier bemerkliche Rechnungssystem

nach heiligen Zahlen sey der Urschrift zwar sehr angepaßt worden, und doch gleichwohl ihr ganz fremd geblieben; 2) jede genaue Bestimmung nach Zahl, Maaß und Gewicht sey verdächtig; 3) geographische Erläuterungen und Notizen, welche aus viel spätern Zeiten, als die Nachricht, in welcher sie sich finden, herzurühren scheinen, haben ebenfalls großen Verdacht gegen sich; 4) einzelne Genealogien und Familiennachrichten, die sich schwer mit andern vereinigen lassen; 5) Berichte, die mit allen vorhergehenden oder nachfolgenden Berichten eine auffallende Aehnlichkeit haben; 6) ausführliche Erzählungen, von denen noch ein anderer kurzer Bericht ohne Bezug auf jene zu finden sey, müsse die Kritik für verdächtig halten. Dazu komme noch, daß 7) der verschiedenartige Vortrag einer und derselben Sache, und 8) die Ungleichheit des Styls, besonders gewisse Wörter und Redensarten, die nach einer gewissen Regelmässigkeit gefunden und nicht gefunden werden, den Verdacht erregen, daß das Abstechende unächt sey. Ja auch 9) die hyperbolischen und ganz speciellen Vergleichungen, welche Gott bisweilen in den Mund gelegt seyen, werden im Vergleich mit einfachern und allgemeinern als Nachahmung späterer Zeiten verdächtig; auch 10) manche frommscheinende Glosse und Einschaltung, die durch unaufgeklärte Frömmigkeit in

den

den Text gebracht sey. 11) Auch die fragmentarische Beschaffenheit, die besonders Vater in den Nachrichten der Genesis finde, sey ein sicheres Merkmal der Einschaltung; denn das Ganze oder die Urschrift sey kein Fragment; aber eben dieser Zusammenhang, welcher zwischen den zerrissenen Theilen derselben Statt finde, sey ein vorzügliches Hülfsmittel der Kritik, Einschaltungen herauszufinden und abzusondern. Es bleibe nämlich, wird hier S. XXXVI. gegen Vater behauptet, nach jenen Absonderungen heterogener, zum Theil andern Verfassern gehöriger Theile, welche die Kritik für Einschaltungen erkläre, ein zusammenhängendes Ganzes übrig, welches durch seinen Zusammenhang dieses Verfahren rechtfertige; und es erkläre sich durch diese Absonderung des Eingeschalteten jede von Vater bemerkte Verschiedenheit der einzelnen Stücke; wie davon in diesem Heft allein an der Sündfluthgeschichte eine Probe gegeben sey, aber, wenn das Publikum wolle, im nächsten Hefte die ganze Genesis und nachher auch die übrigen mosaischen Bücher in ihrer Urgestalt folgen sollen. Endlich 12) müsse man noch zu dieser kritischen Scheidung den gewöhnlichen Apparat der Kritik, Handschriften und Versionen zu Hülfe nehmen, die aber für unsern Zweck keine große Ausbeute gewähren, und nur mit der größten Vorsicht gebraucht werden können.

können. Ueberhaupt empfiehlt Hr. K. S. XXXVII. in Fällen, wo einerlei zweimal gesagt werde, zwei Regeln zu beobachten: das Ausgeschmückte ist verdächtiger, als das Einfache; und: das Eingeschaltete ist allemal aus einer Nebenabsicht eingeschaltet; durch Beobachtung dieser Regeln erhalte unser Verfahren vor dem der Urkundenhypothese einen großen Vorzug. Die Räthsel nämlich, welche bei der Annahme verschiedener Urkunden, die oft einander ganz widersprechende Nachrichten zusammenreihen, übrig bleiben, lösen sich von selbst, wenn man annehme (S. XXXIX.): dem 1. B. Mose liegt eine Urschrift zum Grunde, welche 1) nach spätern, meistentheils blos mündlichen Traditionen überarbeitet, und 2) auch nachher durch mancherlei Einschaltungen erweitert und entstellt worden ist." Nach diesen angegebenen, zum Theil weiter entwickelten und durch Beispiele erläuterten Grundsätzen sucht unser Verfasser S. XLI. die Spuren der Urschrift, welche in der Genesis zum Grunde liegt, nachzuweisen; sie bestehe nämlich aus 6 Theilen: 1) dem Schöpfungsgesang Cap. 1. 2) Noachs Familiengeschichte, Cap. 6, 9. — 9, 19. 3) dem Stammbaume der Noachiden Cap. 10. 4) Therachs Familiengeschichte 11, 25. — 25, 18, darinn Abrahams Familiengeschichte mit enthalten sey.

5) Jizchaks Familiengeschichte 25, 19. — 37, 2. und 6) Jakob's Familiengeschichte, 37, 2. bis zu Ende. Hievon ist nun die Ausführung in Ansehung der drei ersten Abschnitte bereits in diesem Hefte vorgelegt. Noch wird S. XLII. f. Etwas über den Unterschied zwischen mündlichen und schriftlichen Sagen, welche eingeschaltet worden sind, hinzugefügt, woraus wir allein den merkwürdigen Grundsatz ausheben müssen: „Was nicht im mosaischen Geist abgefaßt ist, und doch in Moses Schriften sich findet, muß vor Moses schriftlich da gewesen seyn; denn daß ein schriftlicher Aufsatz, wenn er auch nicht ganz mosaisch war, aufgenommen ward, ist erklärlich; aber daß eine mündliche Sage von dem Stifter oder den Anhängern des Mosaismus unmosaisch eingekleidet wäre, ist unglaublich;" verbunden mit dem Princip der Würdigung des Ganzen (S. XLVI.): „Erst muß man in den mosaischen Schriften Aechtes und Unächtes, Ursprüngliches und Eingeschaltetes von einander absondern, ehe man sie (als die ältesten Offenbarungen Gottes, deren Hauptquelle immer die Urschrift bleibt!) beurtheilen will;" und mit dem Versprechen des herrlichen Erfolges dieser Operation (S. XLVII. f.): „Erst wenn die biblischen Nachrichten von ihren Schlacken gereinigt und nach ihrem verschiedenen Gehalt gewürdigt sind, wird

der

der Reichthum dieser gewiß in ihrer Art einzigen Fundgrube religiöser Wahrheiten und göttlicher Offenbarungen recht erkannt werden; dann wird man sich aber auch nicht mehr genöthigt sehen, Schlacken für Gold auszugeben;" das heißt nach dem Sinne des Verf.: blos traditionelle Einschaltungen, welche nicht etwa die Wunderscheu, nicht etwa die moralische Delicatesse, sondern welche die Kritik dafür erkennt, als wahre biblische Geschichte anzusehen!

So weit mußte Rec. die Einleitung des vorliegenden Heftes nach ihren Hauptzügen darlegen, weil sie die Grundlage des weitern Versuchs ausmacht. Er kann aber, ohne die Grenzen einer Recension zu sehr zu überschreiten, den Versuch selbst, der auf dieser Grundlage beruht, nicht in dieser Ausführlichkeit vorlegen; sondern er muß sich mit der Angabe begnügen, daß nun von Seite 1 an die Sage von dem Brudermörder Kain und dessen Nachkommenschaft Gen. 4, 1—24.; S. 19 f. Cap. 4, 25. 26.; S. 23 f. das chronologische Geschlechtsregister der Sethschen Familie Cap. 5. ganz, 7, 6. 9, 29. und 11, 10—26; S. 40 f. die Sage über die Göttersöhne der alten Welt Cap. 6, 1—4. als Einschaltungen in die Urschrift dargestellt und näher beleuchtet werden; daß dann S. 49 f. der zweite Theil der Urschrift des

1. B. Mose, (der erste Theil ist nämlich der Schöpfungsgesang Cap. I.!) Cap. 6, 6.—9, 18. abgesondert von Einschaltungen, nach seinem ursprünglichen Zusammenhange, vorgelegt und gemustert, und S. 78 f. der dritte Theil jener Urschrift, eine genealogische Ethnographie aus der Urwelt, Cap. 10 mit besonderer Ausführlichkeit gemustert und gewürdigt, und endlich S. 150 f. die Sage über die Entstehung der verschiedenen Sprachen und Völker der alten Welt Cap. 11, 1—9. gleichfalls als Einschaltung beleuchtet wird; und die Leser übersehen die Hauptpunkte dieses merkwürdigen Versuchs. Denn Rec. würde diese Anzeige zu sehr über die Gebühr ausdehnen müssen, wenn er auch noch alle einzelnen unserm Verf. eigenthümlichen, zum Theil sehr auffallenden Bemerkungen, auch die nicht wesentlich mit seinem Einschaltungssystem in Verbindung stehen, angeben sollte. Er begnügt sich also damit, nur auf einige derselben hinzuweisen, z. B. auf die Etymologie des Namens Kain S. 1, Note **; auf die Einschaltung der Worte: Laß uns aufs Feld gehen 1. Mos. IV. 8. in den Text, nach den bekannten Auctoritäten, S. 2 Note ***; auf die Deutung von 1. Mos. VI. 3. Es sey künftig die Lebenszeit der Menschen nur 120 Jahr! S. 44 f.; auf die muthmaßlich beigebrachte Ergän-

zung

zung des Liedes, wovon Noahs Fluch nur ein Bruchstück ist, S. 76 f.; auf den überraschenden Beweis, daß die Wörter Makedonien und Chittim verwandt sind, S. 106; auf die Conjectur, daß Joseph, Jakobs Sohn, der Verfasser der Urschrift im 1. B. Mose gewesen sey, S. 146 f.; auf die gelehrten Forschungen über 1. Mos. X. überhaupt als eine Fundgrube der alten Geographie S. 78 f.; und endlich auf die Ansicht von 1. Mos. XI. 1 f., daß nach dieser Tradition die Sprachverwirrung der Endzweck und die Zerstreuung blos das Mittel gewesen sey; der nicht selten etwas weit hergeholten und sehr gesuchten Andeutung des religiösen Werths einzelner Stücke nicht zu gedenken.

Rec. kann jezt schwerlich ins Detail der einzelnen vom Verf. aufgestellten Grundsätze, die sein Einschaltungssystem rechtfertigen sollen, oder der einzelnen darauf gebauten Versuche eingehen, da dies nicht ohne weitläuftige Erörterungen geschehen könnte. Er muß sich vielmehr auf die Bemerkung einschränken: daß Herr K. in sofern mit andern alttestamentlichen Kritikern zusammentrifft, als er annimmt, daß der Pentateuch, so wie wir ihn haben, und namentlich die Genesis, schwerlich mit einem Male, so wie sie da vor uns liegt, abgefaßt ist, sondern aus verschiedenen heterogenen, zu einem

Gan-

Ganzen verbundenen, oder etwa überarbeiteten Theilen besteht; daß Er aber in sofern sich wieder von andern Kritikern unterscheidet, als er nicht verschiedene hier zum Grunde liegende Urkunden etwa von ungleichem Alter, die ineinander geschaltet und dadurch zu einem Ganzen verbunden wären, nicht an einandergereihte Fragmente, die zu einem Ganzen zusammengesezt wären, sondern allein eine zum Grunde liegende Urschrift annimmt, die größere und kleinere Einschaltungen aller Art erfahren hat; daß nun bei Ihm Manches als Einschaltung betrachtet und schlechthin als zur Urschrift nicht gehörig, verworfen wird, was nach der Urkundenhypothese einer andern Urkunde, und nach der Vaterschen Fragmentenannahme einem andern Fragment angehörte; daß aber freilich Herr K. bei seinem Einschaltungssystem viel gewaltsamer mit seinem Text verfahren, und viel größere Umformungen in demselben vornehmen muß, um ihn von den bemerkten Einschaltungen zu reinigen und zu seiner ursprünglichen Gestalt zurückzubringen, als die Freunde der Urkundenhypothese oder der fragmentarischen Beschaffenheit des Pentateuchs, wenn gleich auch diese hin und wieder einzelne spätere Glossen gewahr werden; daß jedoch die große Menge der von unserm Verf. angenommenen Einschaltun-

gen

gen in der Genesis, die er durch seine aufgestellten Grundsätze zu rechtfertigen sucht, hauptsächlich von der Annahme herrührt: „die Urschrift sey uralt, sey vormosaisch, habe Joseph zum Verfasser, Alles aber, was ein späteres Zeitalter verrathe, sey eingeschaltet;“ da sich doch auch eine spätere Abfassung der Urschrift überhaupt, oder eine spätere Abfassung einzelner eingewebter Urkunden oder Fragmente denken liesse, welche dann ein nachmahliger Ueberarbeiter in diese Verbindung gebracht hätte. Nur kann Rec. es in Ansehung dieser angenommenen Einschaltungen selbst zu wenig verhehlen, daß, wie gern er auch der Gelehrsamkeit, dem unbefangenen Forschungsgeist und dem Scharfsinn des Herrn Kelle alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ihm dennoch einzelne von demselben hier aufgestellte Grundsätze seines Einschaltungssystems zu gewagt und zu willkürlich scheinen; so wie bei der Anwendung dieser Grundsätze, um die Annahme solcher Einschaltungen in jedem individuellen Falle zu rechtfertigen, im Einzelnen gleichfalls die Willkür zu viel Spielraum zu gewinnen, und zu Vieles auf der Entscheidung eines bloßen dunkeln Gefühls zu beruhen scheint, wo das Gefühl eines Andern wieder ganz anders entscheiden möchte; wie es z. B. dem Unbefangenen, der nicht in alle Voraussetzungen des Verf. eingehen kann,

immer

immer auffallen muß, daß nach dessen Darstellung S. 49. auf Genesis I. als den ersten Theil der Urschrift, nachdem alle Einschaltungen abgesondert sind, Genes. VI. 9 f. als der zweite Theil alsobald folgen soll! Aber noch auffallender ist es, daß der Verf., der zwar zugiebt, daß auch in manchen Einschaltungen der Genesis wohl Spuren von einer wahrhaft göttlichen Offenbarung sich erhalten haben können, aber doch immer die Urschrift, von ihren Einschaltungen entkleidet, als die Hauptquelle der ältesten Offenbarungen Gottes betrachtet, nun erst so mühsame und zugleich so unsichere und willkürliche Operationen vornehmen muß, um diese ältesten Offenbarungen Gottes von den sie entstellenden traditionellen Einschaltungen, um überhaupt die biblischen Nachrichten von ihren Schlacken zu reinigen! vergl. S. XLVI. — XLVIII.

Nach diesen Bemerkungen über die Kritik des Verfassers müssen wir nun noch ein Wort über seine in diesem Heft gelegentlich geäusserten Interpretationsgrundsätze hinzufügen. Wir fragen nicht, ob nicht seine Polemik gegen die Annahme eines etymologischen Mythus in der Erzählung vom Thurm zu Babel S. 151 etwas zu stark und zu bitter ausgedrückt ist? um so viel mehr, da er selbst S. 154, 155 die etymologische Bemer-

merkung 1. Mos. 11, 9. für einen bloßen Einfall des Erzählers erklärt. Wir bemerken vielmehr blos, daß Hr. K. nach S. 152 Mythus und Tradition hier für unvereinbar zu halten scheint, da doch eine mythisch eingekleidete Tradition überhaupt etwas gar wohl Denkbares ist, und ihre Annahme hier besonders so viel Wahrscheinliches hat; ferner, daß Hr. K. hier von Einfällen des Erzählers spricht, daß er zugiebt S. 156, der Erzähler habe seinen Jehovah sich ganz menschlich gedacht, und S. 159. 160 die schwachen und irrigen Religionsbegriffe desselben eingesteht, und dennoch den Ausdruck Mythen und mythische Darstellung des A. T. verschmäht; da doch eben in diesen menschlichen Darstellungen der Gottheit, die auf den noch schwachen und irrigen Religionsbegriffen der alten Welt beruhen, wobei übersinnliche Gegenstände als Gegenstände sinnlicher Wahrnehmungen und geschichtähnlicher Darstellungen erscheinen, und höhere Wesen mit den Menschen nach Menschenweise umgehen, ein Hauptcharakter des Mythus und der mythischen Geschichte besteht. Hiebei scheint es dem Rec., daß Hr. K. blos in Worten und in der Art des Verf. von ihm verschieden ist, in der Sache selbst aber und in den Gründen, worauf sein Verfahren beruht, mit ihm zusammenstimmt. Hr. K. findet in der Genesis,

sis, wie in den übrigen Büchern des Pentateuchs traditionelle Einschaltungen aller Art, die von der Urschrift abzusondern sind, damit die biblischen Nachrichten von den Schlacken gereinigt werden; Rec. findet darin Mythen, dem Geist der alten Welt gemäß dargestellt, denen traditionelle wirkliche Facta zum Grunde liegen, die man mit Bescheidenheit aus ihnen zu eruiren versuchen darf. Herr Kelle redet von einem Einfall des Erzählers, und giebt selbst einen verunglückten Einfall desselben zu, S. 154 f.; Rec. redet von einem Mythus, worin eine alte Tradition eingehüllt ist, und wobei solche zum Grunde liegt, dessen Angemessenheit oder Ungemessenheit sich aber vor dem Forum der Kritik beurtheilen läßt. Der Grund des Verfahrens ist bei beiden Theilen der nämliche. Wir bemerken nämlich beide, die Unmöglichkeit, diese Erzählungen, die sich nicht als gleichzeitige Geschichte zu erkennen geben, sondern nur zu sehr als später aufgefaßte Tradition über frühere Begebenheiten ankündigen, als etwas rein Historisches im buchstäblichsten Sinn aufzufassen. Nur läßt Rec. als Mythus gelten, und hält in der Genesis für wesentlich, was Herr K. als Einschaltung in die Urschrift für unwesentlich hält. Nur findet Rec. da eine andere, zum Ganzen aber eben so wesent-

wesentlich gehörige Urkunde, (oder, wenn man lieber will, ein anderes Fragment,) wo Hr. K. eine Einschaltung, die zum Urganzen nicht wesentlich gehört, gewahr wird. Indeß Rec. ehrt in den Forschungen des Herrn K. das Streben nach Wahrheit; und er hofft, daß Hr. K. dasselbe auch der Gegenparthei nicht absprechen werde.

Rec., der schon die Grenzen einer Anzeige zu sehr überschritten hat, unterdrückt ungern einige Bemerkungen über einzelne Stellen, über deren Auffassung er mit dem Verf. nicht einverstanden ist, z. B. über Gen. XXXV. 7, welches nach S. XXXII. heissen soll: Jakob rief den Gott Bethels herbei (oder zur Stelle) (?); zu IV. 20, 21., wo nach Seite 4. Jabel der Schutzgott aller Zeltbewohner und Heerden, Jubal der Schutzgott aller Harfen- und Citherspieler seyn soll (eine Vorstellung, die nach Rec. Meinung den hebräischen Urkunden fremd ist); zu XI. 1—9. wo, da nach des Verf. Ansicht die Sprachverwirrung als Endzweck und die Zerstreuung als Mittel zu betrachten ist, als Absicht, warum Gott die Bauleute zerstreuen und die Sprachen verwirren will, angegeben wird: „damit sie in der Verschiedenheit ihrer Sprache ein Hinderniß in der Ausführung ihrer bösen Anschläge finden möchten," nach S. 159; wobei sich doch immer fragen liesse,

ob

ob denn Verschiedenheit der Sprache in der That ein so mächtiges Hinderniß der Ausführung böser Anschläge ist? und besonders über den Glauben des Verf. S. 160, daß Gott in jenen rohen Zeiten, aus welchen diese Tradition vom Thurm zu Babel sich herschreibt, eine solche reinmoralische Ansicht der Weltbegebenheiten (?) irgend einem seiner treuen Verehrer durch Worte (in welcher Sprache? will Rec. nicht fragen, um nicht neugierig zu scheinen,) mitgetheilt habe. — Die Etymologie von בבל, daß es ist בל von בלל wie חל von חלל mit ב praef. und heißt: in der Verwirrung (S. 155) empfehlen wir der Prüfung der Lexikographen. — Blos zu S. 12, wo Hr. K. sagt: „Meines Wissens hat Niemand den religiösen Werth der Erzählung von Kain und dessen Nachkommenschaft ins Licht gesezt," bemerkt Rec. noch, daß, wenn er nicht sehr irrt, dies von Carl Georg Schuster in seiner Schrift: die ältesten Sagen der Bibel nach ihrem historischen und praktischen Gehalt für gebildete Christen jedes Standes. Lüneburg 1804. 8. geschehen ist.

Meyer.

---

2) Ueber

2) Ueber den Mythos der Sündfluth von Philipp Buttmann. Berlin 1812. In der Saalfeldschen Buchhandl. 59 S. 8.

Der berühmte Verfasser dieser kleinen Schrift, welcher dem Publico bereits durch ähnliche Bearbeitungen mosaischer Mythen vortheilhaft bekannt ist, geht von der Bemerkung aus, daß die Erzählung von der Sündfluth in der Genesis aus Bruchstücken zweier verschiedenen Werke, die sich durch den Gebrauch der Namen Jehova und Elohim zur Bezeichnung des Begriffs von Gott unterscheiden, zusammengesezt sey. In der Darstellung des Mythos folgt er den Jehovafragmenten, denen er dem poetischen Werthe nach den Vorzug giebt, doch mit schicklichen Einschaltungen aus den Elohimfragmenten. Hierauf vergleicht er die Sage von dieser Fluth, von der er glaubt, daß sie in den südlichen Gegenden Asiens gebildet worden, mit der aus den historischen Werken des Abydenus und des Alexander Polyhistor geschöpften assyrischen Tradition von einer großen Ueberschwemmung unter dem Könige Sisuthros oder Xisuthros, und mit der aus Münzen allein bekannten phrygischen Sage von einer großen Fluth, über

welche

welche sich eine sehr lehrreiche Abhandlung von Eckhel in seiner doctrina num. Vet. P. I. Vol. III. p. 132 sq. findet, und zeigt aus der großen Uebereinstimmung dieser Sagen die Einerleiheit derselben. Dieselbe Bemerkung wird von ihm auch auf den nur unvollständig bekannten griechischen Mythos von der deukalioneischen Fluth ausgedehnt, wobei sehr richtig erinnert wird, daß hier nicht von der historischen oder chronologischen Einerleiheit der Ueberschwemmungen in Indien, Westasien und Thessalien die Rede sey, sondern nur so viel gesagt werden solle, daß die Hauptgestalt des Mythos von einer großen Fluth in allen diesen verschiedenen Sagen dieselbe sey, daß sie alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle ausgehen. Bis dahin wird man dem Verf. gerne folgen, gerne zugeben, daß eine uralte orientalische Sage von verschiedenen Nationen mit Localsagen alter Wasserverwüstungen, die in den Zeiten der Unkultur nicht selten seyn, und vielen Schaden anrichten mußten, auf mannichfaltige Art sey verschmolzen worden. Der Verf. geht aber nun noch weiter. Weder Noah noch Sisuthros sollen historische Personen, sondern blos mythische Wesen seyn, welche in diese Dichtung hineingezogen werden. Was den Leztern betrifft, so sey er mit dem ägyptischen Sesostris eine und dieselbe Person. Die Namen Si-

suthros

suthros und Sesostris wären blos reduplikative Formen von Sothis, der ägyptischen Gottheit des Hundsterns, der für Aegypten der Vorbote seiner Ueberschwemmungen gewesen. Das Symbol dieses Gestirns, welches auch in den benachbarten Ländern Asiens göttlich verehrt worden, habe man personifizirt. So sey es zugleich Symbol aller Regenfluthen und Ueberschwemmungen, namentlich auch jener größesten geworden, von welcher die uralte Sage erzählte, und habe endlich in der alle alten Symbole zu Menschen machenden Mythologie jene bestimmte Rolle übernommen. Auch der hebräische Seth soll mit Sisuthros und Sesostris dasselbe mythische Wesen seyn. Etwas anders wird mit Noah umgegangen, um auch diesen (auf den Deukalion will sich der Verf. jezt nicht einlassen) zu einem bloßen allegorischen Wesen zu machen. Noah sey eigentlich das Symbol des Wassers, welches der Verf. dadurch glaublich zu machen sucht, weil in der ganzen anerkannten Sprachverwandtschaft von Indien bis zu uns Na oder Nach einer der Grundlaute sey, womit das Wasser und eine Menge davon ausgehender Begriffe bezeichnet werde. Der Verf. erinnert dabei an die griechischen Worte ναειν, ναμα, νηχειν, νιπτειν, νοτια, an das deutsche naß, Nachen, an das lateinische navis u. s. w. Daß Noah als Geber des Weins dargestellt werde

(wor-

(worüber der Verf. selbst in einer frühern Abhandlung in der Berliner Monatsschrift J. 1811, März, kommentirt, und ihn mit dem Dionysos identificirt hat) streite damit gar nicht. Die Gottheit des Wassers, Geberin des Getränks, sey auch Geberin des Weins, der nur eine Gestaltung des labenden Wassers zu höherem Genüsse sey. Als Gottheit des Wassers habe nun Noah in der ältesten Sage die große Fluth gesendet, und an seine als Mensch dargestellte Person habe der hebräische Völkerstamm den schönen Mythos von der Sündfluth geknüpft.

Recensent will es frei gestehen, daß er dem Verf. in diesen Behauptungen, die ihm bloße Spiele des Witzes und der Imagination zu seyn scheinen, nicht folgen kann. Daß die Allegorie (wenn man es so nennen will, ob gleich der Name nicht ganz passend ist) und die von ihr bei Erklärung der alten Mythen unzertrennliche Etymologie zur Aufhellung einzelner Regionen der Mythologie angewandt werden könne und angewandt werden müsse, giebt er gerne zu. Aber er sieht nicht ein, warum gewisse Mythen auch da, wo es nicht anders, als durch so erkünstelte und gewaltsame Operationen, wie sich der Verf. erlaubt, geschehen kann, allegorisch erklärt werden müssen. Auch leuchtet ihm die vom Verf. S. 40 in der Note als ausgemacht vor-

aus-

ausgesezte vollkommene Nothwendigkeit, alle Adamiten vor und bis zur Fluth für allegorische Wesen zu nehmen, nicht ein. Giebt es denn nicht bei allen alten Völkern, und so auch bei den Hebräern historische Mythen, d. h. Sagen, bei welchen irgend ein Factum, irgend eine wirkliche Person zum Grunde liegt, bei denen man aber das, was ihnen die alte rohe Sprache und Dichterfiktion lieh, erst abstreifen muß, um dem zum Grunde liegenden Hauptfakto auf die Spur zu kommen? Der Verf. bespöttelt S. 32 die seltsame Art, Geschichten hervorzubringen, deren sich viele bedienen, indem sie aus fabelhaften Erzählungen nur die unglaublichen und übernatürlichen Umstände, und von den widersprechenden Thatsachen die, welche am entbehrlichsten scheinen, streichen oder umformen. Bei dieser Methode, sagt er, kommt freilich die Fabel zu kurz, während sich die Geschichte der seligsten Räume und einer wahrhaften Unschuld erfreuet. Aber trifft dieser Spott wohl diejenigen, welche bei einem Theil der alten Mythen eine historische Grundlage annehmen, und mit der gehörigen Rücksicht auf alte Sprachen und Vorstellungsart, so wie auf spätere Ausschmückung und Verschönerung, diese historische Grundlage zu erforschen suchen! Ist nicht offenbar eine Klasse von Mythen älteste Volks- und Stammgeschichte, nur in bildliche Spra-

 che

che (die einzige damals mögliche) eingehüllt, welche allen Fakten der Urwelt ein wunderbares Ansehen giebt! Die historische Erklärungsart der Mythologie ist freilich zu allen Zeiten zu den abentheuerlichsten Grillen gemißbraucht worden. Aber kann dieser Mißbrauch den richtigen Gebrauch derselben aufheben, und führt nicht das Bestreben, die allegorische Methode **überall** anzuwenden, zu der **Einseitigkeit** zurück, welche der Erklärung der Mythologie von jeher so nachtheilig geworden? — Den Ton des Verfassers hat der Rec. in dieser, so wie in andern Schriften desselben bisweilen zu schneidend und zu absprechend gefunden, und das auch wohl da, wo eigner Mangel an hinlänglicher Sach- oder Sprachkenntniß nur denselben diktiren konnte. So werden S. 15 die neuern Ausleger getadelt, welche 1. Mos. VI. 3 bei den Worten: לא ידון רוחי באדם לעלם die wörtliche Uebersetzung: „die Menschen werden sich meinen Geist nicht immer strafen lassen" verlassen, und mit Anwendung unnöthiger Zwangsmittel einen andern Sinn in die Stelle hineinzulegen gesucht hätten. Aber nach dem **beständigen Sprachgebrauch** hätte ja dann nicht ידון sondern ידין stehen müssen; und haben daher die Ausleger nicht recht, welche sich entweder nach einer andern Leseart umsehen, oder die gewöhnliche Leseart dem Sprachgebrauche

gemäß

gemässer zu erklären suchen? — Befremdet hat es den Rec. auch, das hebr. תֵּבָה immer durch Kasten übersezt zu finden. Schiff, Fahrzeug ist offenbar das passendere Wort; selbst das von Luther nach dem Vorgang älterer Uebersetzer gewählte Wort Arche, klingt einem deutschen Ohr bei weitem nicht so anstössig, als das Wort Kasten.

Uebrigens hat der Verf. noch in einem Anhange S. 50 f. die Beziehung, worin seine Abhandlung mit De Wettens Untersuchungen steht, und seine Uebereinstimmung und Verschiedenheit von der Meinung dieses Gelehrten bemerklich gemacht.

VII.

Propädeutik der griechischen Literatur.

Gottl. Christoph. Harles brevior notitia litteraturae graecae in primis scriptorum graecorum ordini temporis adcommodata in usum studiosae juventutis. Lipsiae in libr. Weidm. 1812. X. u. 768. S. 8.

Es ist nicht genug, daß der studirende Jüngling aus den Quellen der höhern Bildung blos trinke; er muß auch frühe schon z. B. in der Mittelklasse,

zu den Hülfsmitteln geführt werden, woraus er die verjüngte Geschichte jener Quellen kennen lernen kann. Dadurch vorzüglich wird das Interesse für seine Veredlung erhöht, und er fühlt allmählig, weil er Hülfsmittel kennt, einen angenehmen Reiz, für sich selbst zu arbeiten. Ist dieser einmal lebhaft aufgeregt, so darf man auf künftigen Gewinn sichere Rechnung machen. Bringt die geweckte Thätigkeit anfangs auch gleich abentheuerliche Gestalten in der jungen Seele hervor; Geduld! dieselben gehen schon allmählig in die regelmässigen schönen Formen über, welche dem höheren Wissen zur Seite stehen. Haller mußte erst als Knabe Gigant werden, mußte als Knabe erst den Bayle fortsetzen und ungeheure orientalische Wörterbücher schreiben wollen, ehe er als Mann Haller werden konnte. — Die größte Schwierigkeit indeß bei litterarischen Hülfsmitteln für Jünglinge, wie man sie sich von der Mittelklasse an bis zum Abgehen auf die Universität denken muß, machen Umfang, Wahl und regelmässige Anordnung. Ein Porträt von großem Umriß geräth immer leichter, als wenn dasselbe für einen Damenring gefertigt werden soll, und Fabriz, der entschlossen seine großen Litteraturwerke entwarf und muthig vollendete, wäre vielleicht verlegen gewesen, hätte er dieselben blos für seine Zöglinge bearbeiten und verjüngen müssen. Denn

dem

dem auf gelehrten Schulen studirenden Jüngling muß noch vieles gleichsam verborgen bleiben, damit sich seinem Wissen, wann er höher strebt, noch viel Neues und Reizendes nähern kann.

Niemand indeß, wenn von einer Anleitung auch des scholastischen Jünglings zur griechischen Litteratur die Rede ist, kann auf die Verfertigung einer solchen mit Recht mehr Anspruch machen, als der ehrwürdige Herr Verf., welcher in einem langen Zeitraume durch mehrere Arbeiten der Art hinreichend bewiesen hat, daß seit des großen Litterators Fabricius Zeiten Deutschland, außer ihm, keinen Gelehrten aufzuweisen hatte, der jenem an weitumfassender Kenntniß der zur griechischen und römischen Litteratur gehörigen Werke so nahe gekommen wäre. Wenigstens wird die neue Ausgabe des großen Fabriciusischen Werkes, die aber leider auch durch die Zeitverhältnisse schon seit einiger Zeit gehemmt ist, und an welcher, man kann wohl sagen, der größte Theil durch dessen Fleiß gearbeitet ward, seinen Namen unter den Namen der berühmtesten Litteratoren in jeder Zukunft aufbewahren.

In der Fabriciusischen Bibliothek und in der Introductio in historiam linguae graecae, sammt den dazu gehörigen Supplementen war, mit Ausschluß der neuern und neuesten Litteratur, der

In-

zu den Hülfsmitt
die verjüngte Gesc
nen kann. Dadur
für seine Veredlun
weil er Hülfsmitte
für sich selbst zu
haft aufgeregt, so
sichere Rechnung
tigkeit anfangs
ten in der jungen
gehen schon · allm
Formen über, w
stehen. Haller
den, mußte al
und ungeheure
wollen, ehe er
— Die größt.
Hülfsmitteln
der Mittelt
versität de
regelmässig
Umriß ge
einen Da
der ent
warf
legen

:er, von da bis auf Alexander d. Gr.; das
eite: von den Verfassern von Alexander bis
Augusts Zeiten, von den Schriftstellern von
ᵛaust bis Konstantin d. Gr., und von diesem bis
r Eroberung Konstantinopels; das dritte: von
n verschiedenen griechischen Uebersetzern des A. T.
nd dessen apokryphischen Büchern, von dem gött-
chen Urheber des N. T. und den sämmtlichen
Verfassern der christlichen Religionsurkunden, von
den sogenannten Vätern und den übrigen kirch-
lichen Schriftstellern.

In sofern besonders Lehrer bei dem Unterrichte über das vorliegende kleinere Werk sich des größern zum Nachlesen und zur Erweiterung des Vortrags bedienen sollten, war es für jene freilich bequemer, die Grundlage der genannten ausführlichern Einleitung beizubehalten. Denn für die Jugend an sich würde eine chronologische Anordnung nach Fächern, als Dichter, Redner, Geschichtschreiber u. s. w., wie bei Eschenburg, zu der dadurch zu begründenden leichtern Uebersicht des Ganzen vielleicht sehr zweckmässig gewesen seyn. Was aber den ganzen dritten (ohnehin ausser dem Gebiete der eigentlichen griechischen Litteratur gelegenen) Abschnitt betrifft, so möchte derselbe für die noch auf gelehrten Schulen befindliche Jugend, für welche das Werk doch zuerst bestimmt ist, deswegen

ob denn Verschiedenheit der Sprache in der That ein so mächtiges Hinderniß der Ausführung böser Anschläge ist? und besonders über den Glauben des Verf. S. 160, daß Gott in jenen rohen Zeiten, aus welchen diese Tradition vom Thurm zu Babel sich herschreibt, eine solche reinmoralische Ansicht der Weltbegebenheiten (?) irgend einem seiner treuen Verehrer durch Worte (in welcher Sprache? will Rec. nicht fragen, um nicht neugierig zu scheinen,) mitgetheilt habe. — Die Etymologie von בבל, daß es ist בל von בלל wie חל von חלל mit ב praef. und heißt: in der Verwirrung (S. 155) empfehlen wir der Prüfung der Lexikographen. — Blos zu S. 12, wo Hr. K. sagt: „Meines Wissens hat Niemand den religiösen Werth der Erzählung von Kain und dessen Nachkommenschaft ins Licht gesezt," bemerkt Rec. noch, daß, wenn er nicht sehr irrt, dies von Carl Georg Schuster in seiner Schrift: die ältesten Sagen der Bibel nach ihrem historischen und praktischen Gehalt für gebildete Christen jedes Standes. Lüneburg 1804. 8. geschehen ist.

Meyer.

---

2) Ueber

2) Ueber den Mythos der Sündfluth von Philipp Buttmann. Berlin 1812. In der Saalfeldschen Buchhandl. 59 S. 8.

Der berühmte Verfasser dieser kleinen Schrift, welcher dem Publico bereits durch ähnliche Bearbeitungen mosaischer Mythen vortheilhaft bekannt ist, geht von der Bemerkung aus, daß die Erzählung von der Sündfluth in der Genesis aus Bruchstücken zweier verschiedenen Werke, die sich durch den Gebrauch der Namen Jehova und Elohim zur Bezeichnung des Begriffs von Gott unterscheiden, zusammengesezt sey. In der Darstellung des Mythos folgt er den Jehovafragmenten, denen er dem poetischen Werthe nach den Vorzug giebt, doch mit schicklichen Einschaltungen aus den Elohimfragmenten. Hierauf vergleicht er die Sage von dieser Fluth, von der er glaubt, daß sie in den südlichen Gegenden Asiens gebildet worden, mit der aus den historischen Werken des Abydenus und des Alexander Polyhistor geschöpften assyrischen Tradition von einer großen Ueberschwemmung unter dem Könige Sisuthros oder Xisuthros, und mit der aus Münzen allein bekannten phrygischen Sage von einer großen Fluth, über welche

welche sich eine sehr lehrreiche Abhandlung von Eckhel in seiner doctrina num. Vet. P. I. Vol. III. p. 132 sq. findet, und zeigt aus der großen Uebereinstimmung dieser Sagen die Einerleiheit derselben. Dieselbe Bemerkung wird von ihm auch auf den nur unvollständig bekannten griechischen Mythos von der deukalioneischen Fluth ausgedehnt, wobei sehr richtig erinnert wird, daß hier nicht von der historischen oder chronologischen Einerleiheit der Ueberschwemmungen in Indien, Westasien und Thessalien die Rede sey, sondern nur so viel gesagt werden solle, daß die Hauptgestalt des Mythos von einer großen Fluth in allen diesen verschiedenen Sagen dieselbe sey, daß sie alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle ausgehen. Bis dahin wird man dem Verf. gerne folgen, gerne zugeben, daß eine uralte orientalische Sage von verschiedenen Nationen mit Localsagen alter Wasserverwüstungen, die in den Zeiten der Unkultur nicht selten seyn, und vielen Schaden anrichten mußten, auf mannichfaltige Art sey verschmolzen worden. Der Verf. geht aber nun noch weiter. Weder Noah noch Sisuthros sollen historische Personen, sondern blos mythische Wesen seyn, welche in diese Dichtung hineingezogen werden. Was den Leztern betrifft, so sey er mit dem ägyptischen Sesostris eine und dieselbe Person. Die Namen Si-

suthros

suthros und Sesostris wären blos reduplikative Formen von Sothis, der ägyptischen Gottheit des Hundsterns, der für Aegypten der Vorbote seiner Ueberschwemmungen gewesen. Das Symbol dieses Gestirns, welches auch in den benachbarten Ländern Asiens göttlich verehrt worden, habe man personifizirt. So sey es zugleich Symbol aller Regenfluthen und Ueberschwemmungen, namentlich auch jener größesten geworden, von welcher die uralte Sage erzählte, und habe endlich in der alle alten Symbole zu Menschen machenden Mythologie jene bestimmte Rolle übernommen. Auch der hebräische Seth soll mit Sisuthros und Sesostris dasselbe mythische Wesen seyn. Etwas anders wird mit Noah umgegangen, um auch diesen (auf den Deukalion will sich der Verf. jezt nicht einlassen) zu einem bloßen allegorischen Wesen zu machen. Noah sey eigentlich das Symbol des Wassers, welches der Verf. dadurch glaublich zu machen sucht, weil in der ganzen anerkannten Sprachverwandtschaft von Indien bis zu uns Na oder Nach einer der Grundlaute sey, womit das Wasser und eine Menge davon ausgehender Begriffe bezeichnet werde. Der Verf. erinnert dabei an die griechischen Worte ναειν, ναμα, νηχειν, νιπτειν, νοτια, an das deutsche naß, Nachen, an das lateinische navis u. s. w. Daß Noah als Geber des Weins dargestellt werde (wor-

(worüber der Verf. selbst in einer frühern Abhandlung in der Berliner Monatsschrift J. 1811, März, kommentirt, und ihn mit dem Dionysos identificirt hat) streite damit gar nicht. Die Gottheit des Wassers, Geberin des Getränks, sey auch Geberin des Weins, der nur eine Gestaltung des labenden Wassers zu höherem Genüsse sey. Als Gottheit des Wassers habe nun Noah in der ältesten Sage die große Fluth gesendet, und an seine als Mensch dargestellte Person habe der hebräische Völkerstamm den schönen Mythos von der Sündfluth geknüpft.

Recensent will es frei gestehen, daß er dem Verf. in diesen Behauptungen, die ihm bloße Spiele des Witzes und der Imagination zu seyn scheinen, nicht folgen kann. Daß die Allegorie (wenn man es so nennen will, ob gleich der Name nicht ganz passend ist) und die von ihr bei Erklärung der alten Mythen unzertrennliche Etymologie zur Aufhellung einzelner Regionen der Mythologie angewandt werden könne und angewandt werden müsse, giebt er gerne zu. Aber er sieht nicht ein, warum gewisse Mythen auch da, wo es nicht anders, als durch so erkünstelte und gewaltsame Operationen, wie sich der Verf. erlaubt, geschehen kann, allegorisch erklärt werden müssen. Auch leuchtet ihm die vom Verf. S. 40 in der Note als ausgemacht vor-

aus-

ausgesezte vollkommene Nothwendigkeit, alle Adamiten vor und bis zur Fluth für allegorische Wesen zu nehmen, nicht ein. Giebt es denn nicht bei allen alten Völkern, und so auch bei den Hebräern historische Mythen, d. h. Sagen, bei welchen irgend ein Factum, irgend eine wirkliche Person zum Grunde liegt, bei denen man aber das, was ihnen die alte rohe Sprache und Dichterfiktion lieh, erst abstreifen muß, um dem zum Grunde liegenden Hauptfakto auf die Spur zu kommen? Der Verf. bespöttelt S. 32 die seltsame Art, Geschichten hervorzubringen, deren sich viele bedienen, indem sie aus fabelhaften Erzählungen nur die unglaublichen und übernatürlichen Umstände, und von den widersprechenden Thatsachen die, welche am entbehrlichsten scheinen, streichen oder umformen. Bei dieser Methode, sagt er, kommt freilich die Fabel zu kurz, während sich die Geschichte der seligsten Räume und einer wahrhaften Unschuld erfreuet. Aber trifft dieser Spott wohl diejenigen, welche bei einem Theil der alten Mythen eine historische Grundlage annehmen, und mit der gehörigen Rücksicht auf alte Sprachen und Vorstellungsart, so wie auf spätere Ausschmückung und Verschönerung, diese historische Grundlage zu erforschen suchen! Ist nicht offenbar eine Klasse von Mythen älteste Volks- und Stammgeschichte, nur in bildliche Spra-

 che

che (die einzige damals mögliche) eingehüllt, welche allen Fakten der Urwelt ein wunderbares Ansehen giebt! Die historische Erklärungsart der Mythologie ist freilich zu allen Zeiten zu den abentheuerlichsten Grillen gemißbraucht worden. Aber kann dieser Mißbrauch den richtigen Gebrauch derselben aufheben, und führt nicht das Bestreben, die allegorische Methode überall anzuwenden, zu der Einseitigkeit zurück, welche der Erklärung der Mythologie von jeher so nachtheilig geworden? — Den Ton des Verfassers hat der Rec. in dieser, so wie in andern Schriften desselben bisweilen zu schneidend und zu absprechend gefunden, und das auch wohl da, wo eigner Mangel an hinlänglicher Sach- oder Sprachkenntniß nur denselben diktiren konnte. So werden S. 15 die neuern Ausleger getadelt, welche 1. Mos. VI. 3 bei den Worten: לא ידון רוחי באדם לעלם die wörtliche Uebersetzung: „die Menschen werden sich meinen Geist nicht immer strafen lassen" verlassen, und mit Anwendung unnöthiger Zwangsmittel einen andern Sinn in die Stelle hineinzulegen gesucht hätten. Aber nach dem beständigen Sprachgebrauch hätte ja dann nicht ידון sondern ידין stehen müssen; und haben daher die Ausleger nicht recht, welche sich entweder nach einer andern Leseart umsehen, oder die gewöhnliche Leseart dem Sprachgebrauche gemäß

gemässer zu erklären suchen? — Befremdet hat es den Rec. auch, das hebr. תֵּבָה immer durch Kasten übersezt zu finden. Schiff, Fahrzeug ist offenbar das passendere Wort; selbst das von Luther nach dem Vorgang älterer Uebersetzer gewählte Wort Arche, klingt einem deutschen Ohr bei weitem nicht so anstössig, als das Wort Kasten.

Uebrigens hat der Verf. noch in einem Anhange S. 50 f. die Beziehung, worin seine Abhandlung mit De Wettens Untersuchungen steht, und seine Uebereinstimmung und Verschiedenheit von der Meinung dieses Gelehrten bemerklich gemacht.

VII.

Propädeutik der griechischen Literatur.

Gottl. Christoph. Harles brevior notitia litteraturae graecae in primis scriptorum graecorum ordini temporis adcommodata in usum studiosae juventutis. Lipsiae in libr. Weidm. 1812. X. u. 768. S. 8.

Es ist nicht genug, daß der studirende Jüngling aus den Quellen der höhern Bildung blos trinke; er muß auch frühe schon z. B. in der Mittelklasse,

zu den Hülfsmitteln geführt werden, woraus er die verjüngte Geschichte jener Quellen kennen lernen kann. Dadurch vorzüglich wird das Interesse für seine Veredlung erhöht, und er fühlt allmählig, weil er Hülfsmittel kennt, einen angenehmen Reiz, für sich selbst zu arbeiten. Ist dieser einmal lebhaft aufgeregt, so darf man auf künftigen Gewinn sichere Rechnung machen. Bringt die geweckte Thätigkeit anfangs auch gleich abentheuerliche Gestalten in der jungen Seele hervor; Geduld! dieselben gehen schon allmählig in die regelmässigen schönen Formen über, welche dem höheren Wissen zur Seite stehen. Haller mußte erst als Knabe Gigant werden, mußte als Knabe erst den Bayle fortsetzen und ungeheure orientalische Wörterbücher schreiben wollen, ehe er als Mann Haller werden konnte. — Die größte Schwierigkeit indeß bei litterarischen Hülfsmitteln für Jünglinge, wie man sie sich von der Mittelklasse an bis zum Abgehen auf die Universität denken muß, machen Umfang, Wahl und regelmässige Anordnung. Ein Porträt von großem Umriß geräth immer leichter, als wenn dasselbe für einen Damenring gefertigt werden soll, und Fabriz, der entschlossen seine großen Litteraturwerke entwarf und muthig vollendete, wäre vielleicht verlegen gewesen, hätte er dieselben blos für seine Zöglinge bearbeiten und verjüngen müssen. Denn

dem

dem auf gelehrten Schulen studirenden Jüngling muß noch vieles gleichsam verborgen bleiben, damit sich seinem Wissen, wann er höher strebt, noch viel Neues und Reizendes nähern kann.

Niemand indeß, wenn von einer Anleitung auch des scholastischen Jünglings zur griechischen Litteratur die Rede ist, kann auf die Verfertigung einer solchen mit Recht mehr Anspruch machen, als der ehrwürdige Herr Verf., welcher in einem langen Zeitraume durch mehrere Arbeiten der Art hinreichend bewiesen hat, daß seit des großen Litterators Fabricius Zeiten Deutschland, außer ihm, keinen Gelehrten aufzuweisen hatte, der jenem an weitumfassender Kenntniß der zur griechischen und römischen Litteratur gehörigen Werke so nahe gekommen wäre. Wenigstens wird die neue Ausgabe des großen Fabriciusischen Werkes, die aber leider auch durch die Zeitverhältnisse schon seit einiger Zeit gehemmt ist, und an welcher, man kann wohl sagen, der größte Theil durch dessen Fleiß gearbeitet ward, seinen Namen unter den Namen der berühmtesten Litteratoren in jeder Zukunft aufbewahren.

In der Fabriciusischen Bibliothek und in der Introductio in historiam linguae graecae, sammt den dazu gehörigen Supplementen war, mit Ausschluß der neuern und neuesten Litteratur, der

In-

Inhalt auch zu diesem Werke schon vorhanden. Allein das Sondern des Wenigern von so Vielem hat immer seine eigenen Schwierigkeiten. Wie der Herr Verf. dabei verfahren sey, sagt er S. VIII. der Vorrede, selbst mit folgenden Worten: Ea, quae in Introductione in historiam litteraturae graecae atque in supplementis latius exponenda duxeram, hic, uti in Breviore Notitia litteraturae romanae feceram, non modo contraxi, omissis, quae aut discipulis nondum adeo necessaria scitu viderentur, aut a doctoribus, si qui huncce libellum, quem junioribus suis auditoribus commendarent atque copiosius explicarent, dignum iudicarent, commode possent suppleri; sed etiam alia ratione brevius narravi, et ubivis fere, mentione aliorum librorum, praecipue recentiorum editionum, quae quidem in manum notitiamque meam venerant, facta, insigniter auxi. Ordinem tamen, quo in Introductione mea usus sum, servavi, ut cum auditores, tum maxime doctores, si maius illud opus ad manus haberent atque consulere vellent, id facilius conferre, et, si placeret, plura interdum possent ex eo haurire. Demnach zerfällt das Ganze in drei Hauptabschnitte oder Kapitel, wovon das erste handelt: von dem Ursprunge der griechischen Sprache, von den Schriftstellern vor Homer,

Homer, von da bis auf Alexander d. Gr.; das zweite: von den Verfassern von Alexander bis zu Augusts Zeiten, von den Schriftstellern von August bis Konstantin d. Gr., und von diesem bis zur Eroberung Konstantinopels; das dritte: von den verschiedenen griechischen Uebersetzern des A. T. und dessen apokryphischen Büchern, von dem göttlichen Urheber des N. T. und den sämmtlichen Verfassern der christlichen Religionsurkunden, von den sogenannten Vätern und den übrigen kirchlichen Schriftstellern.

In sofern besonders Lehrer bei dem Unterrichte über das vorliegende kleinere Werk sich des größern zum Nachlesen und zur Erweiterung des Vortrags bedienen sollten, war es für jene freilich bequemer, die Grundlage der genannten ausführlichern Einleitung beizubehalten. Denn für die Jugend an sich würde eine chronologische Anordnung nach Fächern, als Dichter, Redner, Geschichtschreiber u. s. w., wie bei Eschenburg, zu der dadurch zu begründenden leichtern Uebersicht des Ganzen vielleicht sehr zweckmässig gewesen seyn. Was aber den ganzen dritten (ohnehin ausser dem Gebiete der eigentlichen griechischen Litteratur gelegenen) Abschnitt betrifft, so möchte derselbe für die noch auf gelehrten Schulen befindliche Jugend, für welche das Werk doch zuerst bestimmt ist, deswegen

etwas

etwas überflüssig seyn, theils weil dieselbe, d. h. besonders die Theologen, in der Folge auf der Universität Einleitung über das N. T. ohnehin hören muß, theils weil, hauptsächlich bei dem heutiges Tages so gehäuften Unterrichtsmateriale auf Schulen, kaum für die Litteratur der wichtigsten und vorzüglichsten Schriftsteller hinreichender Raum vorhanden ist. Allein da dieses Werk eine Verjüngung des größern werden sollte, so mußte das alles beibehalten werden. Eben so mußte deßhalb auch die Anlage der Behandlung der einzelnen Schriftsteller dieselbe, wie in der größern Einleitung bleiben; denn ausserdem würde, was Lehrer auf Schulen ebenfalls zugeben werden, eine kurze Angabe des Lebens und der Werke eines Schriftstellers, eine richtig geordnete Reihe der vorzüglichsten und der brauchbaren Ausgaben des Ganzen sowohl, als der einzelnen Theile mit Bemerkung der Urausgaben (eine vollständige und kritische Geschichte der Ausgaben ist für den scholastischen Jüngling noch nicht nöthig) der besten und vorzüglichsten Uebersetzungen, und grösserer und kleinerer Hülfsmittel, ebenfalls der schnellern Uebersicht wegen, vielleicht vorzuziehen gewesen seyn.

Desto dankbarer ist das Viele anzunehmen, was der würdige Verf. aus seinem so reichen Vorrath hier mitgetheilt hat. Man muß wirklich mit

Ach-

Achtung für einen solchen Fleiß erfüllt werden, der in dem Alter noch so thätig und sorgfältig ist, auch das Neueste möglichst vollständig aufzusammeln, und selbst das nicht ganz gewiß Vorhandene, was z. B. von der metrischen Verdeutschung des Alcäus, Würzb. 1810. 8. (S. 50) der Fall seyn mag, nicht zu vergessen. Daß indes auch bei dem unverkennbaren Reichthum diese Litteratur selbst für die Jugend noch manches wird nachgetragen werden müssen, ist nicht zu läugnen. So brauchbar z. B. beim Homer zur Aufklärung der Gegend von Troja Hammers typographische Ansichten u. s. w. Wien 1811. 4. seyn mögen, so müssen sie doch sowohl in genannter Hinsicht, als noch besonders der beigefügten andern vielen Bemerkungen wegen zwei andern sehr interessanten Werken weichen, nämlich 1) der Ebene von Troja nach Choiseul-Gouffier von C. G. Lenz. Neustrelitz 1798. 8. mit Kupfern; 2) der Reise nach Troas, oder den Gemählden der Ebene von Troja von Lechevalier, frei bearbeitet von C. G. Lenz. Altenb. 1800. 8. mit 8 Kupfern und einer Charte. Uebrigens aber ist es bei eben demselben Dichter sehr angenehm zu bemerken, daß ein so bewährter Kenner der ältesten Dichter und ihrer Gesangweise erstlich denen offen widerspricht, welche die Ilias für einen zufällig zusammenpassenden Mischmasch von Natio-

nal-

nalgesängen von mehreren ungleichzeitigen Dichtern verfaßt ansehen, und den Homer selbst aber für eine Sammlung epischer Sänger halten, welche in einigen Jahrhunderten gelebt haben; daß er aber ihn, den Homer, für einen unter diesem Namen wirklich vorhanden gewesenen Sänger, und seine beiden Werke als zwei alleinige Produkte seiner Muse anspricht. Nur möchte eine genauere und auf ein fleissiges Studium gebaute Kenntniß jener Gesänge nicht blos ein richtigeres Verstehen des frühesten Alterthums und der griechischen Schriftsteller überhaupt bewirken, sondern es möchte dadurch etwas noch weit Höheres, nämlich die eigentliche höhere Bildung des Geistes und ein reines, festes Gefühl für das wahrhaft Schöne, Große und Einfache vorzüglich begründet werden. Der Beweis hievon ist Thatsache, indem sich die frühern großen Dichter des griechischen Alterthums, besonders die tragischen Sänger hauptsächlich durch den Homer gebildet haben.

Erstes

Erstes Register

der Abhandlungen und Recensionen, die in diesem ersten Bande enthalten sind.

I. Abhandlungen und Aufsätze.

II. Recensionen.

a) anonymischer Schriften.

Nach-

b) von Schriften, die unter dem Namen ihrer Verfasser erschienen sind:

Gräffe

Schaff=

Zwey

Zweites Register der angeführten Bibelstellen.

Drittes Register
der merkwürdigsten Sachen.

Jesus

Phari-

Druck-

Druckfehler = Verzeichniß.

Seite 65, Zeile 23 ist Marc. 16, 15. zu lesen.
— 201, — 5 ist für Israel zu lesen Jehova
— 204, — 7 für hervorgezogen zu lesen herabgezogen
— — — 19 für Topologie zu lesen Logologie
— 212, — 18 ist nach alles Menschlichen ausgelassen hinaufrückten und
— 203 — 16 erhobenen statt erhabenen.
— 204 — 16 allem statt allen
— 236 — 24 ist XXI, 15. zu lesen.
— 240 — 1 αρχαιων
— 252 bis 258 ist jedesmal statt Stiegler zu lesen Riegler
— 284 Z. 18 Valkenaer
— 327 — 24 consulas
— — — 26 απολυθειν
— 341 — 21 Denkweise
— 350 — 10 allem
— 355 — 26 Panstratiae
— 362 — 15 manches
— 395 — 19 lies Epopöe.



